

## Recherche reloaded

Was Journalisten von anderen  
Rechercheberufen lernen können

THE INTERNET?  
IS THAT THING STILL  
AROUND?

HOMER SIMPSON

Daten  
Recherchen  
Geschichten

nr-Fachkonferenz  
Daten, Recherchen, Geschichten

24./25. März 2012,  
Verlagshaus Gruner + Jahr, Hamburg

[daten.netzwerkrecherche.de](http://daten.netzwerkrecherche.de)



HENRI  
NANNEN  
PREIS





nr-Werkstatt 21

## Recherche reloaded

Was Journalisten von anderen  
Rechercheberufen lernen können

Wir danken unseren Kooperationspartnern



# Inhalt

## **Was zur Hölle ist Recherche?**

Eröffnungsrede der nr-Fachkonferenz „Recherche reloaded“  
*Von Hans Leyendecker* 6

## **Klimawandel**

Die Ausgewogenheitsfalle und andere Probleme  
*Von Stefan Rahmstorf* 16

## **Bei Nacht und Nebel im Hühnerstall**

Recherchemethoden eines Tierschützers  
*Von Stefan Bröckling* 34

## **Recherche in der Medizin**

Wenn Experten ausgedient haben  
*Von Klaus Koch* 45

## **Forensische Interviews führen**

Wirtschaftskriminellen auf der Spur  
*Von Bernd Hoffmann* 52

## **Akten ohne Umwege**

Archivrecherche für Journalisten  
*Von Clemens Tangerding* 73

## **Data Driven Journalism**

Werkzeuge und Tipps für Datenjournalisten  
*Von Christina Elmer* 83

## **Nachdenken und Gegenchecken**

Wie man Zahlen und Statistiken prüft  
*Von Katharina Schüller* 96

**Operative Fallanalyse**

Die Suche nach dem Täterprofil

*Von Axel Petermann***108****Die Umwelt-Ermittler**

Wie Greenpeace recherchiert

*Von Manfred Redelfs***118****Wie Banker Märkte analysieren**

... und was Journalisten daraus lernen können

*Von Dirk Lorber***133****Mythos „Rosenholz“**

Oder: Wer war Agent?

*Von Helmut Müller-Enbergs***140****Ein Umzugskarton voller Ermittlungsakten**

Ein Rechercheprotokoll

*Von Christine Kröger***150****„Aussortierte Daten werden vernichtet“**

Von Wikileaks zu Openleaks

*Jörg Wagner im Gespräch mit Daniel Domscheit-Berg***165****Impressum****180**

## Was zur Hölle ist Recherche?

Eröffnungsrede der nr-Fachkonferenz „Recherche reloaded“



Von Hans Leyendecker

Zwei Fische schwimmen im Meer. Ein älterer Fisch kommt ihnen entgegen und fragt: „Morgen Jungs, wie ist das Wasser?“ Die beiden jungen Fische schwimmen noch ein bisschen, bis der eine schließlich zum anderen rübersieht und fragt: „Was zur Hölle ist Wasser?“

Der Schriftsteller David Foster Wallace hat diese Fische-Hölle-Wasser-Frage im Mai 2005 Absolventen des Keynton College im Bundesstaat Ohio gestellt und der Punkt dieser Geschichte besteht darin, dass die allgegenwärtigsten, wichtigsten Realitäten oft die sind, über die man am schwersten reden kann.

Was zur Hölle ist Recherche? Das fragen sich die Frischlinge im Beruf und die Älteren tun gern so als wüssten sie darauf eine Antwort. Wir erleben heute und morgen ein Experiment. In einer Fachkonferenz des Netzwerkes Recherche in Kooperation mit dem Henri Nannen Preis werden Fachleute unterschiedlicher Fachrichtungen über ihre Arbeitstechniken reden. Ein unerhörtes Experiment, weil es einen solchen Austausch noch nicht gegeben hat. Wir werden viel Neues erfahren,

wir werden Methoden und Techniken kennen lernen. Wir werden Spezialisten unterschiedlichster Berufszweige hören.

Wer fehlt, sind die Witwenschüttler, das Prekariat der Zunft, das Rückgrat des Boulevards. Sie schreiben meist nicht besonders gut. Das ist auch nicht ihr Job. Ihre Aufgabe besteht darin, trauernde Hinterbliebene von Mordopfern oder Unfalltoten aufzusuchen und denen Fotos abzuschnatzen. Wenn möglich, soll die trauernde Gattin in ein einfühlsames Gespräch verwickelt werden. Das Gespräch dauert gewöhnlich so lange, bis die Witwe die Fotografien des Toten herausgerückt hat. Am liebsten nimmt der Witwenschüttler alle Fotos mit, die im Haus sind. Selbst die, die an der Wand hängen. Das macht er wegen der Konkurrenz, die später trauernd vorbeischaut. Witwenschüttler hassen deshalb frische weiße Flächen an der Wand und tragen stets Schwarz und Krawatte. Neuerdings brauche es, klagen die Witwenschüttler, oft keine Witwenschüttler mehr, denn die Fotos werden von den Kollegen aus dem Internet geholt.

### ***Wie viel Ethos braucht der Journalismus?***

Wenn wir über Witwenschüttler reden, reden wir auch über die Abgründe des Gewerbes. Wie viel Ethos braucht der Journalismus? Mehr als wir uns bei all unserem Zynismus oft zugestehen. Wenn ich mich kurz auf das schlüpfrige Gelände der Ethik begeben, bei der es immer um das konkrete Allgemeine und um das persönlich Soziale gehen muss und manchmal auch um das Private Öffentliche, ist es nicht weit zu den zehn Geboten. Auf welche sollte man achten? Auf alle. Auf welche besonders?

Vielleicht auf das siebte und achte Gebot. Das siebte lautet: Du sollst nicht stehlen. Das ist zum einen wörtlich gemeint. Damit ist aber auch gemeint: Du sollst dem Käufer nicht das Geld und nicht die Zeit stehlen, indem Du ihm schlechte Texte, schlechte Filme lieferst.

Das achte Gebot heißt: Du sollst nicht falsches Zeugnis reden wider Deinen Nächsten. Das meint: Du sollst nicht die Unwahrheit verbreiten. Du sollst die Wahrheit sagen, nichts als die Wahrheit.

Aber will der Leser, Hörer, Zuschauer die Wahrheit? Wenn wir uns heute fragen, ob wir offen bleiben oder offen werden für neue Recherchewege, dürfen wir das Publikum nicht außer Acht lassen. Akzeptiert der Zuschauer, der Leser, der Zuhörer Zweifel, oder will er nur durch das Gesendete, Gehörte und Gelesene in seiner Meinung bestätigt werden? „Der schreibt, was ich denke. Guter Mann“.

Das meint: Ein Journalist hat es nicht selten mit einem Publikum zu tun, das von ihm eigentlich nur die Umsetzung eines Vorurteils erwartet.

Aber ist es Recherche, wenn man vor allem schreibt, um die Vorurteile von Leuten zu bestätigen? Meine Erfahrung nach knapp vier Jahrzehnten in diesem Beruf lautet deshalb: Es ist nicht leicht Leute zu finden, die etwas Neues zu sagen haben. Es ist aber noch sehr viel schwieriger Leute zu finden, die etwas Neues hören wollen.

Meine Damen und Herren, wie Sie wissen, gibt es in Deutschland vorzügliche Reporter, es gibt gute Redakteure. Wer den Leitartikel schreiben darf, im Presseclub sitzt, hat den Ausweis höchster Professionalität erreicht. Aber welche Zeitung, welcher Sender beschäftigt Rechercheure? Zwar sind in den vergangenen Monaten in einigen Redaktionen Investigativ-Ressorts entstanden. Das ist gut so. Sorge aber macht mir die Jägerkultur, die sich ausbreitet. Irgendwelche „Exklusiv-Nachrichten“ werden gejagt: Neuer Skandal, noch mehr Anfangsverdacht. Noch mehr Unerhörtes. „Was im Fall Strauss-Kahn in Raum 2806 wirklich geschah“, lautete eine Schlagzeile. „Wie Bin Laden wirklich starb“, eine andere. Die Berichte aus einer exklusiven virtuellen Welt strotzen vor unwirklicher Wirklichkeit.

Die Schwierigkeiten mit dem Begriff Recherche fangen schon früh an. Nach Auskunft des Handbuches „Journalismus und Medien“ ist journalistische Recherche ein professionelles Verfahren, mit dem Aussagen über Vorgänge beschafft, geprüft und beurteilt werden. Die Recherche setzt eine aktive Rolle des Journalisten voraus. Die Entgegennahme und redaktionelle Bearbeitung von Presseerklärungen fällt nicht unter Recherche. Dennoch gibt es Chefredakteure, die es schon für Recherche halten, wenn sie ohne Hilfe ihrer Sekretärin fehlerfrei eine Telefonnummer finden. Gestern hat sich ein Verlag gefeiert, weil seine Blattmacher angeblich nichts von den unlauteren und nicht journalistischen Recherchemethoden einer von ihr beauftragten Agentur wusste. Das habe ein Gericht festgestellt. Ich will Sie nicht mit den Abgründen dieses Falles, der weit komplizierter ist, behelligen, sondern nur darauf hinweisen, was heutzutage als Erfolg gefeiert wird.

„Wie haben Sie eigentlich früher recherchiert, als es Google noch nicht gab?“ Diese Frage hat mir neulich eine junge Redakteurin gestellt. Es wäre nicht schlecht gewesen, wenn sie heute und morgen dabei wäre. Aber wahrscheinlich stöbert sie im Internet. Den eigenen Ergebnissen misstrauen, Fakten bewerten, jede Quelle mehrmals auf ihre Glaubwürdigkeit prüfen. Das gehört zum Recherche-Journalismus. „If you



mother says, she loves you, check it out“, verlangte der Lokalchef einer Tageszeitung in Chicago von seinen Mitarbeitern. Er hatte den Spruch auf seinem Schreibtisch. In Deutschland wird Recherche-Journalismus oft mit investigativem Journalismus gleichgesetzt. Das ist ein Missverständnis. Ziel von beidem kann es sein, Missstände aus den Bereichen Politik, Wirtschaft oder Gesellschaft aufzudecken. Beim investigativem Journalismus müssen allerdings durch Recherche bisher unbekannte Sachverhalte von politischer oder wirtschaftlicher Bedeutung öffentlich werden.

Wenn Journalisten beispielsweise über einen Skandal berichten, der durch die Ermittlungen von Staatsanwaltschaften bekannt wurde, mag das ernsthafter Recherche-Journalismus sein, investigativ ist das nicht. Also fast alles, was in diesem Lande als investigativ ausgegeben wird, ist nicht investigativ. Wir haben ganz selten investigative Geschichten. Oft basieren Zeitungsgeschichten auf Erkenntnissen von Behörden, die angeblich etwas ermittelt haben. Die können richtig sein oder auch nicht.

### ***Gib dich nie mit nur einer Quelle zufrieden!***

Solche Unterscheidungen von investigativem und bestenfalls recherchierendem Journalismus und die Professionalität des Chicagoer Lokalchefs klingen vielleicht seltsam, aber ein paar Minimalforderungen sollte es schon geben. Beispielsweise ist eine feste Regel in unserem Beruf, dass sich der Journalist nie mit einer Quelle zufrieden geben kann. Nur wenn Sie in eine Recherche den Papst mit einbeziehen, haben Sie automatisch noch eine zweite Quelle mit drin. Das ist das Gute an der päpstlichen Botschaft.

Nach einer Studie einer Kommunikationswissenschaftlerin, die Beiträge aus Zeitungen und Hörfunk und von Nachrichtenagenturen nach der Quellenlage prüfte, hatten 85% aller Fälle als Basis nur eine Quelle. Informationen aus einer Pressekonferenz oder PR-Mitteilungen, die ungeprüft verarbeitet worden waren. Nach einer anderen Untersuchung recherchiert ein Viertel der deutschen Journalisten am Tag nicht mehr als eine Stunde. Wenn man den Begriff Recherche wirklich ernst nimmt, ist möglicherweise selbst diese Größenordnung eine Übertreibung. Fest steht: Die ökonomische Krise der Verlage hat die Lage in Redaktionen und Archiven nicht verbessert. Das öffentlich-rechtliche Fernsehen hat zwar alles in allem keine vergleichbaren ökonomischen Probleme, obwohl die Kolleginnen und Kollegen sparen müssen. Aber immer mehr verwalten Redakteure nur noch Themen und Sendungen.

Es gibt Klassenunterschiede im Journalismus. Ein freier Autor, der einem Sender eine rechercheintensive Geschichte anbieten will, wird sich dreimal überlegen müssen, ob er die Geschichte wirklich durchzieht. Am Ende kommt dabei vielleicht nichts raus. Und was ist dann? Wenn wir über Recherche und die Techniken reden, müssen wir also auch über Voraussetzungen für Recherche reden, über Geld. Geld ist nicht die einzige Voraussetzung. Auch zählt die Zuneigung. Manche Leute lieben den Beruf allzu sehr. Nicht selten leben sie dann am Leben vorbei. Immer ist die Arbeit so furchtbar wichtig. Dieses Phänomen finden Sie übrigens bei Investigativ-Leuten sehr häufig. Das ist nicht klug und nicht richtig. Man muss bei dieser Tätigkeit eine Art innere Balance haben. Wenn man alles, was man macht, wichtig nimmt, nimmt man sich sehr wichtig. Die Eitelkeit kann gutem Journalismus, wie aktuelle Beispiele zeigen, sehr im Wege stehen.

Aber zurück zum Geld. Das ist schon eine wichtige Voraussetzung, Geld für die Rechercheure, Geld für Reisekosten, Geld für den Apparat. Recherche kostet Zeit, kostet Geld. Recherche aus Liebe zum Beruf können sich aus der Runde, die in diesem Saal zusammengekommen ist, fast nur noch Teilzeit arbeitende Redakteure und Redakteurinnen und Freiberufler leisten. Dies war für mich jedenfalls das erstaunliche Fazit eines Modellseminars mit dem schönen Namen „Watergate in Wuppertal“, das die Bundeszentrale für politische Bildung dokumentiert hat. Etliche der Teilzeit-Journalisten erklärten, sie würden auch finanzielle Einbußen in Kauf nehmen, wenn sie mal tiefer in ein Thema eindringen könnten. Gerade diejenigen, die am Ende der Nahrungskette sind, haben gesagt: Auch das nehme ich noch in Kauf, wenn ich meine Geschichte ordentlich machen kann. Vor diesen Kollegen verbeuge ich mich.

Auf all die Krisen, also die Werbekrise und die Auflagenkrise, kann man mit unterschiedlichsten Maßnahmen reagieren. Vielen Verlegern sind nur Sparmaßnahmen eingefallen. Redaktionskosten sollten, koste was es wollte, verringert werden. Da gibt es die unterschiedlichsten Modelle: Leiharbeit, Neueingruppierung, Outsourcing, tarifvertragliche Bindungen werden aufgelöst und untertariflicher Lohn wird eingeführt. Die kostengünstigsten Schreiberlinge werden eingesetzt und am Ende treffen alle diese Maßnahmen besonders heftig die doch immer schon kostengünstigen freien Journalisten. Journalisten werden entlassen, Korrespondenten eingespart. Redaktionen werden aufgelöst, der eigene Text wird durch Agenturen ersetzt und somit billigst eingekauft.

Die Chefredaktion verwandelt sich in eine Geschäftsführung. Geist mutiert in Geistlosigkeit. „Man spart, bis die Leser gehen“, hat mein

Freund Herbert Prant einmal die Lage beschrieben. Es gehe zu wie in einer absonderlichen Version des Rumpelstilzchens. Aus Unverstand werde Gold zu Stroh gesponnen.

Bilden Journalisten die Wirklichkeit ab? Die Dinge, die wir sehen, schrieb schon Platon in seinem Werk „Staat“, also die Bestandteile unserer angeblichen Wirklichkeit, seien nur Schatten der Ideen. Wer die Dinge, so wie sie vor unseren Augen liegen, abbildet, wer diese angebliche Wirklichkeit erzählt, der macht folglich nur Schatten vom Schatten.

Zum Querdenken möchte ich Sie heute ermuntern. Vielleicht gelingt mir das durch eine schwierige Frage: Wer war zuerst, das Huhn oder das Ei? Wir alle haben den Satz schon oft gehört. Er gilt als der Inbegriff einer absurden Frage. Vernünftige Menschen stellen sich diese Frage nicht. Vernünftige Menschen vergeuden nicht die Zeit mit unsinnigen Denkspielen. Wenn vernünftige Menschen diesen Satz einem anderen Menschen vorhalten, wollen sie ihm damit beweisen, dass er unsinnig und unproduktiv denke.

Es gab aber eine Zeit, da wurde die Frage, wer zuerst war, das Huhn oder das Ei, sehr ernst genommen. In einem großartigen Zeugnis der europäischen Mystik, der Predigt „Von dem edlen Menschen“ des Meisters Eckardt, wird die Frage nicht nur ernst genommen, sondern sogar beantwortet. Ich rezitiere einen Teil der Übersetzung. Die heißt: Die Natur macht den Mann aus dem Kind und das Huhn aus dem Ei, Gott aber machte den Mann vor dem Kind und das Huhn vor dem Ei.

Ich will Sie nicht mit europäischer Mystik langweilen, sondern nur darauf hinweisen, dass es zum Querdenken gehört, nicht nur die eine Wirklichkeit sehen zu wollen. Meist begegnet das Leben Journalisten verschwommen, verschleiert und verzerrt und Recherche auf den unterschiedlichen Wegen ist ein Teil des Versuchs, sich dieser Wirklichkeit zu nähern

Die wirklich große Gefahr für den Journalismus geht vom Journalismus aus, von den Medien selbst, von einem Journalismus, der den Journalismus und seine Kernaufgaben verachtet, der Larifari an die Stelle von Haltung setzt. Die Gefahr geht von Verlegern aus, die den Journalisten aus echten oder vermeintlichen Sparzwängen kaputt machen. Sie geht von Medienunternehmern aus, die den Journalismus auf den Altar des Anzeigen- und Werbemarktes legen, sie geht von Journalisten aus, die ihren Beruf nicht ernst nehmen. Zu beklagen ist die Vermischung von

Journalismus und PR, zu beklagen ist die Verquickung von Journalismus und Wirtschaft. Die Tatsache also, dass sich immer mehr Journalisten zu Büchsenspannern und Handlangern von Lobbyisten machen lassen. Die Frage ist: Gilt die Pressefreiheit auch dann, wenn kritisch über Aldi, Lidl und Schlecker berichtet wird?

Gute Recherche, dass muss man immer wieder betonen, setzt Haltung voraus. Und es geht bei dieser Haltung nicht um Gesinnungsjournalismus, sondern um das Handwerk. Es gab mal, das erzählen jedenfalls die ganz Alten, einen wunderbaren Verleger, der von einem Kino-Unternehmer angemacht wurde. Der Kino-Mensch ärgerte sich fürchterlich darüber, dass ein junger Journalist häufig kritisch über die gezeigten Filme berichtete. Und dann kam eines Tages dieser Kinomensch zu dem Verleger und erklärte: „Ich setze jetzt die Anzeigen bei Ihnen aus. Es gibt keine Anzeigen mehr.“ Dann kam der nach sechs Wochen wieder, weil die Kinosäle leerer geworden waren und sagte: „Ich bin jetzt wieder soweit.“ Und dann sagte der Verleger den schönen Satz: „Ich aber noch nicht.“ Wenn man die vielen Flanellmännchen betrachtet, von denen Michael Jürgs manchmal redet, sehnt man sich manchmal nach diesem alten Verleger zurück, der vermutlich auch schwierig war. Er hätte an dieser Tagung Gefallen gefunden.

Zurück zum Journalismus: Journalisten sollen unabhängig und nur der Wahrheit und Wahrhaftigkeit verpflichtet sein. Das ist eine der wesentlichen Geschichten für Recherche. Aber manches, was wir tun, hat nichts mit Wahrhaftigkeit, wenig mit Wahrheit und zu wenig mit der Wirklichkeit zu tun. Wenn wir über Recherche reden, müssen wir auch über das Rennen um die Nachricht, um irgendeine Nachricht, sprechen. Es gibt einen Wettbewerb um Schlagzeilen und vorgeblich atemraubende Enthüllungen. Wir leben in einer permanenten Gegenwart ohne Vergangenheit, ohne Zukunft. Ständig wird eine neue Sau durchs Dorf getrieben. Es sind ganze Herden von Schweinen unterwegs und es werden immer mehr.

Angestrebt wird das frühzeitige Besetzen von Themen, das Anzetteln von Aufregungskommunikation, die dafür sorgt, dass das eigene Blatt, der eigene Sender von anderen Blättern, von andern Sendern erwähnt wird. „Die Kolportage ersetzt die Reportage und Exclusivitis und Sensationshascherei prägen das Tagesgeschäft“, hat Johannes Rau mal gesagt. Man kann auch mit wenig auffallen. Der wirtschaftliche Druck, unter dem die Verlage heute stehen, hat viele Folgen. Ich will Ihnen die Entwicklung anhand von zwei exotischen Beispielen erläutern:

**Beispiel 1:** Im kalifornischen Pasadena gibt es einen ebenso sparsamen wie erfindungsreichen Verleger. Weil die Sitzungen des Stadtrats von Pasadena im Internet direkt übertragen werden, schickt er nicht einen Mitarbeiter ins Rathaus, denn davon hat er keinen mehr, sondern beauftragt einen Journalisten in Indien, über die Sitzungen zu berichten. Der sieht sich die Sitzungen im Internet an und schreibt sie auf. Das ist preisgünstiger als der kostengünstigste Journalismus in Kalifornien.

**Beispiel 2:** Baseball ist, wie Sie vielleicht wissen, ein Spiel mit viel Statistik. Neulich kam ein Tüftler auf die Idee, mit den Statistiken einen Computer zu speisen, der dann einen Spielbericht fertigte. Der Tüftler mit dem Computer ließ unabhängig davon Spielberichte von richtigen Journalisten schreiben und präsentierte die Arbeit einer Jury. Die konnte nicht herausfinden, welcher Text vom Computer stammte und welcher Text Werkstück eines Journalisten war.

Was sagt dieses Beispiel? Dieses Beispiel sagt: Wenn wir die Computer und alles andere überstehen wollen, müssen wir Dinge abliefern, die ein Computer nicht machen kann. Wir müssen anders schreiben, anders sortieren, wir müssen strukturelle Zusammenhänge zeigen, die man so einfach nicht findet, anderswo. Das ist auch eine der Aufgaben des investigativen Journalismus und keine, die Wikileaks erledigen wird.

Der wirtschaftliche Druck, unter dem Journalismus heute steht, hat exotische und weniger exotische Folgen. Eine der wichtigsten besteht in einer beträchtlichen Beschleunigung der Arbeit. Immer weniger Journalisten müssen immer mehr leisten, zumindest in der Theorie.

Wenn mich junge Leute fragen, wie sie mal investigativ zu Werke gehen könnten, dann frage ich sie nach ihren Bedingungen bei der Arbeit. Wenn einer am Tag eine Seite machen muss, oder vielleicht zwei, soll ich dem großartige Reden halten über die Zwiebel-Methode bei der Recherche? Soll ich ihm erklären, dass man die Zwiebel schälen und sich dann langsam dem Innersten nähern muss? Soll ich ihm raten, sich erst mal eine Dissertation zu dem Thema zu besorgen, noch mal mit 15 Quellen zu reden und dann abzuwägen, ob der Stoff taugt? Der lacht mich doch aus.

Ich kann diesem jungen Menschen vielleicht den Ratschlag geben, trau dich, einmal im Jahr eine wirklich gute Geschichte zu machen, die viel Recherche braucht. Eine, an der du hängst, die du verfolgst, bei der du dich nicht von den Zynikern in dem Beruf – davon gibt's schrecklich

viele, besonders die Leute meines Alters – abschrecken lässt mit: Also ein bisschen „Watergate in Wuppertal“.

### **„Qualität kommt von Qual“**

Nicht selten geraten Quantität und Qualität der Arbeit in Widerspruch zueinander. Manchmal ist der Widerspruch zu ertragen, manchmal auch nicht. Der Alltag bei vielen Regionalblättern ist, dass da einer an einem der vielen Newsdesks sitzt und als Dienstredakteur die Region verwaltet, in der er eigentlich viele Leute kennt. Aber er kommt nicht mehr raus. Wenn einer Pech hat, muss er am Newsdesk einen Lokalteil zusammenbauen, ohne die Region zu kennen. Dabei kommt es dann gelegentlich zu Verwechslungen von Bildern, was die Leser schon irritieren kann, wenn die Zeitung nicht mehr weiß, wo der Busbahnhof steht oder wo das Schloss ist. Wenn die kundigsten Leute, die für lokale Recherchen gebraucht werden, zu Schichtarbeitern werden und dabei noch über ihnen fremde Gegenden, das zugeliesserte Material zusammenschustern müssen, läuft etwas fürchterlich schief. Es läuft vieles schief in diesem Bereich. Die Gefahr der Newsdesks ist der fabrikmäßig produzierte Journalismus. Newsdesks können aber auch eine Chance sein. Wenn mehrere Zeitungen an einem Ort produziert werden, sind die Informationsflüsse und die Kommunikation transparenter.

Neuerdings gibt es auch den Video-Journalismus. Ich bin mir nicht sicher, ob das auf Dauer eine eigenständige journalistische Form werden kann. Dazu ist er zu flüchtig. Vom User Generated Content darf man sich auch kein Heil versprechen. Hinter der Parole verbarg sich einst die Hoffnung, aus dem Heer der Nichtjournalisten erwüchse eine neue Informiertheit. Wenn man sich den „Guardian“ anguckt, dann klappt so was manchmal. In der Regel klappt es nicht.

Wie ist es mit dem Internet? Mein Ressort arbeitet immer für die Online-Redaktion mit. Wir fühlen uns dadurch nicht belastet, sondern entlastet. Wir fühlen uns entlastet, weil es für uns Möglichkeiten gibt, auf diesem Wege auch mit Informationen, Informanten zu werben, die möglicherweise diesen Weg gehen. Wir stellen Stücke ins Internet, die wir nicht in die Zeitung schreiben können. Wir reagieren schneller im Internet. Wenn Zeitungshäuser klug sind, dann machen sie das Internet auch zu einem Appetizer für die Zeitung, dann weckt der Internet-Journalismus den Appetit auf mehr. Aber dann muss auch der Appetizer Qualität haben. Es wird viel davon geredet, dass Zeitung und Internet sich ergänzen. Ich bin überzeugt davon, dass das stimmt. Wenn jedes Medium seine spezifischen Stärken kennt und nutzt. Die Stärke des In-

ternets ist seine Rasanz und die unmittelbare Kommunikation mit dem Leser. Die Stärken der Zeitung sind Reflexion und Tiefenschärfe. Für den Journalismus gilt: Autorität kommt von Autor und Qualität kommt von Qual. „Qualität kommt von Qual“, der Satz steht über dem Eingang der Hamburger Henri-Nannen-Schule, deren Gast wir auch bei dieser Tagung sein dürfen.

Dieser Satz gilt nicht nur für Journalistenschüler. Er meint nicht, dass man seine Leser mit dummem, oberflächlichem Journalismus quälen soll. Dieser Satz verlangt von Journalisten, dass sie sich quälen, das Beste leisten und er verlangt von Verlegern, dass sie die Journalisten in die Lage versetzen, das Beste leisten zu können. Ob Recherche dabei mehr Handwerk oder mehr Kunst ist, kann jeder selbst beurteilen. Notwendig ist mehr Recherche allemal.

*Hans Leyendecker leitet das Ressort Investigative Recherche der Süddeutschen Zeitung. Von 2001 bis 2011 war er Zweiter Vorsitzender von netzwerk recherche.*

# Klimawandel

## Die Ausgewogenheitsfalle und andere Probleme



Von Stefan Rahmstorf

Wissenschaft und Journalismus haben Vieles gemeinsam. Journalisten und Forscher suchen beide nach der Wahrheit, nach belastbaren Fakten und nach einem Verständnis der Zusammenhänge und Hintergründe. Allerdings gibt es auch Unterschiede. Ein wichtiger praktischer Unterschied ist sicher der Zeitfaktor. Typischerweise arbeitet man als Wissenschaftler Monate bis Jahre daran, bis eine einzige Publikation fertig ist. Ich habe in meinen rund fünfundzwanzig Jahren Forschertätigkeit etwa siebzig Fachpublikationen geschrieben und eine Produktivität von zwei bis drei wissenschaftlichen Artikeln pro Jahr ist durchaus typisch. Ein Journalist könnte davon wohl kaum leben!

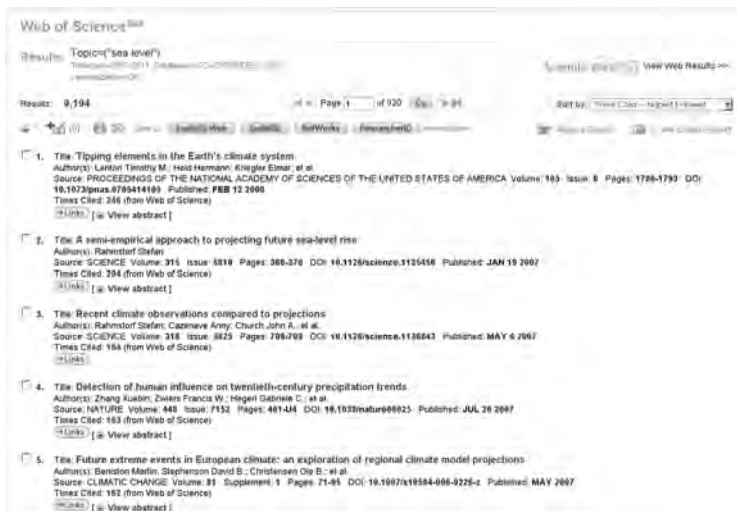
Aber auch sonst ist der Prozess des Forschens (zumindest in meinem Bereich, ich spreche hier als Physiker) nicht direkt mit einer journalistischen Recherche vergleichbar. Man hat eine Idee und formuliert sie als mathematische Gleichung; man löst die Gleichung analytisch oder numerisch auf dem Computer; man wertet Messdaten aus und interpretiert sie, usw. Manche Aspekte allerdings ähneln durchaus der journalistischen Recherche – etwa, wenn wir zu Beginn einer Arbeit über ein neues



Thema den bisherigen Stand des Wissens dazu recherchieren und nach den relevanten Datenquellen und Studien suchen. Dabei geht es dann auch um die Frage, wie man verlässliche Quellen findet. Hier ein paar Gedanken und einige Beispiel aus meinem Fachgebiet:

## WAS SIND SERIÖSE QUELLEN?

In der Wissenschaft ist diese Frage im Grundsatz zunächst leicht zu beantworten: seriöse Quellen wissenschaftlicher Ergebnisse sind Fachpublikationen in den begutachteten Fachzeitschriften, denn dort sind Ergebnisse nach den wissenschaftsüblichen Standards so nachvollziehbar dokumentiert, dass man die Qualität beurteilen kann. Die Suche danach ist ebenfalls sehr einfach, da es umfassende Datenbanken über diese wissenschaftlichen Fachartikel gibt, die entsprechend durchsuchbar sind (den Volltext der gewünschten Artikel findet man dann meist leicht im Netz). Am prominentesten ist das ISI Web of Science, das z.B. auch den bekannten Science Citation Index erstellt. Wissenschaftliche Institute haben in der Regel ein Abo für den Zugang; es gibt aber auch etwas weniger stringente Gratis-Alternativen wie Google Scholar.



Web of Science<sup>SM</sup>

Results: Topics("sea level")

Results: 0,194 Page 1 of 120

1. Title: Tipping element in the Earth's climate system  
 Author(s): Lenton, Timothy M.; Held, Hermann; Klepfer, Elmar; et al.  
 Source: PROCEEDINGS OF THE NATIONAL ACADEMY OF SCIENCES OF THE UNITED STATES OF AMERICA Volume: 105 Issue: 6 Pages: 1798-1799 DOI: 10.1073/pnas.0705414105 Published: FEB 12 2008  
 Times Cited: 246 (from Web of Science)  
[Links](#) | [View abstract](#)

2. Title: A semi-empirical approach to projecting future sea-level rise  
 Author(s): Rahmstorf, Stefan  
 Source: SCIENCE Volume: 315 Issue: 5818 Pages: 368-370 DOI: 10.1126/science.1125456 Published: JAN 19 2007  
 Times Cited: 204 (from Web of Science)  
[Links](#) | [View abstract](#)

3. Title: Recent climate observations compared to projections  
 Author(s): Rahmstorf, Stefan; Caenone, Arny; Church, John A.; et al.  
 Source: SCIENCE Volume: 318 Issue: 5825 Pages: 789-799 DOI: 10.1126/science.1126643 Published: MAY 6 2007  
 Times Cited: 184 (from Web of Science)  
[Links](#)

4. Title: Detection of human influence on twentieth-century precipitation trends  
 Author(s): Zhang, Xubin; Zwiers, Francis W.; Hegerl, Gabriele C.; et al.  
 Source: NATURE Volume: 445 Issue: 7152 Pages: 481-484 DOI: 10.1038/nature06925 Published: JUL 26 2007  
 Times Cited: 183 (from Web of Science)  
[Links](#) | [View abstract](#)

5. Title: Future extreme events in European climate: an exploration of regional climate model projections  
 Author(s): Barthelme, Martin; Stephenson, David B.; Christensen, Ole B.; et al.  
 Source: CLIMATIC CHANGE Volume: 81 Supplement 1 Pages: 71-81 DOI: 10.1007/s10584-006-9226-z Published: MAY 2007  
 Times Cited: 162 (from Web of Science)  
[Links](#) | [View abstract](#)

Abb. 1: Beispiel einer Schlagwortsuche in der wissenschaftlichen Publikationsdatenbank ISI Web of Science von Thomson Reuters.

Das Hauptproblem bei dieser Art von Recherche ist die schiere Anzahl der Fachpublikationen. Als Beispiel zeigt Abb. 1 eine Suche nach allen Artikeln zum Suchbegriff „Sea Level“ seit Erscheinungsjahr 2007. Wie man sieht, gibt es dazu über 9000 Fachpublikationen! Die kann natürlich niemand alle lesen – also muss man die Suche entweder spezieller eingrenzen oder man kann die Artikel nach der Häufigkeit, mit der sie in anderen Fachpublikationen zitiert wurden, sortieren (wie es in dem Beispiel gezeigt ist). Das gibt einen Eindruck davon, welche die Fachwelt für die Relevantesten hält. (Dies divergiert übrigens oft stark von der Einschätzung seitens der Journalisten – nach meiner Erfahrung sind es oft die in den Medien „verrissenen“ Publikationen, die in den Folgejahren dann die höchste Anerkennung der Fachwelt erhalten, wie unser Review-Paper auf Rang 1 in dieser Liste.)

In der Praxis orientieren Wissenschaftler sich natürlich stark an den Autoren und deren Reputation, man kennt sich und weiß, welches die Top-Forscher in einem Gebiet sind, deren Fachpublikationen in der Regel methodisch solide, innovativ und lesenswert sind.

Im Klimabereich sind die Berichte des IPCC (Intergovernmental Panel on Climate Change)<sup>1</sup> sehr nützlich (mehr dazu später). Sie liefern alle 6-7 Jahre eine Zusammenschau der wichtigsten Resultate, thematisch übersichtlich gegliedert. Dort kann man rasch einen ersten Überblick über das Thema der Wahl gewinnen, und von dort aus anhand der zahlreich zitierten Originalquellen (rund 20.000 im letzten Bericht) in die Fachliteratur einsteigen.

## **GIBT ES GESICHERTE ERKENNTNIS?**

Die Naturwissenschaft kann keine absoluten Wahrheiten liefern, da man naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten zwar empirisch widerlegen aber nicht beweisen kann (anders als in der Mathematik). Wissen ist daher immer vorläufig und hinterfragbar – das ständige Hinterfragen und Prüfen macht ja gerade die wissenschaftliche Methode aus. Wissenschaftler betrachten Erkenntnisse daher in der Regel nicht als „wahr“ oder „falsch“, sondern als mehr oder weniger gesichert und belastbar. Die Spanne reicht von spekulativen Ideen bis zu praktisch gesichertem Wissen (etwa dem Gravitationsgesetz oder den Gesetzen der Strahlungsabsorption und -emission).

---

1 IPCC. The Fourth Assessment Report of the Intergovernmental Panel on Climate Change (Cambridge Univ. Press, Cambridge UK, 2007). [www.ipcc.ch](http://www.ipcc.ch)

Auch in der Klimaforschung gibt es natürlich eine breite Spanne von noch ungenügend verstandenen Aspekten (wie etwa der Frage, wie sich die globale Erwärmung auf Häufigkeit und Stärke von Tropenstürmen, auf den Meeresspiegel oder auf regionale Niederschläge auswirken wird, oder wie schnell genau die Eisschilde schmelzen) bis hin zu praktisch gesichertem Wissen (etwa der Tatsache, dass eine Erhöhung der  $\text{CO}_2$ -Menge in der Atmosphäre zu einer Erhöhung der bodennahen Temperaturen führt). Diese Abstufungen in der Belastbarkeit von Erkenntnissen werden in den Sachstandsberichten des IPCC auch systematisch benannt, und zwar mit einer formalisierten Sprachregelung, wo zum Beispiel „very likely“ eine Wahrscheinlichkeit von mindestens 90 Prozent bedeutet, „extremely likely“ mindestens 95 Prozent, usw.

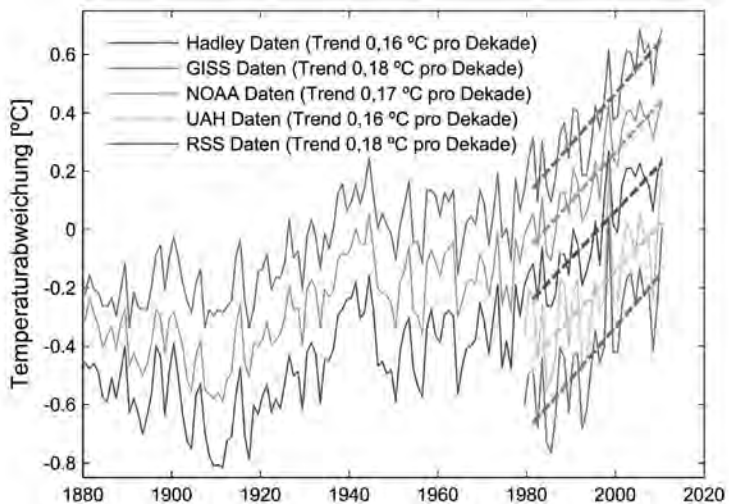


Abb. 2: Die fünf verfügbaren Messreihen der globalen Temperaturentwicklung als Jahreswerte und mit 30-jähriger linearer Trendlinie. Die gezeigten Temperaturabweichungen sind relativ zum Mittelwert der vergangenen 30 Jahre. (Die mittlere der Kurven zeigt dies direkt; die darüber sind wegen der besseren Sichtbarkeit um +0,2 und +0,4 Grad verschoben, die beiden unteren um -0,2 und -0,4 Grad.)

Eine wichtige Rolle bei der Frage, für wie gesichert eine Erkenntnis gehalten wird, spielen unabhängige Bestätigungen mit unterschiedlichen Methoden. Ein Beispiel ist der globale Erwärmungstrend der letzten Jahrzehnte, der durch eine Reihe unterschiedlicher Messungen sowohl

von Wetterstationen am Boden als auch durch Satellitenmessungen quantitativ übereinstimmend belegt ist (Abb. 2).

## **DIE SOGENANTEN „KLIMASKEPTIKER“**

Ein besonderes Begleitphänomen der Klimaforschung sind die so genannten „Klimaskeptiker“, die grundlegende Erkenntnisse der Klimaforschung – gerade auch solche, die unter Klimaforschern als bestens gesichert gelten – vehement bestreiten. Dies beginnt beim Bestreiten der Tatsache, dass es überhaupt eine Erwärmung gibt. So schrieb Fred Singer (dessen Auftritt im Bundestag im September 2010 für Wirbel sorgte)<sup>2</sup> noch 2005 in deutlichem Kontrast zu den Fakten: „Viele Klimaexperten stimmen heute darin überein, dass die Messungen von Wettersatelliten keinerlei globale Erwärmung zeigen“. Eine neuere Variante dieser These ist die Behauptung, die globale Erwärmung sei vor zehn oder zwölf Jahren zum Stillstand gekommen, was ebenfalls nicht stimmt<sup>3</sup> (siehe auch Abb. 2).

Die meisten „Klimaskeptiker“ bestreiten allerdings nicht die Erwärmung, die ja auch durch Gletscherschwund, Meeresspiegelanstieg und andere Begleiterscheinungen belegt ist, sondern sie behaupten, die Erwärmung habe natürliche Ursachen. Oder sie sei so harmlos, dass wir uns einfach daran anpassen könnten. Gemeinsam ist den unterschiedlichen Skeptikerthesen lediglich die Ablehnung von Klimaschutzpolitik.

Dass es den „Klimaskeptikern“ um Politik und nicht um Wissenschaft geht, sieht man am deutlichsten daran, an welches Publikum sie sich wenden und welche Argumente sie vorbringen. Sie treten nicht auf den normalen Fachkongressen auf, um ihre Thesen mit Experten zu diskutieren, wie es in der Wissenschaft üblich ist. Sondern sie wenden sich gezielt an ein Laienpublikum, vor allem im Internet und über die Medien. Und die meisten ihrer Argumente sollen auch nur für Laien plausibel klingen – Fachleute, die die Daten kennen, würden bestenfalls darüber schmunzeln. Um es undiplomatisch zu sagen: Es handelt sich meist um Bauernfängerargumente. Sie kommen aber mit einem wissenschaftlichen Anstrich daher, etwa indem sich die entsprechenden „Skeptiker“-

2 Pache, T.: Die Klimarevisionisten. Financial Times Deutschland, 16.9.2010.

3 Rahmstorf, S.: Wider die Rosinenpickerei der Klimaskeptiker. sueddeutsche.de, 7.6.2011. <http://www.sueddeutsche.de/wissen/klimawandel-wider-die-rosinenpickerei-der-klimaskeptiker-1.1105452>

Gruppierungen fantasievolle Namen wie „Friends of Science“<sup>4</sup> oder „Europäisches Institut für Klima und Energie“ (EIKE)<sup>5</sup> geben.

Eine Reihe von konkreten Beispielen der benutzten Argumente sind in meinem Aufsatz „Alles nur Klimahysterie?“<sup>6</sup> besprochen, der nach wie vor in allen Punkten Gültigkeit hat. Daher hier zur Illustration nur ein Beispiel aus dem Fernsehfilm „Der Klimaschwindel“ (Abb. 3).

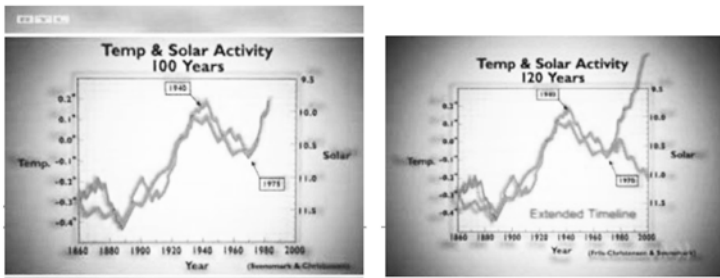


Abb. 3. Links ein Screenshot aus dem am 11. Juni 2007 von RTL ausgestrahlten (und später mehrfach wiederholten) Fernsehfilm „Der Klimaschwindel“. Damit wurde argumentiert, die Sonnenaktivität sei für die globale Erwärmung verantwortlich. Allerdings wundert man sich, warum die Kurven ca. 1980 abbrechen – also just, als die globale Erwärmung ernsthaft begann (siehe Abb. 2). Zum Vergleich zeigt das rechte Bild, wie die Kurven weitergehen.

Der Film enthält zahlreiche weitere irreführende Grafiken, Falschaussagen, fabrizierte Daten usw.<sup>7</sup> Der britische Channel 4, wo der Film zuerst gesendet wurde, begründete die Ausstrahlung so: „This is a controversial film but we feel that it is important that all sides of the debate are aired“.<sup>8</sup> Letztlich belegen solche Filme und Artikel vor allem, dass „die andere Seite“ keine ehrlichen und seriösen Argumente hat. Nur kann ein Laie das meist nicht erkennen, daher sind die Redaktionen in der Verantwortung. Wenn im Film etwa als Fakt präsentiert wird, dass Vul-

4 Sourcwatch: Friends of Science. [http://sourcwatch.org/index.php?title=Friends\\_of\\_Science](http://sourcwatch.org/index.php?title=Friends_of_Science)

5 Sourcwatch: Europäisches Institut für Klima und Energie. <http://www.sourcwatch.org/index.php?title=EIKE>

6 Rahmstorf, S.: Alles nur Klimahysterie? Universitas, 895-913 (2007). <http://www.pik-potsdam.de/~stefan/klimahysterie.html>

7 Rahmstorf, S.: Klimaschwindel bei RTL. (2007). <http://www.pik-potsdam.de/~stefan/klimaschwindel.html>

8 Wikipedia.: The Great Global Warming Swindle. [http://en.wikipedia.org/wiki/Great\\_Global\\_Warming\\_Swindle](http://en.wikipedia.org/wiki/Great_Global_Warming_Swindle)

kane mehr CO<sub>2</sub> emittieren als der Mensch, woher soll der Zuschauer wissen, dass das Gegenteil stimmt? (Die anthropogenen CO<sub>2</sub>-Emissionen betragen rund das Hundertfache der vulkanischen und es gibt keinerlei wissenschaftliche Zweifel, dass der gemessene CO<sub>2</sub>-Anstieg der letzten hundert Jahre komplett vom Menschen verursacht wurde.) Ist es ethisch vertretbar, immer wieder solche Falschinformationen als „andere Seite der Debatte“ zu verkaufen?

Ein guter Teil der „Skeptiker“-Argumentation ist schlichte Verschwörungstheorie. Den Menschen wird eingeredet, die Klimaforscher hätten aus Eigeninteresse – um mehr Forschungsmittel zu bekommen – die Mär der globalen Erwärmung erfunden oder würden zumindest die Gefahren kräftig übertreiben. Dabei ist es gerade umgekehrt. Bestens belegt ist, dass prominente „Klimaskeptiker“ direkt von Interessengruppen finanziert werden. Kürzlich musste z.B. der US-Astrophysiker Willy Soon einräumen, eine Million Dollar von einschlägigen US-Unternehmen erhalten zu haben, obwohl er vor einer Senatskommission noch das Gegenteil versichert hatte<sup>9</sup>.

Doch stecken nicht nur finanzielle Interessen sondern oft auch weltanschauliche Gründe hinter der starken Verbreitung von „Skeptiker“-Thesen. In diesem Zusammenhang wäre es vielleicht untersuchenswert, worin die Gemeinsamkeiten von Klimaskeptizismus und Islamkritik bestehen. Tatsache ist, dass einschlägige Weblogs (z.B. „Politically Incorrect“ und die „Achse des Guten“) eine seltsame Mischung aus beidem präsentieren: Sie schüren Ressentiments gegen den Islam ebenso wie gegen die Klimaforschung. Wohl deshalb präsentierte auch der Oslo-Attentäter Anders Breivik in seinem „Manifest“ seitenlang Standard-Verschwörungstheorien der „Klimaskeptiker“. Zum Beispiel die Behauptung, 2009 von einem Server der University of East Anglia gestohlene Emails würden zeigen, dass Klimaforscher Daten manipuliert und damit verschleiert hätten, dass das Klima sich in Wahrheit abkühlt statt aufheizt. EIKE-Beiratsmitglied Lubos Motl ruft inzwischen unverhohlen im Internet zur physischen Gewalt gegen Klimaforscher auf (“It may be a good idea for the German –or other –intelligence services to physically deal with Herr Schellnhuber and his thugs before it is too late.”)<sup>10</sup>. EIKE-Pressesprecher Horst-Joachim Lüdecke verteidigte diese Äußerungen von Motl als zwar fragwürdig, aber dennoch nachvollziehbar und verständlich. In der durch solche Blogs aufgeheizten

9 Vidal, J.: Climate sceptic Willie Soon received \$1m from oil companies, papers show. Guardian, 28.6.2011.

10 Motl, L.: Herr Schellnhuber has a master plan. the reference frame, 31.3.2011. <http://motls.blogspot.com/2011/03/herr-schellnhuber-has-master-plan.html>

Stimmung erhalten Klimawissenschaftler in zunehmenden Maße Droh-mails<sup>11</sup> oder werden bei Veranstaltungen mit Drohungen konfrontiert<sup>12</sup>. Der US-Klimaforscher James Hansen, Leiter des Klimainstituts der NASA, musste deshalb schon Vorträge unter Polizeischutz halten<sup>13</sup>.

Übrigens ist der Begriff „Klimaskeptiker“ schon eine Art Etikettenschwindel (weshalb ich ihn in Anführungszeichen setze), denn es geht nicht um Menschen, die einfach nur skeptisch sind. Jeder gute Wissenschaftler ist ein Skeptiker, lässt sich also nur durch wirklich gute Evidenz von etwas überzeugen. Die „Klimaskeptiker“, von denen hier die Rede ist, versuchen dagegen aktiv die Klimawissenschaft zu diskreditieren und bei Laien Zweifel an deren Ergebnissen zu wecken, nach dem bekannten Slogan: „doubt is our product“<sup>14</sup>. Eigentlich wären sie mit dem Wort „Leugner“ treffender beschrieben (und im angelsächsischen ist das Wort „denier“ oder „denialist“ auch verbreitet), aber da diese Bezeichnung durch ihre Nähe zum Begriff des Holocaustleugners einen besonderen historischen Ballast trägt, verwende ich sie bewusst nicht. Über die Tätigkeit und Hintergründe der „Klimaskeptiker“ kann man sich in mehreren gut fundierten Büchern informieren<sup>15, 16</sup>.

## DIE AUSGEWOGENHEITSFALLE

Die Existenz der „Klimaskeptiker“ hat in den Medien zu einem besonderen Problem geführt, das in der medienwissenschaftlichen Literatur als „Balance as Bias“ bekannt ist<sup>17</sup>: ein Streben nach vermeintlicher

---

11 Auch Journalisten, die zum Klima schreiben, können betroffen sein; einen interessanten Erfahrungsbericht bietet Glover, R.: A climate change wave of hate. Sydney Morning Herald, 13.6.2011. <http://www.smh.com.au/opinion/society-and-culture/a-climate-change-wave-of-hate-20110609-1ftix.html>

12 Nicholson, B. & Wilson, L.: Climate anger dangerous, says German physicist. The Australian, 16.7.2011. <http://www.theaustralian.com.au/news/nation/climate-anger-dangerous-says-german-physicist/story-e6frg6nf-1226095587105>

13 Koberstein, P.: 2010: The Year Global Warming Turned a Monstrous Corner. Cascadia Times, 6.1.2011. <http://times.org/article/163>

14 Doubt is their product. [http://www.defending-science.org/Doubt\\_is\\_Their\\_Product.cfm](http://www.defending-science.org/Doubt_is_Their_Product.cfm)

15 Oreskes, N. & Conway, E. Merchants of Doubt: How a Handful of Scientists Obscured the Truth on Issues from Tobacco Smoke to Global Warming (Bloomsbury Press, 2010).

16 Hoggan, J.: Climate Cover-Up: The Crusade to Deny Global Warming (Greystone Books, 2009).

17 Boykoff, M. T. & Boykoff, J. M.: Balance as bias: global warming and the US prestige press. Global Environmental Change-Human And Policy Dimensions 14, 125-136 (2004).

Ausgewogenheit, das zu einer verzerrten Darstellung der Realität führt. Wenn sich zum Beispiel 97% aller Klimaforscher einig sind<sup>18, 19</sup>, dass der Mensch das Klima aufheizt, präsentieren viele Medien – insbesondere in den USA – oft dennoch zwecks „Ausgewogenheit“ eine Gegenmeinung, sodass beim Leser der falsche Eindruck entsteht, unter Klimatologen gebe es in dieser Frage zwei etwa gleich große Lager. Eine Analyse von 1372 Klimaforschern hat dabei nicht nur gezeigt, dass 97-98% der Forscher von der Evidenz für die anthropogene globale Erwärmung überzeugt sind, sondern es zeigte sich auch, dass in der kleinen Gruppe der Zweifler die Fachexpertise wesentlich geringer ist<sup>20</sup>. So hatten 80% der „Zweifler“ selbst weniger als 20 Fachpublikationen in der Klimaforschung vorzuweisen, unter den „Überzeugten“ traf das auf weniger als 10% zu.

Dass ein so breiter Konsens in der Wissenschaft existiert, ist in weiten Teilen der Öffentlichkeit nicht angekommen. Bei einer 2011 durchgeführten repräsentativen Umfrage der Yale und George Mason Universitäten wählten auf die Frage, welcher Anteil der Forscher glaubt, dass es eine globale Erwärmung gibt, lediglich 14% der befragten US-Amerikaner die richtige Kategorie 81-100%. Die meisten (24%) wählten 41-60%, glaubten also an zwei etwa gleich große Lager – und dies nicht etwa bei der anthropogenen Ursache, sondern nur bei der Tatsache einer Erwärmung! Diese breite Fehleinschätzung in der Bevölkerung ist sicherlich ein Grund dafür, dass von der US-Regierung kaum Impulse in der Klimapolitik zu erwarten sind.

„Klimaskeptiker“-Thesen spielen in der seriösen Fachdiskussion praktisch keine Rolle, da sie – wie oben gesagt – in der Regel aus populistischen und leicht widerlegbaren Behauptungen für ein uninformiertes Laienpublikum bestehen. Ziel der „Klimaskeptiker“ ist es gerade, über die Medien ein falsches Bild von angeblichen wissenschaftlichen Kontroversen und der Umstrittenheit selbst von solchen Befunden der Klimaforschung zu vermitteln, die in Wahrheit in Fachkreisen schon lange nicht mehr umstritten sind. Wenn daher in Medienberichten seriösen Forschungsbefunden immer wieder im Namen der Ausgewogenheit „Klimaskeptiker“-Thesen wie gleichwertig gegenübergestellt werden, dann führt dies eben nicht zu einer ausgewogenen Bericht-

---

18 Doran, P. & Kendall Zimmerman, M.: Examining the Scientific Consensus on Climate Change. *Eos Transactions of the AGU* 90 (2009).

19 Oreskes, N.: The scientific consensus on climate change (vol 306, pg 1686, 2004). *Science* 307, 355-355 (2005).

20 Anderegg, W. R. L., Prall, J. W., Harold, J. & Schneider, S. H.: Expert credibility in climate change. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 107, 12107-12109.



erstattung sondern zu einer Verzerrung. Es ist fast so, als würde man bei jedem Bericht über einen Satellitenstart zwecks Ausgewogenheit einen „Skeptiker“ präsentieren, der die These vertreten darf, die Erde sei eine Scheibe.

Oft werden die von den „Klimaskeptikern“ propagierten Zweifel recht subtil von den Medien transportiert, häufig hört oder liest man zum Beispiel Formulierungen wie die über das „CO<sub>2</sub>“, das nach Ansicht vieler Forscher eine globale Erwärmung verursacht“. Bei anderen Themen, wo sich die Wissenschaft zu 98% einig ist, würde man das nicht so formulieren. Oder liest man, dass „der HI-Virus nach Ansicht vieler Forscher AIDS verursacht“? Hier wird der Befund als gesichert akzeptiert und nicht zur Ansichtssache degradiert, obwohl es auch dort ja exzentrische Zweifler gibt (wenn auch ohne millionenschweres Corporate Backing).

Eine interessante Fallstudie zur Auswahl der in den Medien zitierten Experten hat der Wissenschaftsjournalist Robin Avram in seiner Diplomarbeit vorgelegt, in der er die Klimaberichterstattung von Spiegel und ZEIT miteinander verglich<sup>21</sup>. Im SPIEGEL sah die Rangliste der am häufigsten zum Klimawandel zitierten Naturwissenschaftler im Untersuchungszeitraum (2006/2007) so aus<sup>22</sup>:

1. Hans von Storch (7 Zitate)
2. Josef Reichholf (5 Zitate)
3. Richard Lindzen (4 Zitate)

Zudem erschienen im Untersuchungszeitraum im SPIEGEL zwei Interviews mit Wissenschaftlern zum Thema Klimawandel, mit Hans von Storch und Josef Reichholf. Alle drei genannten sind Vertreter von Außenseitermeinungen – auch wenn sie zum Teil geschickt versuchen, sich als “moderate Mitte” zu positionieren (“besonnen” ist das Standard-Attribut des SPIEGEL dafür). Den wissenschaftlichen Mainstream, wie man ihn etwa in den IPCC-Berichten findet, halten sie für „alarmistisch“. Der SPIEGEL bot also nicht einmal eine vermeintliche Ausgewogenheit von etablierter Wissenschaft und Außenseiterthesen, sondern bevorzugt nach Avrams Zahlen deutlich letztere (anders als die ZEIT).

---

21 Avram, R.: Der Klimawandel im SPIEGEL der ZEIT – eine vergleichende Diskursanalyse der Klimawandel-Berichterstattung der beiden politischen Wochenzeitschriften. (Grin Verlag, 2008).

22 Rahmstorf, S.: SPIEGEL vs. ZEIT. KlimaLounge, 10.6.2010. <http://bit.ly/ayKdp6>

## DAS „WHIPLASH“-PROBLEM

Ein weiteres Problem hat der New-York-Times-Journalist Andrew Revkin das „Whiplash“- (Peitschenhieb-) Problem genannt<sup>23</sup>. Es entsteht überall dort, wo Wissenschaft auf großes öffentliches Interesse stößt, nicht nur beim Thema Klima. Und hier sind keinesfalls nur die Medien Urheber des Problems, sondern ebenso die Forscher und ihre Institute und Fachjournale. Fortschritt in der Forschung ist oft ein erratischer Suchprozess, zwei Schritte vorwärts, einer zurück. Kaum ist ein Paper mit einem neuen Befund erschienen, widerspricht emphatisch ein anderes Forscherteam. Jeder Schritt vorwärts wird von den Experten kontrovers diskutiert. Das ist natürlich der normale Prozess der Wissenschaft – aber wenn in rascher Folge tatsächlich oder scheinbar widersprüchliche Resultate durch die Medien gejagt werden, dann ist das Publikum verwirrt und bekommt leicht den Eindruck, alles sei umstritten und die Forscher wissen nichts. Über jedes neue *Nature*- oder *Science*-Paper wird sofort als kleines Häppchen berichtet – dabei sind gerade diese allerneuesten Resultate natürlich die am wenigsten gesicherten. Ihre Bedeutung kann vom Laien kaum eingeschätzt werden und erschließt sich auch für Experten oft erst nach Jahren weiterer Diskussion und Analyse. Die breiten Hintergrundartikel, die den Stand des gesicherten Wissens und der noch kontroversen Fragen zu einem Thema ausführlich und fundiert erläutern, werden immer seltener.

So pendelt der Zeitungsleser hin und her zwischen „Grönland schmilzt schneller als erwartet“ und dann wenige Monate später wieder „Grönland schmilzt langsamer als bisher gedacht“. Denn: „Grönland schmilzt ungefähr so schnell wie schon frühere Studien ergaben“ klingt einfach nicht wie eine Nachricht, die die Pressestelle eines Instituts oder einer Fachzeitschrift verbreiten würde oder die ein Chefredakteur einem Fachjournalisten aus den Händen reißt.

Ein Beispiel: die aktuelle Episode dieser Serie lieferte ein Paper von Wu et al. letztes Jahr in *Nature Geoscience*<sup>24</sup>, über das ein typischer Bericht lautete: „Eiskappen schmelzen nur halb so schnell wie vorhergesagt“<sup>25</sup>. In Fachkreisen hat das Paper niemandem vom Hocker gerissen: eine neue Methodik, auf Basis einer guten Idee aber noch nicht ausgereift, ein noch zu kurzer Datensatz – im Ergebnis eine eher niedrige

23 Revkin, A.: Climate Experts Tussle Over Details. Public Gets Whiplash. New York Times, 29.7.2008.

24 Wu, X. & et al.: Simultaneous estimation of global present-day water transport and glacial isostatic adjustment. *Nature Geoscience* 3, 642 - 646 (2010).

25 Ice caps melting ,at half the speed that had been predicted'. Daily Mail, 6.9.2010.

Abschmelzrate aber noch im Rahmen der bekannten Unsicherheiten früherer Studien. Man nimmt so etwas interessiert als ein weiteres Mosaiksteinchen zur Kenntnis. An der Medienschlagzeile sind gleich mehrere Dinge falsch. „Schmelzen nur halb so schnell“ ist nicht korrekt – das gilt nur, wenn man die bisher höchste Abschätzung zum Vergleich heranzieht, die zudem einen anderen Zeitraum umfasst; in die Gesamtheit aller früheren Abschätzungen reiht sich die neue dagegen unauffällig ein. „Wie vorhergesagt“ ist auch falsch, denn es ging nicht um den Vergleich mit einer Prognose sondern mit früheren Abschätzungen der vergangenen Abschmelzraten. Typischerweise erwecken die Medien dann auch gerne den Eindruck, diese neue Abschätzung sei nun richtig oder zumindest besser, und frühere Abschätzungen seien damit überholt – was natürlich oft nicht der Fall ist, denn eine neue, experimentelle Methodik ist oft nicht besser als etablierte, zumindest nicht anfangs.

Bei diesem Beispiel konnte man dann auch wieder die bizarren Auswüchse der „Verwertungskette“ von Klimanachrichten besichtigen: den politischen „Spin“, den sie durch „Klimaskeptiker“ erhalten. So war dem populären US-Radiokommentator Rush Limbaugh die Studie von Wu et al. wieder ein neuer Beleg dafür, dass am Schmelzen der Eisschilde nichts dran ist<sup>26</sup>. „I don't think they're going to melt, period. All of this is a sham.“ Denn man habe die isostatische Landhebung bislang vergessen: “You would have thought that some of these scientists would have remembered about glacial isostatic adjustment. But they forgot to factor that when they were contributing in calculating the hoax.” Was natürlich Unsinn ist: Wu et al. schätzten diese Landhebung nur *geringer* ein als frühere Studien. Wer aber nahezu täglich von Limbaugh oder *Fox News* mit derartiger „Information“ gefüttert wird, der wird wohl über kurz oder lang das Tea Party Credo für plausibel halten, dass die globale Erwärmung tatsächlich nur ein „hoax“ ist.

Die eigentliche Nachricht für ein breites Publikum sollten meines Erachtens die robusten Folgerungen aus der Summe aller Abschätzungen sein: dass der grönländische Eispanzer schmilzt; dass die Abschmelzraten sich bislang nur mit einer recht breiten Unsicherheitsmarge quantifizieren lassen, innerhalb derer aber auch unterschiedliche Methoden konsistente Ergebnisse liefern; und dass die Abschmelzraten sich in den letzten beiden Jahrzehnten offenbar beschleunigt haben. Solches Übersichtswissen ist der Stoff der IPCC-Berichte, wird aber im Medien-

---

26 Limbaugh, R.: Greenland isn't Melting Anything Like Wackos Said. 8.9.2010. [http://www.rushlimbaugh.com/home/daily/site\\_090810/content/01125104.guest.html](http://www.rushlimbaugh.com/home/daily/site_090810/content/01125104.guest.html)

alltag zu wenig vermittelt. Ein vorbildliches Beispiel war etwa eine große Geschichte der New York Times letzten November zu den Eisschilden und dem Meeresspiegelanstieg, die auf der Titelseite begann und zwei ganze Seiten im Blatt füllte<sup>27</sup>. Dazu gab es online noch einen Blog und interaktive Grafiken.

## DIE IPCC-AFFÄRE: EIN MEDIENSKANDAL

Im Januar/Februar 2010 geschah etwas Seltsames: eine große Flut von Medienberichten weltweit berichtete über angebliche Skandale beim „Weltklimarat“ IPCC. Auslöser war die Tatsache, dass der Innsbrucker Glaziologe Georg Kaser, der selbst als Leitautor des Eiskapitels am IPCC-Bericht beteiligt war, einen Zitierfehler in Band 2 des Berichts entdeckt hatte. In diesem 2. Band werden die Folgen für Ökosysteme und Gesellschaft der in Band 1 (u.a. von Kaser) beschriebenen Klimaänderungen diskutiert. Im Regionalkapitel über Asien hatten sich dabei die Autoren aus dieser Region fälschlicherweise nicht auf die Projektionen zum Gletscherschwund aus Band 1 bezogen sondern eine unzuverlässige externe Quelle mit unseriösen Zahlen zum erwarteten Abschmelzen der Himalaya-Gletscher zitiert. Dieser Fehler war monatelang nicht aufgefallen, weil diese Aussage nirgends in den Zusammenfassungen für Entscheidungsträger, den ausführlicheren technischen Zusammenfassungen oder dem Synthesebericht vorkam, die naturgemäß am meisten gelesen werden. Durch Ändern von 2 Sätzen auf Seite 493 des 2. IPCC-Bandes ist dieser Fehler bereinigt und 99,99% des Berichts bleiben nach wie vor korrekt. Ein solcher Fehler sollte natürlich nicht vorkommen. Aber einen von hunderten Autoren ehrenamtlich geschriebenen 3000-Seiten-Bericht, der rund 20.000 Quellen zitiert, vollkommen frei von jedem Fehler zu halten – das ist kaum zu schaffen.

Was vielleicht eine kleine Zeitungsnotiz wert gewesen wäre, führte zu einer surrealen Medienkampagne. Selbst die in Klimafragen sonst kompetente Berliner *tageszeitung* machte den Himalaya-Fehler zur Titelgeschichte mit der Schlagzeile „Klimaforscher: Wir haben gefuscht“<sup>28</sup>. Es folgte ein Dammbbruch, wo zahlreiche abwegige, von „Klimaskeptiker“-Kreisen gepushte Vorwürfe gegen den IPCC ungeprüft von seriösen Medien wiederholt und skandalisiert wurden. Auf „Himalayagate“ folgte „Africagate“, „Amazonagate“ und vieles mehr. Fast alle diese Vorwürfe

27 Gillis, J.: As Glaciers Melt, Science Seeks Data on Rising Seas. New York Times, 13.11.2010.

28 Klimaforscher: wir haben gefuscht. die tageszeitung, 21.1.2010.

ließen sich auf einen einzigen Blogger (Richard North) und einen britischen Journalisten (Jonathan Leake) zurückführen<sup>29</sup>.

Dabei war es nicht gerade hilfreich, dass der IPCC unprofessionell und hilflos auf den Schwall der Vorwürfe reagierte. Der IPCC besitzt keine schlagkräftige, professionelle Organisation, sondern ist im Wesentlichen ein Haufen von Wissenschaftlern, die freiwillig und unbezahlt gemeinsam die Berichte erarbeiten (Reformen der Organisation sind inzwischen im Gange). Selbst der IPCC-Vorsitzende Rajendra Pachauri macht diese umfangreiche Arbeit ehrenamtlich – was aber einige Medien nicht davon abhielt, Vorwürfe wegen angeblicher finanzieller Interessenkonflikte zu erheben, die später als falsch zurückgenommen werden mussten<sup>30, 31</sup>. Noch unappetitlicher war der Vorwurf, Pachauri habe einen erotischen Roman publiziert über „die amourösen Eskapaden von Sanjay Nath, einem ehemaligen Ingenieur in den 60ern, der sich in Sachen Klimawandel engagiert, genau wie der 69-jährige Rajendra Pachauri selber.“<sup>32</sup> Doch wer nachliest, wird enttäuscht sein – weder geht es in dem Roman um „erotische Eskapaden“ eines Mannes in den 60ern, noch hat die Romanfigur irgendetwas mit Klimawandel zu tun. Die Diffamierungen waren – wie so vieles aus der Szene der „Klimaskeptiker“ – frei erfunden. Auch „Africagate“- und „Amazongate“- Artikel mussten später zurückgezogen werden<sup>33</sup>.

Während Klimaforscher-Bashing salonfähig war, kramte der SPIEGEL gar einen der ältesten Ladenhüter der „Klimaskeptiker“-Szene hervor<sup>34, 35</sup>: Die haltlosen Manipulationsvorwürfe gegen eine manchmal als „Hockeyschläger-Kurve“ bezeichnete Temperaturrekonstruktion von Mann, Bradley und Hughes aus den 90er Jahren. Diese Kurve hatten „Klimaskeptiker“ über Jahre hinweg derart penetrant unter Beschuss genommen, dass schließlich sogar eine Kommission der National Academy of Sciences der USA den Vorwürfen nachging und 2006

---

29 Rahmstorf, S. et al.: Fehler im IPCC-Bericht? KlimaLounge, 20.2.2010. <http://bit.ly/9xjz3m>

30 Dr. Pachauri - Apology. The Telegraph, 21.8.2010.

31 Monbiot, G.: Rajendra Pachauri innocent of financial misdealings but smears will continue. Guardian, 26.8.2010.

32 Meichsner, I.: Der tiefe Fall des Missionars. 9.2.2010. <http://www.ksta.de/html/artikel/1264185825382.shtml>

33 Rahmstorf, S.: Climategate: ein Jahr danach. KlimaLounge, 1.12.2010. <http://bit.ly/e1jdY>

34 Evers, M., Stampf, O. & Traufetter, G.: Die Wolkenschieber. Der Spiegel, 29.3.2010.

35 Rahmstorf, S.: Klimaforscher-Bashing beim SPIEGEL. KlimaLounge, 1.4.2010. <http://bit.ly/cpqVB2>

die Autoren von jedem Verdacht freisprach<sup>36</sup>. Schon 2005 hatte eine unabhängige Forschergruppe aus den Rohdaten die Temperaturkurve exakt reproduziert und mehr als ein Dutzend weiterer Rekonstruktionen von weiteren Forschern mit anderer Datengrundlage und anderen statistischen Verfahren haben die Befunde im Wesentlichen bestätigt. Dennoch gilt es bis heute gewissermaßen als Mitgliedsausweis der „Klimaskeptiker“-Szene, den „Hockeyschläger“ für Betrug oder zumindest für ein statistisches Artefakt zu halten.

Im Juli 2010 wandte die US-Medienorganisation Media Matters for America sich gemeinsamen mit 12 weiteren Organisationen in einem eindringlichen Appell an die Redaktionen<sup>37</sup>:

„With the dust finally settling now six months later, it’s painfully clear that news outlets across the globe hastily published hundreds of stories -- based on rumors, unsubstantiated claims, and the shoddy reporting of their competitors -- questioning the overwhelming scientific consensus that human activities are causing climate change. One by one, the pillars of evidence supporting the alleged ‘scandals’ have shattered, causing the entire storyline to come crashing down.“

Die ZEIT bilanzierte mit einigem Abstand Ende 2010<sup>38</sup>: „Am Ende blieben von vielen Vorwürfen lediglich zwei, eine falsche Jahreszahl im IPCC-Bericht zum möglichen Schmelzen der Himalaya-Gletscher (2035 statt 2350), sowie eine fehlerhafte Prozentangabe zu überflutungsbedrohten Gebieten in Holland (die von der niederländischen Regierung falsch zugeliefert worden war).“ Mehr dazu kann man in meinem Kommentar „Climategate: ein Jahr danach“<sup>39</sup>nachlesen.

## **EINIGE ANREGUNGEN**

Als ich in einem Artikel 2007 eine bessere Qualitätskontrolle in den Medien anregte<sup>40</sup>, konterte einer der von mir Kritisierten prompt mit der

---

36 Revkin, A.: Science Panel Backs Study on Warming Climate. New York Times, 22.6.2006.

37 Clean Energy, Progressive Groups Urge Media to Revisit Bogus “Climategate” Reports. 7.7.2010. <http://mediamatters.org/press/releases/201007070031>

38 Reuter, B. & Staud, T.: Die Gehilfen des Zweifels. Die Zeit, 25.11.2010.

39 Rahmstorf, S.: Climategate: ein Jahr danach. KlimaLounge, 1.12.2010. <http://bit.ly/el1jdY>

40 Rahmstorf, S.: Alles nur Klimahysterie? Universitas, 895-913 (2007). <http://www.pik-potsdam.de/~stefan/klimahysterie.html>

Behauptung, dies ziele „eindeutig auf Zensur“. Dabei sind die obersten Gebote des deutschen Presskodex Wahrhaftigkeit und sorgfältige Recherche – nicht unähnlich den Regeln der guten wissenschaftlichen Praxis. Meinungs- und Pressefreiheit stehen außer Frage (darauf hatte ich auch damals vorsorglich hingewiesen) – das bedeutet aber nicht, dass Fakten nicht stimmen müssen und fehlerhafte Angaben nicht korrigiert werden sollten. Darauf sollte ein Leser vertrauen können. Wenn in der Zeitung steht, die SPD hat bei einer Wahl 32% bekommen, dann muss das stimmen – ganz egal, welche Meinung der Artikelautor dazu hat, und auch in einer pointierten Meinungskolumne. Wenn zum CO<sub>2</sub>-Anstieg in der Atmosphäre gesagt wird, 80% des CO<sub>2</sub> käme aus dem Ozean, oder wenn behauptet wird, die Sommertemperaturen in Europa seien in den letzten Jahrzehnten gefallen, dann müssen solche Aussagen auch stimmen (was in diesen Beispielen nicht der Fall ist). Das hat mit Zensur nichts zu tun, und Fact Checking hat ja auch eine gute Medientradition. Bei meinen eigenen Medienartikeln bin ich schon mehrmals von Redaktionen gebeten worden, bestimmte Aussagen zu belegen. Einmal musste ich sogar für ein *Focus*-Interview die Quelle für ein Zitat von Alexander von Humboldt nachweisen, der schon 1843 geschrieben hatte, dass der Mensch durch die Freisetzung von großen Gasmassen an den Zentren der Industrie das Klima verändert. Ich war positiv überrascht, dass sogar Interviewaussagen einem Faktencheck unterzogen wurden, und dies sollte meines Erachtens regelmäßig geschehen.

Für sinnvoll halte ich es auch, wenn Journalisten ihre Artikelentwürfe Wissenschaftlern (vor allem denen, über deren Arbeit sie schreiben) vorher mit Bitte um Feedback zum Lesen geben, wie das Viele auch bereits tun. Das schränkt natürlich in keiner Weise die Freiheit des Journalisten ein, zu schreiben, was er möchte – es geht hier nicht um eine Autorisierung. Der Journalist kann Hinweise des Forschers getrost ignorieren – oft werden aber auf diese Weise noch Missverständnisse aufgeklärt und unnötige Fehler vermieden. Bei der *New York Times* konnte ich etwa verhindern, dass unsere Meeresspiegelprojektionen mit verrutschter Achsenbeschriftung (und damit ganz falschen Zahlen) abgebildet wurden. Die Furcht mancher Journalisten, Forscher würden dann versuchen den Artikel zu schönen, ihre Zitate zurückziehen oder dergleichen halte ich für unberechtigt. Wissenschaftler sind keine Politiker – sie hängen nicht von Wählerstimmen und Publikumsgunst ab sondern von ihrer Reputation in Fachkreisen, die direkt und nicht medienvermittelt entsteht. Die Schwierigkeit bei den meisten Artikeln über Wissenschaft liegt ja nicht darin, dass Forscher ein Problem mit der kritischen Diskussion ihrer Ergebnisse haben (die zum Alltag eines jeden

Forschers gehört), sondern sie liegt darin, die oftmals komplexen Zusammenhänge fehlerfrei für ein Laienpublikum zu erläutern. Kritisches Feedback zu bedenken hat sicher noch keinem Artikel geschadet. Auch Wissenschaftler lassen regelmäßig ihre Artikel von Anderen gegenlesen. So verfähre ich auch bei meinen Blogbeiträgen und bei diesem Artikel, den mir dankenswerterweise ein am Thema interessierter Sozialwissenschaftler und zwei Wissenschaftsjournalisten kommentiert haben. Es ist immer besser, Feedback vorher zu bekommen, als sich nach der Publikation über vermeidbare Fehler zu ärgern.

Grundsätzlich sollte die Seriosität von Quellen geprüft werden, nicht nur bei den sprichwörtlichen „russischen Wissenschaftlern“. Lieber einmal zuviel als zuwenig bei Sourcewatch nachsehen! Es sollte einfach nicht passieren, dass die „Friends of Science“ in einem Nachrichtenmagazin als „kanadische Wissenschaftsorganisation“ vorgestellt werden statt als von der Ölindustrie gesponserte Lobbygruppe, oder dass kommentarlos das „Europäische Institut für Klima und Energie“ zitiert wird, sodass Leser denken müssen, es handle sich bei EIKE um ein Forschungsinstitut.

Bei Artikeln über neue Studien sollten möglichst einige andere Experten gefragt werden, was sie davon halten. Sinnvoll ist dabei natürlich, die führenden Experten auf dem betreffenden Gebiet zu kontaktieren. Bei einem hochgradig spezialisierten und globalisierten Forschungsfeld wie der Klimaforschung sitzen diese nicht notwendigerweise in Deutschland – letzteres scheint bei manchen deutschen Journalisten aber nach wie vor ein Hauptkriterium bei der Expertenauswahl zu sein. Umgekehrt bitten mich regelmäßig z.B. US-amerikanische, britische oder französische Fachjournalisten um meine Einschätzung zu Themen, zu denen ich kompetent bin. Die Top-Experten erkennt man an ihren Fachpublikationen und Citations, nicht am Professorentitel – siehe oben. Allein dafür würde es sich lohnen, wenn Wissenschaftsredaktionen den Zugang zu einer professionellen Publikationsdatenbank abonnieren.

Nicht zu ersetzen sind gute Fachjournalisten, die ein Thema über viele Jahre intensiv verfolgen. Nur die lassen sich kein X für ein U vormachen (auch nicht von den selbsternannten Experten der „Klimaskeptiker“), kennen den Wissensstand und die führenden Köpfe, usw. Die Herangehensweise mancher Redaktionen, „wir schicken mal einen ahnungslosen Journalisten hin, der kann dann die Fragen stellen, die der ahnungslose Zuschauer/Leser auch hat“, ist meines Erachtens weniger sinnvoll.



Insgesamt wäre es gut – um den „Whiplash“ zu vermeiden – wenn trotz der schnelllebigen Zeit weniger auf Häppchen-Journalismus und mehr auf solide recherchierte, längere Hintergrundartikel gesetzt würde. Zweifellos würden auch viele Wissenschaftsjournalisten es begrüßen, wenn ihre Redaktionen ihnen Zeit und Platz für solch fundierte Recherchen geben. Dies könnte auch ein Feld sein, wo der professionelle Journalismus seinen wichtigen Platz behaupten kann in der neuen Internet- und iPhone-Welt, wo sich Info-Häppchen fast wie von selbst verbreiten.

*Prof. Dr. Stefan Rahmstorf lehrt im Fach Physik der Ozeane an der Universität Potsdam. Er ist einer der Leitautoren des 4. IPCC-Berichts.*

## Bei Nacht und Nebel im Hühnerstall

Recherchemethoden eines Tierschützers



Von Stefan Bröckling

Seit etwa 20 Minuten halte ich mich bei ihr auf. Sie ist nicht mehr in der Lage, die Augen zu öffnen. Und ich bin nicht in der Lage, zu beurteilen, ob sie überhaupt noch Augen hat. Hinter dem Lid fehlt die erwartete Wölbung. Und dass die ausgeprägte Hackordnung gerade bei diesen Tieren schnell in Kannibalismus übergeht, weiß man, daher entfernt man ihnen grundsätzlich die Oberschnäbel.

Am Boden vor mir liegt eine Pute im Todeskampf. Vielleicht, wenn das Tier Glück hat, befindet es sich bereits in einem Dämmerzustand und bekommt nicht mehr viel mit. Vielleicht ist es schon jenseits des Schmerzes und kurz vor seinem letzten Atemzug. Ich hoffe es zumindest. Und während meine Videokamera das Elend der Pute in eine Folge aus digitalen Einsen und Nullen konvertiert, liege ich am Boden direkt neben dem Tier und interviewe mich selbst. Draußen steht derweil ein Wachposten und beobachtet mit einem Nachtsichtgerät die Umgebung. Kommt der Farmer, gibt er uns sofort Bescheid. Dann flüchten wir einige Kilometer weit durch die Nacht und lassen uns von einem Fahrer

in einigen Kilometern Entfernung wieder einsammeln. So arbeiten wir. Und so entsteht die Dokumentation des Grauens in der deutschen Massentierhaltung. Die Zustände sind eigentlich immer die gleichen. Mal schlimm, mal schlimmer, mal unerträglich. Aber nie tiergerecht, nie „human“, und fast nie im Rahmen der ohnehin schon laschen Gesetze.

Letztlich stolperte die niedersächsische Landwirtschaftsministerin Astrid Grotelüschen (CDU) über genau diese Pute und ihre Artgenossen. Denn sie alle wurden von der Brüterei ihres Mannes, in der sie selbst Jahre lang in leitender Position tätig war, an die Mastbetriebe geliefert, in denen wir uns im Sommer 2010 umsahen. Das Elend der Puten und Dumpinglöhne sowie fragwürdige Arbeitsmethoden in Grotelüschens Fitkost-Schlachtbetrieb in Neubrandenburg, in der die Ministerin auch als Prokuristin tätig war, brachten sie letztlich nach etwa acht Monaten im Amt zu Fall.

## **RECHERCHE-ANLÄSSE**

Niemand hatte uns auf den Fall Grotelüschen hingewiesen. Es war einfach eine logische Konsequenz, die sich aus der Ernennung einer Lobbyistin der Massentierhaltung zur Tierschutz-Ministerin eines ganzen Bundeslandes ergab.

Natürlich reagieren wir nicht nur auf aktuelle Anlässe. Mittlerweile werden immer mehr Fälle durch Informanten an uns heran getragen. Daher haben wir unter [www.peta.de/whistleblower](http://www.peta.de/whistleblower) ein Formular eingerichtet, das für die Übertragung brisanter Informationen genutzt werden kann. Über dieses Formular und über unsere reguläre Mailadresse werden die meisten Missstände an uns heran getragen. Häufig sind die Whistleblower Nachbarn, die schon seit Ewigkeiten versucht haben, etwas zu unternehmen und immer wieder scheiterten. Auch von ehemaligen Mitarbeitern diverser Firmen, von Tierpark-, Zirkus- oder Zooladenbesuchern bekommen wir Hinweise. Oder von Zulieferern bzw. externen Dienstleistern, wie Lkw-Fahrern, Elektrikern, Tierärzten. Die Ausnahme war der Wiesenhof-Skandal. Der Auslöser der Recherche waren die Hinweise des Ehepaars, das die Farm zu diesem Zeitpunkt noch bewirtschaftete. Da sie als Neu- und Quereinsteiger von den Bedingungen, unter denen sie die Tiere halten mussten, schockiert waren, meldeten sie sich bei PETA. Sie wurden von uns mit versteckten Kameras ausgestattet. Außerdem ermöglichten sie uns die Installation diverser fest installierter Kameras.

Mittlerweile sind es wöchentlich 25 - 30 Meldungen, die bei uns eingehen. Natürlich können wir nicht alle bearbeiten. Oft benötigen wir für einen Fall etliche Tage, manchmal auch mehrere Wochen und hin und wieder sogar Monate.

## **WEBRECHERCHE**

Viele Informationen erhalten wir durch ausgiebige Webrecherchen. Zuerst erfolgt die gängige Suchmaschinen-Recherche. Zur Informationsbeschaffung werden aber auch Webarchive (z. B. archive.org), soziale Netzwerke, Firmen-Datenbanken und Kartendienste herangezogen. Gerade im Bereich der Massentierhaltungen sind Google Earth, Bing Maps und die Geodaten-Portale der Landesvermessungsämter eine wichtige Hilfe. Oft kann man schon anhand eines Luftbildes auf die Art der Tierhaltung schließen. Wir können entscheiden, von welcher Seite wir uns nähern, in welche Richtung wir gegebenenfalls flüchten und manchmal sogar erkennen, wo die Kadavertonnen stehen. Google Earth bietet dabei sicher die schnellsten Ergebnisse. Im für uns wichtigen ländlichen Bereich kann ein Luftfoto bei Google Earth aber auch schon mal 10 Jahre alt und schlecht aufgelöst sein oder eine Wolke verdeckt die Sicht auf die darunter liegenden Gebäude. Daher wird auch immer bei Bing Maps geschaut, wo Luftbilder durchaus aus den gleichen Basisdaten stammen können, aber eben auch aus hoch aufgelösten Vogelperspektiven, die im Idealfall aus vier Himmelsrichtungen fotografiert wurden. Die aktuellsten Fotos erhält man meist bei den Landesvermessungsämtern. Praktisch jedes Vermessungsamt hat heute sein eigenes Online-Geoportal. Auch der umstrittene Dienst Street View kann durchaus mal zu einem wichtigen Hilfsmittel werden. Solange die ländlichen Bereiche aber noch nicht erfasst sind, sind die Luftbilder für uns von weitaus höherer Bedeutung.

Wie in jedem anderen Bereich ist auch bei uns die Online-Recherche, egal ob mit Suchmaschinen, Luftbild- oder Firmenportalen kein Buch mit sieben Siegeln. Die gewünschten Ergebnisse bekommt man vergleichsweise leicht, wenn man weiß, wonach man sucht. Und wenn man durch entsprechende Kenntnis der Materie in der Lage ist, wichtige und unwichtige Informationen von einander zu trennen.

## AKTION: NACHTRECHERCHEN

Zu Beginn einer Nachtrecherche verschaffen wir uns erst einmal einen Eindruck der entsprechenden Betriebe. Im Fall Grotelüschen war es so, dass wir die Höfe eines jeden einzelnen Mitglieds der Putenerzeugergemeinschaft Mecklenburg-Vorpommern aufsuchten. Machten die Ställe schon von außen kein gutes Bild, gingen wir davon aus, dass es innen nicht viel besser war. Fehlten z. B. Kadavertonnen, so wussten wir, dass die toten Tiere mitunter in den Vorräumen zwischengelagert werden, was nicht zulässig ist. Bei Putenfarmen kann man oft schon anhand der nach außen dringenden Tiergeräusche das ungefähre Alter einschätzen. Hört man draußen die Küken piepsen, weiß man, dass man hier erst in etlichen Wochen noch einmal vorbei schauen sollte. Wie bei allen Fleisch liefernden Tieren ist auch bei Puten das Mastende für die Bilddokumentation am ergiebigsten.

In ländlichen Gebieten fallen am Feldweg abgestellte Fahrzeuge schnell auf. Da, wo jeder jeden kennt, kann man nicht einfach nachts ein Fahrzeug mit fremden Kennzeichen parken und stundenlang unbeobachtet stehen lassen. Daher werden wir in der Nähe der Farmen abgesetzt und später wieder abgeholt. Das ermöglicht uns auch, im Falle einer Flucht in praktisch jede Himmelsrichtung laufen zu können, wenn es sein muss auch über mehrere Kilometer, da wir ja nicht zu einem in der Nähe der Farm geparkten Auto zurück kehren müssen. Über Mobilfunk und GPS-Geräte finden sich Fahrer und Einsatzgruppe problemlos wieder.

Entgegen anders lautender Gerüchte, die hin und wieder leider auch von Medienvertretern ohne weitere Nachfrage veröffentlicht werden, betreten wir tatsächlich nur offen stehende Ställe. Wir brechen nicht ein. Es gibt lediglich eine Form des Einbruchs, auf die wir nicht verzichten können. Und das ist der Einbruch der Dunkelheit. Denn im Dunkeln können wir die Stallanlagen ungesehen betreten. Wir hinterlassen im Idealfall keine Spuren. Nur so ist es möglich, eine Recherche gefahrlos über einen langen Zeitraum durchzuführen. Bevor es wieder hell wird, sind wir bereits verschwunden. Die meisten Menschen sind verwundert, wenn sie erfahren, dass die Farmen nachts unverschlossen sind. Und tatsächlich war es vor 15 Jahren sicher einfacher, offene Ställe auszumachen. Aber auch heute ist ein begehbarer Stall keine Seltenheit, selbst dann, wenn wir in unmittelbarer Umgebung bereits einige Monate zuvor recherchiert und die Ergebnisse veröffentlicht hatten.

Während innerhalb der Ställe gefilmt und fotografiert wird, passen Wachposten draußen auf. Kommuniziert wird mit Funkgeräten oder

Handys. Für die bessere Sicht im Dunkeln sorgen neben Nachtsichtgeräten auch passive Nachtbläser, wie sie z. B. bei der Jagd Verwendung finden. So konnten wir bisher immer rechtzeitig flüchten, wenn doch mal jemand zur Farm kam (z. B. ein Futterlieferant).

Selbstverständlich gehen wir innerhalb der Ställe vorsichtig vor. Die Tiere wissen, zu welcher Tageszeit normalerweise Menschen im Stall sind. Türen aufreißen und losknipsen geht da gar nicht. Wir betreten die Ställe vorsichtig, machen anfangs möglichst wenig oder gar kein Licht, lassen den Tieren Zeit, sich an uns zu gewöhnen. Erst wenn wir den Eindruck haben, dass sie ruhig bleiben, fangen wir langsam an. Blitz- oder Videolicht stört die Tiere meist wenig, wenn wir sie sanft darauf einstimmen. Beim Fotografieren gehen wir selten unter ISO 400, mit dem Videolicht sollte man gerade bei Vögeln keine schnellen Schwenks machen. Wer sich an ein paar logisch nachvollziehbare Regeln hält, versetzt die Tiere auch nicht in unnötigen Stress. Der Erfolg ist, dass die Rinder, Schweine, Hühner oder Puten sogar die Nähe der Kamera suchen, um diese zu inspizieren. Für sie ist es womöglich eine spannende Abwechslung zu ihrem trostlosen, reizarmen Alltag in der Massentierhaltung.

## **EQUIPMENT**

Im Fotobereich nutzen wir herkömmliche Spiegelreflexkameras, wobei ich persönlich ganz gerne auch mal entfesselt blitze, wenn die Zeit es zulässt. Meist reicht ein 18 - 105 mm Objektiv. Der Objektivwechsel inmitten von Futter- und Gefiederstaub sollte vermieden werden. Hin und wieder mache ich auch Langzeitbelichtungen, manchmal auch nur mit Hilfe einer Taschenlampe als Lichtquelle.

Im Videobereich habe ich lange mit semiprofessionellen Geräten gearbeitet. Zubehör: ein Sachtler-Stativ, Kopflicht, Funk- und Richtmikro und ein Windfell. Da es heute aber unerlässlich ist, neben der Videodokumentation auch Beweisaufnahmen, die den Wahrheitsgehalt der Bilddokumente belegen, anzufertigen, greife ich mittlerweile auf Amateurkameras aus dem oberen Preissegment zurück, da nur diese über einen Infrarotmodus verfügen. Im Profi- und Semiprofi-Bereich werden solche Funktionen bisher nicht angeboten.

Die Sony XR520 ist klein, lichtstark und macht ein stimmiges, rausch- armes Bild. Ich kann während der Aufnahme zwischen normalem und

Infrarotlicht wechseln, und so im Innern als auch im Außenbereich filmen. Wir halten auch GPS-Geräte und aktuelle Zeitungen vor das Objektiv, um Ort und Zeit der Aufnahmen belegen zu können. Während des Aufenthaltes auf dem Farmgelände läuft die Kamera durch. Die Record-Taste wird nicht benutzt, damit anschließend eine einzige, recht lange Videosequenz vorhanden ist, die im Falle einer juristischen Auseinandersetzung als Beweismittel dient. Im Schnitt ist das eher von Nachteil, da ein Großteil des Materials nur durch das Durchlaufen der Kamera, und nicht durch bewusstes Filmen entsteht. Von Nachteil sind bei der XR520 das teilweise sehr unübersichtliche Menü, die geringe Anzahl der Tasten, das fummelige Fokusrad und die fehlende manuelle Tonaussteuerung.

Die neue Canon XA10 ist noch lichtstärker als die Sony-Cam, verfügt über mehr manuelle Einstellmöglichkeiten, die für Interviews wichtige manuelle Tonaussteuerung und erstmals auch über einen Infrarotmodus. Im abnehmbaren Henkel sind das IR-Licht und ein Tonteil mit zwei XLR-Eingängen sowie die Aussteuerungselektronik untergebracht. Wir haben seit kurzer Zeit zwei dieser Geräte im Einsatz. Die Ergebnisse sind bisher recht zufrieden stellend.

Neben dem oben bereits erwähnten Zubehör gehören auch verschiedene Infrarot-Scheinwerfer und -Laser zum Videoequipment. Dazu kommen Nachtsichtgeräte mit Videoschnittstelle sowie eine GoPro Action Kamera, wie sie auch gerne von Surfern, Skifahrern oder Fallschirmspringern verwendet wird.

Im Bereich der versteckten Dokumentation verfügen wir über Kameras in Handys, Kugelschreibern, Uhren, Brillen, Knöpfen, Schrauben und etlichen anderen Gegenständen des täglichen Gebrauchs. Diese können gegebenenfalls auch mit Langzeitrekordern verbunden werden, die netzgebunden über Wochen, und netzunabhängig zumindest über mehrere Tage laufen.

Auch verschiedene Messgeräte kommen zum Einsatz. Ein  $\text{NH}_3$ -Messgerät ermöglicht Ammoniakmessungen innerhalb der Ställe. Die zulässigen 20 ppm werden nicht selten überschritten. Ein  $\text{H}_2\text{S}$ -Messgerät dient eher dem eigenen Schutz vor gefährlichem Schwefelwasserstoff, z. B. in Schweinemastbetrieben. Defekte oder schlecht gewartete Technik kann innerhalb der Ställe enormen Lärm verursachen (z. B. eine Futterschnecke). Diesen messen wir dann mit einem Schallpegelmessgerät.

## ÖFFENTLICHKEIT HERSTELLEN

Die Öffentlichkeit stellen wir ziemlich unspektakulär über Pressemitteilungen her. Durch die nicht unerhebliche Anzahl an veröffentlichten Tierschutz-Skandalen hat man bei den Medien für unsere Inhalte meist ein offenes Ohr. Ich denke, dass wir auch deshalb recht glaubwürdig sind, weil wir eben genau das zeigen, was der Bürger ohnehin mit Massentierhaltungen verbindet. Wenn auch nicht in dieser Menge und in der nicht seltenen Brutalität. Erscheinen uns bestimmte Recherchen besonders wichtig, veröffentlichen wir diese in Form einer Pressekonferenz, wie z. B. im Fall Grotelüschen oder beim Wiesenhof-Skandal.

## DER FALL WIESENHOF

Wiesenhof gibt es seit den 50er Jahren. Damals steckte das Unternehmen noch in den Kinderschuhen. Heute ist es die Geflügelmarke Nr. 1 in Deutschland und der erfolgreichste Geschäftszweig der in Visbek ansässigen PHW-Gruppe. Wenn ich bedenke, wie fahrlässig man dort nicht nur mit den Tieren, sondern auch mit den eigenen Mitarbeitern umgeht, wundert es mich, dass erst im Jahr 2009 zwei Farmer den Entschluss gefasst hatten, an die Öffentlichkeit zu gehen. Unzufriedene Ehemalige gibt es sicher bedeutend mehr. Aber in dieser Branche wird einfach nicht viel geredet. Und jeder weiß, wie einflussreich die Drahtzieher sind. Denen spuckt man nicht in die Suppe. Man geht, wenn man gehen muss. Aber man schweigt.

Kerstin Wessels und Steffen Pohl waren da anders. Sie waren neu in der Branche. Und – wie viele andere auch – Quereinsteiger. Er war Schlosser und LKW-Fahrer, sie Friseurin. Gelernte Tierwirte – bei Wiesenhof kein Kriterium für eine langfristige Beschäftigung. Er war auf der Suche nach einem Job in der Nähe seiner Frau, weil sie längere Zeit krank war. Das Stellenangebot von Wiesenhof, als Betreiber einer Elterntierfarm, schien ideal. Fortan konnten sie jeden Tag direkt vor der Haustür arbeiten. In Eigenregie. Als Selbstständige. Na ja, ganz so selbstständig war das dann doch nicht. Denn das Arbeitsmaterial wurde von Wiesenhof gestellt. Die Farm, die Futtermittel, die Tiere, das Wohnhaus. Alles gehörte der Firma. Freie Entscheidungen durften Wessels und Pohl auch nicht treffen. Ein Tierarztwechsel, weil man dem Vertragsveterinär vielleicht doch nicht so ganz traute? Undenkbar. Andere Futtermittel? Vertraglich ausgeschlossen.



Zwar erlaubte dieser Vertrag die Zusammenarbeit mit weiteren Abnehmern, im Berufsalltag war das aber gar nicht möglich. Die beiden hatten Arbeit genug, ihr Pensum gegenüber Wiesenhof zu erfüllen. Wie hätten sie eine zusätzliche Firma beliefern sollen? Zumal die Tiere – und somit die Eier – nicht ihr Eigentum waren. Platz für eigene Hühner gab es nicht. Und es wäre auch nicht erwünscht gewesen, soviel war sicher. Auf dem Papier war WIMEX, eine PHW-Tochter, der Abnehmer der Bruteier. Doch geliefert wurden die Eier ausschließlich an die Brüterei Weser-Ems. Jeden Tag. Ohne Ausnahme. Scheinbar waren Wessels und Pohl scheinselfständig. Das zumindest erklärte ihnen ein Bankberater und verweigerte einen Kredit für ein neues Auto.

Anfangs, in der Einarbeitungsphase auf anderen Farmbetrieben, dachten sie noch, dass im eigenen Stall alles besser wird. Dass dort keine Tiere in die Transportkisten geschmettert werden. Dass sie es sind, die die Regeln aufstellen. Dass keine gesunden Vögel getötet werden. Dass es den Hühnern – trotz Massentierhaltung – gut gehen kann, wenn das Farmmanagement stimmt. Aber es kam anders. Gleich am ersten Tag im eigenen Farmbetrieb, kurz nach Anlieferung der neuen Herde, begann schon das Gemetzel. Weit mehr Tiere, als in die Ställe passten, wurden geliefert. Überzählige wurden aussortiert und vom Wiesenhof-Impftrupp ohne Narkose durch Genickbruch getötet. Die Kadavertonne konnte gar nicht alle Hühnerleichen fassen. Die toten Tiere stapelten sich in den Vorräumen. Wessels konnte es nicht fassen. Da wurden junge, gesunde Tiere einfach so getötet. Dass das nicht legal war, wusste sie sofort. Daher unterschrieb sie auch nicht den Wochenbericht, der 581 ohne Fremdeinwirkung verstorbene Hühner für die ersten sieben Tage belegen sollte. Laut diesem Bericht starben an einem Mittwoch 65 Hähne und 15 Hennen. In den nächsten fünf Tagen, von Donnerstag bis Montag, jeweils 68 Hähne und 15 Hennen und am Dienstag 70 Hähne und 16 Hennen.

Völlig traumatisiert begannen sie ihren Arbeitsalltag. Die Farm war marode, die Technik störanfällig. Immer wieder riss eine Futterkette. Elektrische Leitungen waren teilweise abenteuerlich verlegt. Lüfter fielen aus. Im Sommer stieg die Temperatur im Stall auf über 30 Grad, was den Hühnern schwer zu schaffen machte. Die Rote Vogelmilbe entdeckten sie schon nach wenigen Tagen. Dass die Farm befallen war hatte man ihnen nicht mitgeteilt. Abhilfe schaffte Wiesenhof erst nach Monaten. Nach mehrmaligen Nachfragen. Der Schmutzwasserbehälter in der Größe eines Güllesilos war bis zum Anschlag mit einer stinkenden Brühe gefüllt, die aus Reinigungswasser vom letzten Ausstallungsvorgang und auch einigen toten Hühnern bestand. Bei jedem stärkeren

Regen lief das Becken über. Wiesenhof fand erst nach Monaten einen Bauern, der das Becken abpumpte und die Stinkbrühe auf einem Feld entsorgte. Ob das Zeug umweltverträglich war wussten Wessels und Pohl nicht.

Regelmäßig kam ein Laborant vorbei, der den Tieren Blutproben entnahm. Es stellte sich jedoch schnell heraus, dass der Laborant eigentlich Dachdecker war und dass er diesen Job nur auf 400-Euro-Basis verrichtete. Es gab im Großen und Ganzen sehr viele Quereinsteiger im Unternehmen, die nicht über den regulären beruflichen Background verfügten. Geflügelhaltung bei Wiesenhof scheint eine recht einfache Kiste zu sein.

Nach einigen Monaten wurde ein Teil der Hähne ausgetauscht. Der Wiesenhof-Impftrupp kam und begutachtete die männlichen Vögel. Erkannten sie, dass diese ihre „Arbeit“ nicht mehr verrichteten, wurden sie in die Transportkisten verladen. Oder gestopft. Oder geworfen. Oder mit aller Kraft hinein geschmettert. Die neuen Hähne waren teilweise nicht an das in der Farm befindliche Fütterungssystem gewöhnt, da die Aufzuchtbetriebe über teils neuere Technik verfügten. Der Produktionsleiter bereitete Wessels und Pohl darauf vor, dass einige Hähne wohl verhungern würden, wenn sie die neue Fütterungsmethode nicht annehmen. Sie verhungerten nicht. Aber nur deshalb, weil Kerstin Wessels diese Tiere von Hand fütterte. Jeden Tag. Bis sie es begriffen hatten. Von anderen Farmen wäre sie dafür belächelt worden.

Überhaupt versuchten die beiden, es so gut wie möglich zu machen. Und tatsächlich habe ich niemals eine trockenere, bessere Einstreu als in der Farm in Twistringern gesehen. Na ja, Einstreu ist vielleicht das Wort, das man bei Wiesenhof benutzt. Tatsächlich ist es Monate alter Hühnerkot. Aber der war eben so trocken wie in kaum einer zweiten Farm, was der Tiergesundheit entgegen kommen sollte. Tat es aber trotzdem nicht, denn die Hühner wurden krank. Sie litten an Ecoli-Bakterien, obwohl sie dagegen geimpft waren. Sie hatten Mykoplasrose, eine Atemwegserkrankung, die der Tierarzt nicht in den Griff bekam. Wessels musste den Hühnern immer wieder ganze Medikamentencocktails verabreichen, teilweise sogar solche, die bei Ecoli und Mykoplasrose ausdrücklich nicht vergeben werden durften. So zumindest stand es auf der Verpackung. Der Produktionsleiter beschwichtigte die beiden Farmer. Der Tierarzt wisse, was er tue.

Wusste er aber nicht. Das große Sterben setzte ein. Irgendwann stand der Wiesenhof-Cheftierarzt auf der Matte, wollte untersuchen, was den

Hühnern so zu schaffen machte. An dem Tag hatten Wessels und Pohl mehr als zehn frisch verstorbene Hühner eingesammelt. Der Tierarzt hingegen betrat den Stall, zog sechs lebende Hühner aus der Masse, brach ihnen das Genick, schnitt sie auf und kam zu der Erkenntnis, dass diese sechs Tiere nicht erkrankt waren. Dann zog er ab. Das Sterben ging weiter.

Die kranke Herde produzierte zum Ende der eigentlich zehnmonatigen Legephase zu wenige Bruteier. Die Tiere waren nicht mehr rentabel. Der Ausstellungstermin wurde einige Wochen vorverlegt. Wessels und Pohl hatten bereits Monate zuvor erklärt, dass sie ihren Vertrag nicht verlängern möchten. Es war einfach nicht ihre Welt. Nicht ihr Verständnis vom Umgang mit Tieren. Wiesenhof war nicht das Unternehmen, für das es sich in der Öffentlichkeit ausgab. An dem Nachmittag, an dem sie ihre Sachen packten, waren die LKWs schon unterwegs zu ihrer Farm, um die Hennen in die Niederlande und die Hähne nach Frankreich zu transportieren. Gerade für das Fleisch „alter“ männlicher Elterntiere gibt es in Deutschland keinen Markt. Und der nur wenige Kilometer entfernte Wiesenhof-Schlachthof in Lohne, einer der modernsten seiner Art, war angeblich nicht in der Lage, Elterntiere zu töten, weil diese zu groß und zu schwer waren. Ein kurzer Transportweg kam daher nicht in Frage.

Das Drama wiederholte sich. Die Geflügelgreifer, diesmal von einer externen Firma, die sehr viel mit Wiesenhof zusammen arbeitete, warfen, stopften und schmetterten die Hühner in die Transportkisten. Sie wurden von der einen Stallseite auf die andere hinüber geworfen. Über die in der Mitte angebrachten Kotgruben und die Legenester. Einfach so, weil man zu faul war, für wenige verbliebene Tiere noch eine Transportkiste zu organisieren. Am LKW standen zwei Arbeiter, die die Kisten aus Kopfhöhe auf den Boden des Transporters warfen. Knochenbrüche waren so unvermeidbar. Etliche Kisten fielen einfach vom Fließband auf den Hängerboden, wenn die Männer gerade nicht aufpassten oder auch mal gar nicht da waren.

Und dann war es vorbei. Für Wessels und Pohl. Und Stunden später auch für die Hühner.

Ich persönlich traf mich im Mai 2009 erstmals mit den beiden Farmern. Redete mit ihnen, erörterte, warum sie sich auflehnen wollten. Sprach mit ihnen über die Risiken, aber auch über den Nutzen für die Sache der Tiere. Sie wägen nicht ab. Sie waren fest entschlossen. Selten war ich von Informanten so beeindruckt. Die Kameras, die ich vor dem ers-

ten Hahnentausch einbaute, mussten danach sofort wieder verschwinden. Zu groß war die Gefahr, dass ein Elektriker sie zufällig entdeckte. Auch mit mobilen Geräten wurden wichtige Ereignisse dokumentiert, so z. B. das Töten eines Hahns durch Halten des Kopfes und Drehen des Körpers. Vom milchgesichtigen Lehrling der zu Wiesenhof gehörenden Brütereier. Natürlich ohne Narkose. Die Aufnahmen in der Farm entstanden teilweise mit hoch lichtstarken S/W-Kameras, die in der Stalltechnik verbaut waren. Denn das Ausstallen der gesamten Farm fand bei fast völliger Dunkelheit statt. Es war ein Mix aus mobilen und fest installierten Geräten unterschiedlicher Bauart, die letztlich zum Erfolg führten.

Die Aufnahmen der versteckten Kameras, die Fotos und Videos, die ich immer wieder in aller Ruhe im Stall anfertigen konnte, die Farmunterlagen, die Schilderungen von Wessels und Pohl... alles das führte zum ersten wirklichen Tierschutz-Skandal, mit dem sich das Unternehmen bisher auseinandersetzen musste. Dem Wiesenhof-Skandal. Mehrfach wurde in den Medien infolge dieser Recherchen darüber berichtet, zuletzt in einer ARD Exklusiv Reportage, die am 31.08.2011 in der ARD ausgestrahlt wurde.

*Stefan Bröckling arbeitet für die Tierschutzorganisation Peta Deutschland e.V. Zu seinen Aufgaben gehören Undercover-Recherchen, Foto- und Videodokumentationen zu Tierhaltungs-Missständen.*

# Recherche in der Medizin

Wenn Experten ausgedient haben



Von Klaus Koch

Medizinische Themen haben in den Medien ein starkes Gewicht. Traditionell war die Hauptrecherchequelle für Journalisten der „Experte“, dem man einen Überblick über den Stand des Wissens zutraute. Allerdings hat in der Medizin selbst der Experte seinen Status als maßgebliche Instanz des Wissens schon seit geraumer Zeit verloren.

Dafür gibt es vor allem drei Gründe:

1. Die zuverlässige Beurteilung von Nutzen und Schaden medizinischer Maßnahmen hat sich als so schwierig herausgestellt, dass Expertenerfahrung nicht ausreicht, sondern besondere Forschungsinstrumente nötig sind – Studien.
2. Aber auch die Aussagekraft von Studien ist begrenzt. Um den Stand des Wissens aufzubereiten, müssen Studien umfassend gesucht und ihre Zuverlässigkeit bewertet werden.

3. Elektronische Literaturdatenbanken (siehe Anhang) ermöglichen es in der weltweiten Fachliteratur Studien zu einem Thema zu recherchieren.

Viele Beispiele der Medizin belegen, dass auch breit akzeptierte Expertenmeinungen in die Irre führen können. Dazu gehört zum Beispiel die Überschätzung des Nutzens der Hormontherapie nach den Wechseljahren oder der von Vitaminen zur Vorbeugung von Herzinfarkten oder Krebs. Die Analyse solcher Irrtümer zeigt, dass immer die Sicherheit des Wissens überschätzt wurde, weil nur ein ausgewählter Teil der vorhandenen Information betrachtet wurde und die Unsicherheiten ausgeblendet wurden. Mehrheit ist in der Medizin keine Garantie für Richtigkeit.

Die Reaktion der Medizin ist eine Neugewichtung der Wissensquellen: Wissenschaftler haben in den letzten Jahren ein Arsenal von Methoden entwickelt, wie man medizinisches Wissen recherchiert, die Zuverlässigkeit der Quellen einschätzt und aus den Ergebnissen zusammenfassende Schlussfolgerungen zieht.

Anfang der 1990 Jahre haben dann kanadische und britische Ärzte begonnen, diese Methoden in die alltägliche Patientenversorgung einzubeziehen. Unter dem Namen „evidenzbasierte Medizin“ wurde das Konzept zum Standard für die kritische Recherche und Bewertung von medizinischem Wissen.

## **EVIDENZBASIERTE MEDIZIN**

Evidenzbasierte Medizin (EbM) ist von der Idee her als Strategie für Ärzte gedacht, die für ihre Patientinnen und Patienten unter möglichen Interventionen die vielversprechendsten und deren Bedürfnissen am ehesten entsprechenden Alternativen herausfinden und die Erfolgsaussichten neutral darstellen wollen.

EbM hat Instrumente entwickelt, die Unsicherheit einzuschätzen. Auf diese Weise hilft EbM Ärzten und Patienten auch dabei, solche Unsicherheiten zu erkennen. Ärzte und Patienten können dann besprechen, wie man mit der Unsicherheit umgehen soll. Gerade in unsicheren Situationen kommt es auf die persönlichen Präferenzen der Patienten an, die darüber entscheiden, welche Option sie wählen. Im Idealfall basieren Entscheidungen außer auf der Evidenz auch auf dem klinischen

Zustand und den Umständen einer einzelnen Person und auf ihren Präferenzen und Handlungen.

Umsetzen soll diese Idee im Prinzip jeder einzelne Arzt: Weltweit werden Kurse angeboten, um die Werkzeuge, Methoden und Techniken zu vermitteln, mit denen sich zu praktisch jeder Frage der Medizin der Stand des Wissens recherchieren lässt. Nötig dazu ist ein Computer mit Zugriff auf das Internet.

Auch wenn diese Werkzeuge ursprünglich auf Ärzte zielten: Die Werkzeuge der EbM sind auch für Journalisten ein wertvolles Rechercheinstrument. Die nötigen Grundkompetenzen lassen sich innerhalb einer Woche erlernen.

## **WIE WIRD IN DER MEDIZIN RECHERCHIERT?**

Evidenzbasierte Medizin ist kein starres Konzept. Welches Werkzeug wann eingesetzt werden sollte, hängt von der Frage ab, die es zu beantworten gilt. Dabei ist die Zahl der Fragen relativ klein. Folgende Grundfragen lassen sich unterscheiden:

**Was ist die Ursache von X:** Diese Frage steht meist am Anfang der medizinischen Forschung. Denn wenn man die Ursache kennt, lassen sich plausible Ideen für Gegenmaßnahmen ableiten. Traditionell neigt Medizin hier jedoch zu Kurzschlüssen: Viele Ratschläge an Patienten beruhen darauf, dass es einen statistischen Zusammenhang gibt, zwischen einer Krankheit und einem Faktor, zum Beispiel zwischen Gurken und Tomaten als Ursache einer EHEC-Infektion. Gurken und Tomaten gerieten aber deshalb in Verdacht, weil sie häufig zusammen mit Sprösslingen verzehrt wurden. Dieser Fehler ist bei der medizinischen Ursachenforschung alltäglich: Faktoren geraten unter Verdacht, weil sie häufig zusammen mit der wahren Ursache auftreten. Assoziation genügt deshalb alleine meist nicht als Nachweis für Kausalität. Kausalität lässt sich nur selten durch Beobachtung belegen, in der Regel sind dazu gut gemachte, experimentelle Studien nötig.

**Wie gefährlich ist X:** Diese Frage zielt auf die Angabe von Risiken. Einerseits geht es dabei um die Abschätzung der Häufigkeit (z.B. einer Krankheit, einer Nebenwirkung einer Therapie), andererseits aber auch um die Beschreibung der Schwere der Konsequenzen. Wie häufig ist die Schweinegrippe? Wie gefährlich ist sie? Wie groß ist das Risiko, sich

mit EHEC zu infizieren? Welches Risiko bedeutet eine niedrige Knochendichte?

Um die Fragen beantworten zu können, sind Studien nötig, die eine ausreichend große Zahl von Personen untersuchen.

**Hilft A gegen X:** Wenn ein Risiko identifiziert und es Vermutungen über die Ursache gibt, leiten sich daraus Vorschläge für eine Gegenmaßnahme A ab – zur Vorbeugung oder zur Behandlung. Allerdings kann die Gegenmaßnahme nutzlos oder sogar selbst riskant sein. Ihr Nutzen muss deshalb in Studien nachgewiesen werden. Zum Nachweis sind in der Regel Studien nötig, in denen Freiwillige zufällig zwei Gruppen zugeteilt werden. Bei der einen Gruppe wird die Gegenmaßnahme eingesetzt, bei der anderen nicht. So lassen sich durch Vergleiche Unterschiede in Nutzen und Schaden erkennen.

**Hilft A besser als B gegen X:** Diese Frage ist eine Variante der vorherigen: Wenn sich Gegenmaßnahme A bereits als nützlich erwiesen hat, ist A der Maßstab für Vor- und Nachteile anderer Vorschläge. Dann sind Studien nötig, die den Nutzen und Schaden von A und B miteinander vergleichen.

## WIE WIRD RECHERCHIERT?

Charakteristisch für Recherche ist die strukturierte Art, mit der Antworten gesucht werden. Die umfassendste Recherche wird zur Erstellung so genannter systematischer Übersichten eingesetzt: Diese Übersichten haben den Anspruch, den aktuellen Stand des Wissens abzubilden. Sie sind sehr aufwendig, benötigen den Zugriff auf zum Teil kostenpflichtige Datenbanken und die Einbindung von mindestens zwei Personen. Für den journalistischen Alltag ist diese Methode sicherlich kaum praktikabel. Allerdings gibt es zahlreiche Institutionen, die solche systematische Übersichten erstellen und frei zugänglich veröffentlichen. Journalisten haben also die Möglichkeit, bei diesen Institutionen zu recherchieren, ob es zu einer Frage bereits systematische Übersichten gibt.

Am Anfang steht die Aufgabe, die medizinische Frage präzise zu formulieren. Von der Frage hängt dann ab, welche Studien in welchen Datenbanken gesucht werden müssen. Das Folgende konzentriert sich auf



Fragen zum Nutzen einer Therapie (Hilft A gegen X? Hilft B besser als A gegen X?):

- ▶ „Population“: Um welche Personengruppe geht es? Männer, Frauen, Kinder?
- ▶ „Intervention“: Welche Intervention soll bewertet werden?
- ▶ „Kontrolle“: Mit welcher anderen Intervention soll sie verglichen werden?
- ▶ „Endpunkte“: Woran soll der Nutzen einer Therapie gemessen werden? Standardelement der EbM ist die Frage nach relevanten Konsequenzen für Patienten: Kann das Leben verlängert werden, bessern sich Beschwerden und die Lebensqualität?
- ▶ „Studientypen“: Welche Arten von Studien sollen herangezogen werden?

Diese Festlegungen werden dann genutzt, um Suchanfragen an elektronische Literaturdatenbanken zu formulieren. Diese Suchanfragen haben das Ziel, erst einmal alle in Frage kommenden Studien zu identifizieren, sie zielen auf Vollständigkeit. Dabei wird in Kauf genommen, dass bei der Recherche ein großer Überhang nicht relevanter Treffer erfasst wird.

Der nächste Schritt ist es deshalb, aus der Vielzahl an Treffern – das können mehrere Tausend sein – die Studien herauszufiltern, die die vorab formulierten Bedingungen erfüllen. Dazu müssen in der Regel zwei Personen alle Treffer zuerst getrennt beurteilen und bei Meinungsunterschieden einen Konsens finden. Oft bleiben aus Tausenden von Treffern nur wenige relevante Studien übrig – gelegentlich auch gar keine.

## **NACH DER RECHERCHE**

Ebenso wichtig wie die systematische Recherche ist dann der nächste Schritt: Er besteht darin, die Daten der ausgewählten Studien zu bewerten und sofern sinnvoll mit statistischen Verfahren zusammenzufassen. Die Ergebnisse dieser Zusammenfassungen und Bewertungen werden dann als sogenannte systematische Übersicht bezeichnet, die gemeinsame statistische Auswertung als Meta-Analyse.

Kernelement dieser Bewertung ist es, die Zuverlässigkeit der Aussagen einzuschätzen, der technische Begriff lautet „Ergebnissicherheit“. Zahlreiche Details, wie Studien geplant, ausgeführt, ausgewertet und veröffentlicht wurden, haben einen Einfluss darauf, wie verlässlich die vorhandenen Ergebnisse sind. Die Einschätzung ist eine wesentliche Vorkehrung gegen Überschätzung von Nutzen und Schaden einer Maßnahme. Bei der Zusammenfassung der Ergebnisse kommt es dann auch darauf an, diese Unsicherheit angemessen zu formulieren.

Diese Zusammenfassungen werden als systematische Übersichten oder auch unter dem Begriff „Health technology Assessment“ (HTA) veröffentlicht.

### **WAS DAVON LÄSST SICH IM JOURNALISMUS ANWENDEN – UND WAS NICHT?**

Die Werkzeuge zur Recherche und Bewertung des Wissens lassen sich im Prinzip auch von Journalisten anwenden. Voraussetzung ist allerdings eine Ausbildung in der Handhabung der Werkzeuge und etwas Übung. Hilfreich ist es, verschiedene Typen von Studien unterscheiden und die damit verbundene Zuverlässigkeit der Aussagen einschätzen zu können.

Diese Kompetenz versetzt Journalisten in die Lage, Aussagen einer Quelle zum Nutzen und Schaden von medizinischen Maßnahmen mit der Qualität der vorhandenen Studien abzugleichen. Typische journalistische Quellen (Fachleute, Pressemitteilungen, Firmen) neigen dazu, Sachverhalte als sicherer darzustellen als sie sind. Eine einfache Möglichkeit des Gegenchecks besteht darin, sich die Studien nennen zu lassen, auf die sich die Angaben stützen. Der Abgleich von Expertenaussage mit der Qualität der zugrundeliegenden Studien bietet eine erste Absicherung gegen Fehldarstellungen.

### **INSTITUTIONEN:**

- ▶ Deutsches Netzwerk Evidenzbasierte Medizin – [www.ebm-netzwerk.de](http://www.ebm-netzwerk.de)
- ▶ Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG) – [www.iqwig.de](http://www.iqwig.de) und [www.gesundheitsinformation.de](http://www.gesundheitsinformation.de)

- ▶ Deutsches Cochrane Zentrum – [www.cochrane.de](http://www.cochrane.de)
- ▶ Deutsche Agentur für HTA – [www.dimdi.de/static/de/hta/](http://www.dimdi.de/static/de/hta/)

**LITERATURDATENBANKEN:**

- ▶ The Cochrane Library – [www.thecochranelibrary.com/view/0/index.html](http://www.thecochranelibrary.com/view/0/index.html)
- ▶ Centre for Reviews and Dissemination – [www.crd.york.ac.uk/CMS2Web/](http://www.crd.york.ac.uk/CMS2Web/)
- ▶ IQWiG – [www.iqwig.de/projekte-ergebnisse.915.html](http://www.iqwig.de/projekte-ergebnisse.915.html)
- ▶ Pubmed – [www.ncbi.nlm.nih.gov/sites/entrez](http://www.ncbi.nlm.nih.gov/sites/entrez)
- ▶ Trip Datenbank – [www.tripdatabase.com](http://www.tripdatabase.com)

*Dr. Klaus Koch ist Leiter des Ressorts Gesundheitsinformation am Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit im Gesundheitswesen (IQWiG).*

## Forensische Interviews führen

Wirtschaftskriminellen auf der Spur



Von Bernd Hoffmann

### VORBEMERKUNGEN

Forensische Interviews sind für die Aufklärung bereits vorhandener, tatsächlicher Anhaltspunkte auf Compliance-Verstöße, insbesondere zur Aufklärung unternehmensinterner Wirtschaftskriminalität („Fraud“), eine wesentliche Methode, um Informationen zu gewinnen. Dies dürfte nicht nur für die Mitarbeiter von Internen Revisionen oder Compliance-Abteilungen in Unternehmen gelten, sondern auch für investigativ tätige Rechtsanwälte, Wirtschaftsprüfer und Journalisten, die sich auf die Aufklärung von „Fraud“ spezialisiert haben. Das Ziel dieser Berufsgruppen ist dasselbe: Maximale Informationsgewinnung, also so viele wahre Informationen aus einem Interview zu erhalten wie möglich.

Vor diesem Hintergrund liegt es nahe, dass unsere Art forensische Interviews zu führen, auch für investigative Journalisten nutzbringend sein kann. Wir wollen schnell, objektiv und umfassend aufklären, wie

es zu welcher Handlung gekommen ist, welcher Schaden entstanden ist und wer involviert ist. Dabei sind wir ganz wesentlich auf die freiwillige Teilnahme der Personen an unseren Interviews angewiesen. Je angemessener wir die Interviewsituation gestalten, je besser wir vorbereitet sind und je adäquater wir auf passiven oder aktiven Widerstand reagieren, desto optimaler wird unsere Informationsgewinnung sein. Wir müssen den rechtlichen Rahmen der Interaktion kennen, uns auf unser Gegenüber optimal einstellen, Kommunikationsgrundlagen beherrschen und Lüge von Wahrheit unterscheiden können.

Auch wenn es bei der Aufklärung von Wirtschaftsdelikten in erster Linie um den „Papertrack“ geht, ist es in unserem Job oft so, dass wir Fälle durch Interviews lösen. Denn das was zur Falllösung beiträgt ist oft gerade nicht dokumentiert. Wir trainieren deshalb regelmäßig unsere Mitarbeiter im Bereich forensischer Interviews. Einige Inhalte aus diesem Training werden im Folgenden dargestellt.<sup>1</sup>

## **RANDBEDINGUNGEN UND GRUNDSÄTZE BEACHTEN**

Bevor ein Interview durchgeführt wird, sollte die Interviewstrategie vorbereitet werden. Wird diese zu komplex, lässt sie sich in der Regel im Interview nicht mehr umsetzen. Strategie bedeutet in diesem Kontext daher schlicht, sich gut auf die geplanten Gesprächsinhalte und -themen vorzubereiten, einen Gesprächsleitfaden zurecht zu legen und ggf. Unterlagen so zu präparieren, dass sie dem Interviewten bei Bedarf vorgehalten werden können. Zur Strategie gehört u. a. die Berücksichtigung folgender Aspekte:

- ▶ Welche Informationen soll der Interviewte im Zusammenhang mit der laufenden Untersuchung erhalten oder darf er nicht erhalten?
- ▶ In welcher Reihenfolge müssen Fragen gestellt werden, um bspw. „Lösungen“ nicht vorzugeben?
- ▶ Ist die Verwendung einer Legende erforderlich (und rechtlich zulässig), um den Ermittlungserfolg durch die Preisgabe von Informationen nicht zu gefährden?

---

<sup>1</sup> Unser „Training Forensische Interviews“ geht über zwei bis drei Tage und umfasst zu 50 Prozent Übungen, die einen echten Praxisfall betreffen. Wir führen das Training aufgrund der Nachfrage auch beim DIIR und bei unseren Mandanten durch.

- ▶ Ist es erforderlich, im Rahmen der Interviews die Identität möglicher Hinweisgeber zu schützen?
- ▶ Wie ist mit einem Informanten umzugehen, der „Geld für Informationen“ fordert?
- ▶ Wie soll mit Widerstand von Seiten des Interviewten umgegangen werden?

Aus Beweisgründen führen wir Interviews immer mit zwei Interviewern durch. Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass sich zwei Interviewer ergänzen, konkretere Informationen ermitteln und mehr Informationen schriftlich festhalten, ohne dass der Kontakt zur interviewten Person darunter leidet und der Gesprächsfluss mehrfach unterbrochen wird.<sup>2</sup> Wir empfehlen darüber hinaus, die Anzahl der am Interview beteiligten Personen in engen Grenzen zu halten: Die Bereitschaft eines Täters oder eines Zeugen (strafbares) Fehlverhalten oder ein Mitwirken daran gegenüber einer größeren Anzahl von Personen einzugestehen ist unwahrscheinlich. Außerdem ist bei einer Vielzahl von Interviewern eine Befragungsstrategie kaum durchzuhalten.

Eine Richtlinie zur Auswahl der zu befragenden Personen bietet grundsätzlich der mögliche juristische Tatbestand. Es sollten alle Personen befragt werden, die zur Klärung der Tatbestandsmerkmale beitragen können.

Wenn mehrere Befragungen – auch zu unterschiedlichen Sachverhalten – durchgeführt werden sollen, sind auch Reihenfolge sowie Zeitpunkt der Interviews zu bedenken. Der Grundsatz lautet: Auswertung von Unterlagen vor den Befragungen. Zeugen sollten vor den Verdächtigen befragt werden. Die spontane Aussagebereitschaft wichtiger Auskunftspersonen (insbesondere von Verdächtigen) muss allerdings genutzt werden, auch wenn zu diesem Zeitpunkt noch keine umfassende Sachkenntnis vorliegt und keine allzu spezifischen Rückfragen gestellt werden können. Diese Vorgehensweise eröffnet für den Fall einer späteren erneuten Befragung zumindest die Möglichkeit, den Interviewten mit seinen ggf. widersprüchlichen Aussagen und nunmehr aufgefundenen Unterlagen sowie Aussagen Dritter zu konfrontieren.

Weiterhin sollte die Befragung mehrerer Personen grundsätzlich hintereinander, nicht parallel durchgeführt werden. Der Informationsgewinn ist erfahrungsgemäß höher, wenn die Informationen aus früheren

---

2 Des Weiteren dient die Befragung durch zwei Personen auch der „Eigensicherung“, bspw. bei ungerechtfertigten Beschuldigungen (sexuelle Übergriffe etc.).

Interviews in folgenden Interviews durch die gleichen Interviewer verwertet werden.

Insbesondere wenn der zu Interviewende durch einen Anwalt beraten wird, werden oftmals Fragenkataloge im Vorfeld eines Interviews angefordert. Die Fragen werden dann erfahrungsgemäß auch nur schriftlich und nur in dem Umfang beantwortet, wie der Rechtsanwalt dies für opportun hält. Dabei kann ein sehr lückenhafter oder missverständlicher Informationsaustausch entstehen. In unserem „Training forensische Interviews“ diskutieren wir verschiedene Möglichkeiten, wie der Betroffene und ggf. auch sein Anwalt zum persönlichen Interview motiviert werden kann oder auch, wie ein Fragenkatalog abgefasst werden sollte und wie mit unzureichenden Antworten umzugehen ist. Beispielsweise sollten Fragen möglichst offen gestellt werden und Fragenkataloge keine Platzvorgaben (Leerzeilen) für die Antworten enthalten, denn die Antworten werden ansonsten nur in den vorgegebenen Zeilen und damit in der Regel zu knapp gegeben.

Die Teilnahme an forensischen Interviews wird oftmals von Interviewten, gegen die bereits strafrechtliche Ermittlungsverfahren oder auch arbeitsrechtliche Maßnahmen eingeleitet wurden, an Bedingungen geknüpft. Häufig wird die **Teilnahme Dritter** z. B. des Rechtsanwalts, eines Mitglieds des Betriebsrates oder einer anderen unternehmensexternen Vertrauensperson verlangt. Grundsätzlich hat der Interviewte in unternehmensinternen Untersuchungen darauf keinen rechtlichen Anspruch.<sup>3</sup> Wir empfehlen die Vor- und Nachteile einer Beteiligung Dritter für die Erreichung einer möglichst optimalen Gesprächsatmosphäre und Informationsgehaltes im Einzelfall abzuwägen und den Wunsch des Interviewten nicht direkt zu versagen. Nehmen dritte Personen teil, ist es jedoch äußerst wichtig, dass nicht diese die Fragen beantworten, sondern klar zwischen dem differenziert wird, was der Befragte selbst sagt und was die Dritten ggf. beisteuern.

Der rechtliche Rahmen für die Durchführung von forensischen Interviews ergibt sich aus den geltenden Gesetzen und Grundrechten des Interviewten. Verbotsbestimmungen zu unzulässigen Vernehmungsmethoden (§ 136a StPO) gelten für forensische Interviews durch private Ermittler nicht.<sup>4</sup> Selbstverständlich sind diese Vorschriften aber zu berücksichtigen, um strafbare Handlungen als Interviewer und Verletzungen des allgemeinen Persönlichkeitsrechts von Interviewten zu vermeiden sowie um die Gerichtsverwertbarkeit von Interviewaussa-

---

3 Vgl. Klengel/Mückenberger (2009), S. 82.

4 Vgl. Renners (2007), S. 41-42.

gen nicht zu gefährden. Erlaubte Vorgehensweisen wie zum Beispiel Bluffs oder das „Ausspielen“ von Interviewten gegeneinander sind in unternehmensinternen Untersuchungen möglich – vorhandene Code of Conducts und ggf. sonstige ethische Richtlinien des Unternehmens verbieten jedoch jegliches Vorgehen, das im Nachhinein als unethisch gewertet werden könnte.

## **WISSEN ÜBER TAT UND TÄTER**

Wissen über Tatbegehungsweisen und Handlungsmuster ist für eine zielgerichtete Befragung in forensischen Interviews sehr grundlegend. Bestimmte Tatbegehungsweisen führen aber auch zu einem bestimmten Rechtfertigungsverhalten der Täter. So wird sich beispielsweise ein Bilanzmanipulierer oder eine Person, die andere besticht, um Aufträge für das Unternehmen zu erhalten, leichter damit rechtfertigen, im Interesse des Unternehmens und des Erhalts von Arbeitsplätzen gehandelt zu haben, als der Verdächtige einer Untreue, der sich selbst bereichert hat. Generell wird aber jeder Täter im Laufe der Tatbegehung Rechtfertigungsmechanismen entwickeln, die das Verhalten im Interview beeinflussen.

Unternehmensinterne Wirtschaftskriminalität verläuft in der Regel in vier Phasen: der Anbahnungsphase, der Konsolidierungsphase, der Risikophase und der Aufdeckungsphase. In der Konsolidierungsphase, in der das dolose Handeln wiederholt durchgeführt wird, verdrängt der Täter eventuelle negative Konsequenzen der Tat zunehmend. In der Risikophase werden zunehmend Grenzen überschritten, dem Unternehmen wird Schaden in immer größerer Höhe zugefügt oder Bestechungszahlungen werden in immer größerem Umfang angenommen oder gezahlt, bis es letztlich zu einer Aufdeckung der Taten kommt. Je länger wiederholtes doloses Verhalten unentdeckt bleibt, desto stärker sind die inneren Rechtfertigungsmechanismen beim Täter ausgeprägt. Manchmal ist dieser Prozess der inneren Rechtfertigung derart ausgeprägt, dass der Täter sein Verhalten gar nicht mehr als unrechtmäßig wahrnimmt.

Der Täter kann auch schon vor dem Eintritt in die Risikophase entdeckt werden, zum Beispiel durch Zufall oder durch anonyme Hinweise. Dann wird das Interview eventuell eher zu einem Geständnis führen, da Rechtfertigungsmechanismen noch nicht intensiv greifen konnten.



Regelmäßig werden empirische Erhebungen veröffentlicht, in denen auf den typischen unternehmensinternen Täter, etwa hinsichtlich des Alters, der Position im Unternehmen, der Dauer der Unternehmenszugehörigkeit oder des Bildungsniveaus, geschlossen wird. Allerdings ist dieses Wissen um den „Durchschnittstäter“ im Bereich der investigativen Aufklärung grundsätzlich wenig hilfreich.

Von wesentlich größerem Nutzen ist es, mit dem richtigen Mind Set in ein Interview zu gehen, das heißt mit echtem Interesse an der Findung der objektiven Wahrheit sowie echtem Interesse und Verständnis an der zu befragenden Person. Insofern ist Vorwissen betreffend den Wirtschaftsstraftäter in seinen sozialen Bezügen hilfreich.

Eine entsprechende **Tätertypologie** liefert etwa eine Studie der Universität Leipzig.<sup>5</sup> Hierin werden einerseits die Beziehung des Täters zur Tatgelegenheit und andererseits personale Risikokonstellationen von Wirtschaftsstraftätern dargelegt. Auf der sog. situativen Ebene sind diejenigen Täter, die augenscheinlich günstige Gelegenheiten ergreifen (Gelegenheitsergreifer) von denjenigen Tätern zu unterscheiden, die gezielt nach Gelegenheiten suchen oder diese erschaffen (Gelegenheitssucher).<sup>6</sup> Die beiden Tätertypen „Gelegenheitsergreifer“ und „Gelegenheitssucher“ lassen sich anhand der persönlichen Risikokonstellationen in vier Risikotypen unterscheiden:<sup>7</sup> Täter mit wirtschaftskriminologischen Belastungssyndrom, Krisentäter, Abhängige und Unauffällige. Diese vier Typen unterscheiden sich in der Motivation, dolose Handlungen zu begehen und auch in ihrer Rechtfertigungsstrategie.

Im Interview wird es nicht möglich sein, das Gegenüber anhand typischer Charaktereigenschaften des Wirtschaftsstraftäters, dem Hang zum Kriminellen, den bedeckten Gesichtsausdruck oder der wiederholten nervösen Geste, zu erkennen und ihn anhand dessen zu überführen. Sinnvoll ist es aber, persönliche Risikokonstellationen zu erkennen und für verschiedene Varianten möglicher Tatbegehungen und deren Motive offen zu sein. Je nachdem, welchen Risikotypen man vor sich hat, ist das Interviewerverhalten anzupassen. Der Krisentäter braucht wahrscheinlich eher Verständnis, Empathie und ein überaus rücksichtsvolles Gegenüber, während dessen der Täter mit wirtschaftskriminologischem Belastungssyndrom gerne bewundert und respekt-

---

5 Vgl. hierzu ausführlich RölfsPartner (2009).

6 Vgl. RölfsPartner (2009), S. 10-13.

7 Zu einer detaillierten Darstellung der vier Risikotypen vgl. RölfsPartner (2009), S. 14-19.

voll behandelt wird. Diese angepassten Verhaltensweisen werden das Gegenüber eher zum Reden bringen. Und dennoch werden Sie oft trotz Beachtung aller Regeln kein Geständnis erhalten, denn in vielen Fällen sind die Rechtfertigungsmechanismen bereits stark ausgeprägt und die Schwelle zum Gestehen ist recht hoch. Deshalb sollte man nicht von einem Geständnis als Ziel des Interviews ausgehen, sondern von einer maximalen Informationsgewinnung.

### **MAXIME DER OPTIMALEN INFORMATIONSGEWINNUNG**

Bei forensischen Interviews steht die pure Informationsgewinnung im Vordergrund. Beschuldigte und Zeugen sollen motiviert werden, möglichst sorglos die Wahrheit preis zu geben. Aus diesem Grund sollte grundsätzlich offen, fair und aktiv vorgegangen werden. Wie bereits erwähnt, muss zudem das „Mind Set“ des Interviewers stimmen. Wer ein ehrliches Interesse an der Lösung des Falls und an der befragten Person hat, erreicht stets mehr, als jemand, der nur zielorientiert befragt und womöglich vordringlich seine im Vorfeld gefasste Hypothese bestätigt bekommen will. Das Ziel ist es, einen Interviewabbruch, zum Beispiel durch zu frühe Vorhalte bzw. zu viel „Druck“, zu vermeiden und dadurch so viele wahre Informationen wie möglich zu erhalten. Je wohler sich der Interviewte fühlt, desto mehr erzählt er.

An der Maxime der optimalen Informationsgewinnung sind alle Aktivitäten des Interviewers auszurichten. Beleidigungen des Interviewten müssen hingenommen werden, auf Provokationen darf nicht eingegangen werden. Bei Widerstand sollte deeskalierend vorgegangen werden. Druckaufbau sollte durch in Form und Inhalt geeignete Vorhalte erst zum Ende des Interviews, wenn ein Gesprächsabbruch die Gewinnung neuer Informationen nicht mehr gefährden kann, erfolgen. Wir empfehlen hier gerne als grobe Orientierung der Stilrichtung die Techniken des Interviewstils von „Inspector Columbo“: Er ist stets äußerst freundlich, fast schon unterwürfig, er vermittelt eine Absichtslosigkeit, durch die er vom Interviewten unterschätzt wird, er vermittelt ein großes Interesse am Gegenüber, wodurch sich der Interviewte wohler fühlt und spontane Äußerungen eher fallen. Dadurch ist zusätzlich stets die Bereitschaft für weitere Interviews gesichert.

Gegen Ende eines (bzw. am Ende mehrerer) Interviews mit einer Auskunftsperson kann aber durch massivere Vorhalte durchaus getestet werden, ob die bisher erhaltenen Aussagen Bestandskraft haben.

## KOMMUNIKATIONSTECHNIKEN KENNEN UND EINSETZEN

Die Prinzipien des sog. „**Kognitiven Interviews**“<sup>8</sup> dienen, empirisch belegt, der korrekten und möglichst vollständigen Erfassung von Informationen zu einem bestimmten Ereignis. Dabei geht die Qualität der Informationen vor Quantität. Die Interviewtechnik des Kognitiven Interviews beinhaltet Erinnerungshilfen, die durchaus auch Indikatoren für Wahrheit und Lüge sein können.

Wir unterteilen das forensische Interview analog zum Kognitiven Interview in die Phasen Warm Up, Selbstvorstellung, Interviewphase und Abschlussphase.

Beim Warm Up geht es um die Herstellung von Wellenlänge zwischen den Interviewteilnehmern. Die Gesprächsbereitschaft kann mit legalen Mitteln nicht erzwungen werden. Insofern muss in der Warm Up-Phase ein möglichst positives Klima geschaffen werden. Die Warm Up-Phase wird aber auch zum Erkennen der „Baseline“<sup>9</sup>, dem Normalverhalten des Befragten, genutzt.

Die Selbstvorstellungsphase dient nicht nur der Vorstellung der eigenen Person, des Ziels und ggf. des Aufzeigens einer Agenda. Auch der Interviewte sollte sich in dieser Interviewphase vorstellen. Je mehr man über die zu befragende Person weiß, desto zutreffender kann man ihre Aussagen interpretieren. Somit ist die sog. „Befragung zur Person“ über den beruflichen und persönlichen Werdegang und ggf. auch freiwillige Angaben zum privaten Umfeld essentiell für die Befragung. Weiterhin dient die Selbstvorstellungsphase dazu, Informationen zur Dokumentation des Interviews zu geben: Personen haben oftmals erhebliche Vorbehalte sich frei zu äußern, wenn sie nicht wissen, was mit der Dokumentation später geschieht.

In der eigentlichen Interviewphase geht es dann darum, mit geeigneten Kommunikationstechniken möglichst viele wahre, relevante Informationen zu erfragen.

In der Abschlussphase sollen die weitere Aussagebereitschaft gesichert und – sofern noch nicht geschehen – die Kontaktdaten ausgetauscht werden. Ziel hierbei ist weiterhin, das Interview in einer positiven und angenehmen Atmosphäre zu beenden. Zum einen fördert ein positives Gefühl bei dem Interview die weitere Kooperationsbereit-

---

8 Vgl. Geiselman/Fisher, (1997).

9 Vgl. Nasher (2010), S. 43ff.

schaft, zum anderen geben Befragte manchmal nach dem offiziellen Ende des Gesprächs (und der Protokollierung) noch wichtige Informationen. Eine positive Atmosphäre fördert ggf. auch hier die Motivation des Befragten, spontane Einfälle zum Thema noch zu äußern. Diese können mitunter so relevant sein, dass man sich erneut in die Interviewphase begibt und noch einmal die Befragung startet. Standardmäßig stellen wir am Ende eines Interviews gezielt eine offene Frage ins Blaue: „Gibt es sonst noch irgend etwas, was Ihnen zu dem Thema einfällt oder was Sie uns noch nicht gesagt haben?“ Wichtig hier: Schweigen Sie danach, bis der Befragte die Gesprächspause unterbricht. Sollte er sich bislang nicht getraut haben, etwas zu sagen, dann passiert das evtl. jetzt, etwa als letzte Gelegenheit, sich „compliant“ zu verhalten und das eigene Gewissen zu erleichtern. Wichtig ist in diesem Zusammenhang auch der Hinweis auf ggf. bestehende Hinweisgebersysteme im Unternehmen. Wir erwähnen auch immer, in welchem Hotel wir absteigen. Es kam schon vor, dass ein Interviewter plötzlich abends im Hotel stand, um außerhalb des Unternehmens und ohne Abhörgefahr sein Wissen weiter zu geben.

Das Kognitive Interview beginnt zunächst möglichst offen. Die Gesprächsinhalte und Fragen werden im Laufe des Interviews trichterförmig immer detaillierter, um konkrete Informationen aus der Erinnerung des Befragten zu erhalten und den Wahrheitsgehalt der Antworten zu testen. Im Rahmen des kognitiven Interviews gibt es weiterhin verschiedene Techniken, welche die Erinnerung des Interviewten fördern, vorgeschützte Erinnerungslücken offenlegen und teilweise auch zur Lügenerkennung genutzt werden können: Die Zurückversetzung in den Wahrnehmungskontext, die Aufforderung, alle Einfälle zu berichten, die Befragung in umgekehrter Reihenfolge und der Perspektivenwechsel. Dadurch treten deutlich mehr Erinnerungen zutage. Fordert man zum Beispiel jemanden dazu auf, eine erlebte Situation in umgekehrter Reihenfolge zu schildern, wird die Person, die sich an eine wahre Situation erinnert, erzählen können, was vorher passiert ist und was davor war, ihr werden oftmals auch neue Details einfallen. Personen mit einer konstruierten Geschichte werden große Probleme damit haben, die einmal chronologisch gelernte Handlungsabfolge in umgekehrter Reihenfolge abzurufen.

Eine gute **Fragetechnik** ist der Schlüssel zu vielen wahren Informationen. Interviewern fällt es oft schwer, offene Fragen zu formulieren, die den Interviewten zu einer Erläuterung auffordern und im Gegensatz zu geschlossenen Fragen nicht einfach nur kurz mit „Ja“ oder „Nein“ beantwortet werden können. Offene Fragen führen zu mehr Informationen

als geschlossene Fragen und sind wichtig, wenn Personen zurückhaltend antworten, weil sie generell zu einem ausführlicheren Antwortverhalten motivieren. Dabei sollten „Warum-Fragen“ möglichst vermieden werden, denn diese lösen bei Befragten möglicherweise einen Rechtfertigungszwang mit negativen Emotionen und Druck aus. Geschlossene Fragen in Form der Paraphrasierung eignen sich dagegen besonders zur Konkretisierung von Sachverhalten. Sie sind wichtig bei Personen, die trotz vieler Worte keine konkrete Aussage machen und um den „heißen Brei herum“ reden.

Eine sog. begründete offene Frage dient dazu, der Frage einen Hintergrund, am besten einen Nutzen zur Beantwortung zu geben, so dass der Befragte weiß, warum ihm diese Frage gestellt wird und ggf. was ihm die Beantwortung bringt. Diese sollte man bei Fragen zu sensiblen Themenbereichen anwenden.

Elementar sind im Fortschreiten des Interviews Fragen ins Detail. Sollten später Personen befragt werden, die sich mit dem Verdächtigen abgesprochen haben, so wird diese Absprache umso schwerer, je mehr Details erfragt wurden.

Ebenso wichtig sind „direkte Fragen“, die oftmals aus einer gewissen Scheu heraus vermieden werden. So sollte man, meist gegen Ende des Interviews, den Interviewten auch direkt nach seiner Tatbeteiligung fragen. Interviewer scheuen sich auch oft, zielgerichtet private und ggf. auch intime Details, die für die Sachverhaltsaufklärung relevant sind, zu erfragen. In unserer Projektpraxis kommen derartige Situationen immer wieder vor: Bspw. hatte der Befragte einen Lieferanten bevorzugt und günstigere Angebote unberücksichtigt gelassen. Er räumte ein, mit der Geschäftsführerin privat bekannt zu sein, was über die Website eines Vereins ohnehin nachzuweisen war. Fragen nach der Art der Beziehung beantwortete er erst lange ausweichend. Die mit dem notwendigen Einfühlungsvermögen und im richtigen Ton gestellte direkte Frage, ob er mit der Dame ein sexuelles Verhältnis hat, bejahte er nach einigem Zögern. Durch die direkte Frage hätte der Befragte im Zweifel lügen müssen. Warum sollte man ihm diese Not aus Höflichkeit ersparen? Im Übrigen: Lassen Sie sich von einem „ich weiß nicht“ nicht so schnell bremsen, sondern bleiben Sie bei kritischen Themen stets hartnäckig.

Aber: Der Grat zwischen Hartnäckigkeit und unangemessenem Druck ist schmal. Hartnäckigkeit kann mit freundlichem Nachfragen, begründeten offenen Fragen, Metakommunikation und Pausen zum

Nachdenken umgesetzt werden. Drohungen, eine lautere Stimme oder das Unterstellen von Lügen führen eher zu Verslossenheit beim Gegenüber. Diese Methoden sind in den meisten Interviewsituationen absolut unangemessen. Wir empfehlen konfrontative Fragestellungen und damit einhergehenden Druck auf den Interviewten (immer in Maßen!) erst dann aufzubauen, wenn ein potenzieller Interviewabbruch für die angestrebte Informationsgewinnung relativ unschädlich ist.

Eine zielgerichtete Anwendung der verschiedenen Fragetechniken kann nur durch Übung und Selbstbeobachtung erreicht werden. Denn häufig geschieht die Auswahl der Art der Fragestellung nicht bewusst. Vermeiden sollte man aber definitiv Suggestivfragen, rhetorische Fragen und sog. Kettenfragen (die Stellung mehrere Fragen auf einmal). Diese behindern wesentlich den Interviewerfolg.

Auch Zuhören muss geübt werden. Die Vermittlung einer positiven Rückmeldung, um Verständnis und Aufmerksamkeit zu signalisieren (sog. **aktives Zuhören**), ist für den Gesprächsfluss essentiell. Bemerkt der Interviewte, dass das Gesagte weniger wichtig für den Interviewer ist, kürzt er seine Ausführungen oder lässt ganze Teile weg. Das kann dazu führen, dass wichtige Informationen nicht vermittelt werden. Methoden des aktiven Zuhörens sind nonverbale und verbale Verständnisquittungen, Verbalisieren und Paraphrasieren. Schon ein angemessener Augenkontakt, eine zugewandte Sitzhaltung und Nicken als nonverbale Verständnisquittungen bewirken Signalwirkungen wie Interesse und Aufmerksamkeit. Paraphrasieren, das Wiederholen des Gesagten in eigenen Worten, verdeutlicht dem Interviewten nicht nur, dass der Interviewer gut zugehört hat, sondern hilft auch bei der Prüfung, ob alles richtig verstanden wurde. Verbalisieren heißt, auch die „mitgeschwungenen“ Emotionen auszudrücken. Dies schafft Empathie und ist ein gutes Mittel, um zu weiterführenden Erläuterungen zu motivieren.

Bei all diesen eben beschriebenen Techniken des Fragens und Zuhörens geht es darum, sie glaubwürdig umzusetzen, wenn es die Situation erlaubt. Schon kleine Zeichen von Verständnis, Interesse und Freundlichkeit können dem Gegenüber Sicherheit geben. Genauso ist es anders herum. Die kleinsten Hinweise auf Ablehnung oder Verurteilung in der Körpersprache oder in der Art der Fragestellung können bewirken, dass sich der Interviewte verschließt und kaum noch interessante Informationen weitergibt. Oft wird dann nur noch knapp geantwortet und nichts Zusätzliches mehr erzählt. Diese zusätzlichen Informationen, die man

nicht explizit abfragt, weil man gar nicht daran denkt, sind aber oft wesentlich für das Verständnis und den Untersuchungsforgang.

Bei der Aufklärung von Verdachtsfällen der Wirtschaftskriminalität gibt es erwartungsgemäß immer wieder Menschen, die trotz eines freundlichen und fairen Vorgehens nicht kooperativ sind. Wie gehen Sie vor, wenn Sie zum Beispiel auf massiven **Widerstand** beim Befragten stoßen oder sogar auf verbale, persönliche Angriffe, obwohl Sie dem Interviewten wie oben beschrieben freundlich und interessiert gegenüber treten?

In solchen Momenten hilft es meist nicht, auf den Gegenüber einzureden, zu versuchen, ihn zu überzeugen oder sich durchzusetzen. Eine empfehlenswerte Methode im Umgang mit Widerstand ist schlicht: Schweigen. Es klingt simpel, ist aber gar nicht so leicht umzusetzen, insbesondere in einem Team von mehreren Interviewern. Zusammen schweigen muss geübt werden. Wenn der Interviewte anfängt, sich über Sie oder die Fragen aufzuregen, warten Sie ab, bis er sich von alleine wieder beruhigt, unterbrechen Sie ihn nicht in seiner Aufregung und schweigen Sie danach noch ein wenig länger. Solche Gesprächspausen werden immer als unangenehm empfunden und vom Gesprächspartner aufgehoben. Er wird durch das Schweigen des Interviewers implizit dazu aufgefordert, die Situation zu erläutern und eine Erklärung vorzubringen. Meistens wird in ruhigerem Ton fortgefahren und die persönliche Betroffenheit erläutert, um Verständnis beim Interviewer zu erzeugen. Dieses Verständnis sollte durch den Interviewer auf jeden Fall ausgedrückt werden, wenigstens durch nonverbale Verständnissituationen. Schweigen ist aber auch hilfreich bei „passivem Widerstand“. Wurde eine kritische Frage gestellt, sollten die Interviewer durchaus so lange Schweigen, bis eine Antwort kommt. Leider beobachtet man meist, dass anstelle dessen immer mehr Fragen gestellt werden – in unserem Interviewtraining sind schon zehninminütige Übungsphasen verstrichen, ohne dass der Interviewte einmal gezwungen war, zu antworten.

Ist sich der Befragte über seine Kooperationsbereitschaft offensichtlich unsicher, ist es hilfreich kurz darauf einzugehen. Die sog. Metakommunikation ist eine weitere geeignete Methode, mit Widerstand umzugehen. Das Gespräch wird inhaltlich unterbrochen, um auf einer Metaebene über die Erfordernis, den Sinn und den Nutzen des Gesprächs oder der Frage selbst zu sprechen. Von belastenden Themen wird kurz Abstand genommen, Wellenlänge hergestellt, um dann neu in die Sachverhaltsklärung einzusteigen.

## VERZERRUNGSEFFEKTE AUSBLENDEN

Menschen können nicht alle Informationen ihres Umfeldes wahrnehmen, denn es wären zu viele, um damit adäquat umgehen zu können. Deshalb haben wir einen Wahrnehmungsfokus, um für uns Einzelheiten in wichtig und unwichtig zu gliedern und diese entsprechend wahrzunehmen oder eben nicht wahrzunehmen. Verzerrungseffekte können im Rahmen dieses Wahrnehmungsfokus zu einer einseitig gefärbten Wahrnehmung, zu Missverständnissen und Fehlinterpretationen führen, denn sie engen den Wahrnehmungsfokus stärker ein oder lenken ihn auf bestimmte Einzelheiten. Sie führen zu Vorurteilen und Schubladendenken. Verzerrungseffekte zu steuern oder bewusst abzuschalten, um eine objektive Wahrnehmung der Situation gewährleisten zu können, ist sehr schwierig. Der Interviewer sollte mögliche Verzerrungseffekte aber kennen, um ihnen bewusst entgegenzuwirken.

Ein möglicher Verzerrungseffekt ist die **sich selbsterfüllende Prophezeiung**. Wir vermitteln unserem Gegenüber unbewusst unsere Einstellungen, Zuschreibungen und Vorurteile, zum Beispiel durch unsere Körpersprache, die unser Gegenüber auch unbewusst wahrnimmt und auf die er entsprechend unbewusst reagiert. Das heißt, unser Gegenüber wird sein Verhalten dahin anpassen, wie wir es erwartet und unbewusst signalisiert haben. Eine positive oder negative Einstellung zum Interviewpartner kann dessen Verhalten so beeinflussen, dass sich die Einstellung noch verfestigt. Ein Beispiel: Der Interviewer geht in ein Interview mit der Erwartung, dass er sowieso keine relevanten Informationen erhalten wird. Seine gesamte Körpersprache wirkt entsprechend demotiviert. Das wirkt sich auf den zu Interviewenden aus. Er wird ruhiger und weniger motiviert, alles zu erzählen. Seine Ausführungen werden knapper und es entsteht kein angenehmer Informationsfluss. Die Erwartungen des Interviewers haben sich erfüllt. Wäre er freundlich, offen und interessiert in das Interview gegangen, hätte er wahrscheinlich ein sehr angenehmes Gespräch mit recht hohem Informationsgewinn führen können.

Ein weiterer Verzerrungseffekt ist der **Sympathieeffekt**. Der Interviewer erlebt Sympathie gegenüber Interviewpartnern, die ihm ähnlich sind. Das Gesagte wird verzerrt interpretiert und beurteilt, und zwar je nachdem, wie man selbst die Situation durchlebt und bewertet hätte. Dieser Schluss von sich selbst auf andere ist stark fehleranfällig, da mein Gegenüber nicht genauso denkt und handelt wie ich, nur weil er mir ähnlich und deshalb sympathisch ist. Man sollte eher versuchen,



die Sicht der Dinge des Interviewten zu der geschilderten Situation zu erfragen, Hintergründe, Gedanken und Bewertungen zu erheben, um besser verstehen zu können.

Der **Halo-Effekt** bedeutet, dass einzelne Eigenschaften einer Person weitere Wahrnehmungen oder untergeordnete Teilaspekte der Person überstrahlen. Die Frau mit der Brille ist klug – unkluge Äußerungen werde ich zunächst nicht bemerken oder zumindest nicht als unklug bewerten. Der Typ mit den vielen Muskeln scheint seine Freizeit eher in Fitnessstudios zu verbringen, als sich weiterzubilden. Er ist intellektuell wahrscheinlich eher unterdurchschnittlich. Solche Einschätzungen aufgrund einer einzelnen Eigenschaft oder eines Merkmals unseres Gegenübers färbt von vornherein unsere Interpretation des Gesagten. Wir nehmen eher die Informationen wahr, die zu unserer Einschätzung passen. Auch hier wird wieder deutlich, wie wichtig es ist, unvoreingenommen in ein Interview zu starten.

Bewertet man das Verhalten einer Person durch den Vergleich mit ungeeigneten Vergleichsgruppen oder -personen, ist das der **Kontrasteffekt**. Wir erleben die Person als Gegensatz zu einer Vergleichsgruppe oder auch als Gegensatz zu der eigenen Person und bewerten entsprechend ihre Aussagen und ihr Verhalten.

Wesentlich für unsere Konzentration und die Aufnahmefähigkeit ist unsere persönliche Konstitution. Sind wir unter starkem Zeitdruck, nehmen wir weniger von unserer Umwelt wahr als bei Entspannung. **Stress** ist also ein Verzerrungseffekt, der unseren Wahrnehmungsfokus verkleinert. Außerdem kann Stress zur Intensivierung der Gefühle führen und Sympathie bzw. Antipathie verstärken. Unter Stress urteilen wir schneller, haben keine so hohe Toleranzschwelle und können weniger Informationen aufnehmen und behalten. Insofern sollte sich der Interviewer stets genug Zeit für ein Interview nehmen und dieses auch entsprechend terminieren.

Ein weiterer Verzerrungseffekt ist der **erste Eindruck**. Dieser bildet sich sehr schnell innerhalb der ersten Minuten des Kontakts zum Gegenüber. Nachfolgende Wahrnehmungen werden diesem Eindruck automatisch untergeordnet. Schätzen wir unser Gegenüber im ersten Augenblick als arrogant ein, können wir uns zum Beispiel nicht vorstellen, dass sein von ihm im Interview geschildertes Bemühen, einer Kollegin zu helfen, von echt gemeinter Hilfsbereitschaft zeugt. Hat sich der erste Eindruck über eine Person erst einmal gebildet, ist es sehr schwierig, diesen zu verändern oder zu revidieren.

## METHODEN DER LÜGENERKENNUNG

Hat der Interviewte gelogen oder die Wahrheit erzählt? Diese Frage entwickelt manchmal eine Eigendynamik: Da war der Geschäftsführer eines großen Transportunternehmens, dem nur deshalb gekündigt wurde, weil er uns nachweislich im Interview angelogen hatte. Der Aufsichtsrat hielt diese „Sabotage der externen Prüfung“ für eklatanter als die eigentlichen Vorwürfe. Die Kündigung hatte vor dem Arbeitsgericht bestand.

Auch wenn Techniken der Lügenerkennung nur selten zu Beweisen im strafgerichtlichen Sinne führen werden, ist es elementar für den Interviewer zu erkennen, ob er angelogen wurde. Mittlerweile hat sich das Thema Lügenerkennung durch wissenschaftliche Arbeiten<sup>10</sup> zu einer ernst zu nehmenden Disziplin entwickelt. Wesentlich ist zunächst, dass man auch die **Anzeichen für Wahrheit** kennt, um eine Aussage nicht nur hinsichtlich möglicher Lügenanzeichen sondern auch hinsichtlich der Wahrheit zu untersuchen. Nur so kann eine objektive Herangehensweise gewährleistet werden. Das primäre Anzeichen für Wahrheit ist zunächst die Übereinstimmung mit anderen Quellen. Weitere Anzeichen sind in der Art der Schilderung zu finden. Eine wahrheitsgemäße Schilderung eines Ereignisses ist meistens eher unstrukturiert und enthält spontane Einschübe, die dem Erzähler während der Schilderung einfallen. Ausnahmen hierbei bilden wiederholte Erzählungen – hier können durchaus mehr Struktur und weniger Einschübe vorliegen. Auch Erinnerungslücken sind ein Zeichen für Wahrheit, wenn diese an einzelnen Stellen auftreten. Insbesondere relevant ist die Anzahl an Details, die geschildert werden. Gemeint ist damit nicht nur die Detaillierung des Ereignisses an sich, sondern die Schilderung ungewöhnlicher, nebensächlicher und unverstandener Einzelheiten. Auch Details zu psychischen Vorgängen, also Gefühle des Erzählenden oder der beteiligten Personen bei dem Erlebten, über Raum und Zeit und über Komplikationen erhöhen den Wahrheitsgehalt einer Aussage. Werden Gespräche wiedergegeben, sind Details darüber, wie etwas geäußert wurde, Hinweise für die Wahrheit. Daraus ergibt sich für den Interviewer zwingend, auch Fragen nach Details zu stellen.

Werden all diese Details in der Äußerung eingebaut und gibt es keinen Teil einer Äußerung, der merklich weniger detailliert ist, ist die Wahrscheinlichkeit, dass die Wahrheit erzählt wird, hoch. Beachtet werden muss jedoch, dass manche Lügner sich dessen bewusst sind. Sie erfinden deshalb viele Details zu ihrer Lüge hinzu. Wenn diese Details allzu

---

10 Vgl. etwa Ekman (2007) oder Ekman (2009) und Nasher (2010).

harmonisch geschildert werden und dieser Detailgrad nur im unmittelbaren Bereich der Lüge erreicht wird, kann dies ein Hinweis für eine Lüge sein. Entscheidend ist also die Konsistenz der Art der Schilderung und dessen Detaillierung über die gesamte Zeit der Schilderung hinweg.

Ein **Anzeichen für Lüge** („clue to deceit“) ist primär der Widerspruch des Gesagten zu belegbaren Fakten (zum Beispiel zu schriftlichen Dokumenten; Urkundsbeweis) oder Aussagen anderer bzw. der Widerspruch innerhalb einer Aussage einer Person. Außerdem können in der Art der Aussage, im Verhalten, der Stimme, der Körpersprache und der Mimik Anzeichen für eine Lüge feststellbar sein:

**Verhaltensänderung:** Der Interviewte verhält sich bspw. während des Interviews zurückhaltend, scheint eher ruhig zu sein und nutzt nicht viele nonverbale kommunikative Mittel. Als es im Interview zu den Fragen kommt, die das kritische Ereignis betreffen, wirkt der Interviewte plötzlich energischer, nutzt mehr Gestik und variiert die Lautstärke und Betonung des Gesagten stärker. Die Abweichung vom Normalverhalten, von der „Baseline“, ist ein Zeichen dafür, dass das Thema für den Interviewten eine besondere Relevanz hat. Small Talk in der Warm-Up-Phase oder später im Laufe des Interviews dient dazu, den Gesprächspartner kennenzulernen und in unkritischen Situationen dessen Normalverhalten wahrzunehmen und die „Baseline“ zu erfassen. Nur wenn wir diese kennen, können wir auch Abweichungen im Verhalten identifizieren.

**Verhaltenskontrolle:** Kommt es zu einer Lüge, richtet der Lügner seine Aufmerksamkeit verstärkt auf sich selbst in dem Versuch, sein Verhalten adäquat zu steuern und keine verräterischen Signale zu geben. Normalerweise sind Mimik und Gestik automatisierte Prozesse, die unbewusst ablaufen. Um die wahren Gefühle zu verbergen, kontrolliert der Betroffene sein Verhalten insofern, dass er sich weniger bewegt. Es existiert die allgemeine Überzeugung, dass man bei Lügen auffällige unbewusste Gesten zeigt, zum Beispiel das Kratzen an der Nase, das Spielen mit den Händen oder das Berühren des Ohrläppchens. Lügner lassen diese „Manipulatoren“ aus diesem Grund oft bewusst weg, es werden plötzlich keinerlei solcher Gesten mehr gezeigt. Die Körpersprache wird dann steifer und hölzern wahrgenommen. Außerdem wird der Blickkontakt kontrolliert. Generell wird angenommen, dass Menschen beim Lügen Blickkontakt vermeiden, weil sie dem Gegenüber nicht in die Augen schauen könnten. Aus diesem Grund achten einige Lügner bewusst darauf, den Blickkontakt zum Gegenüber zu halten. So

erkennen Lügner auch, ob ihre Lüge geglaubt wird oder ob der Interviewer Zweifel an ihrer Aussage hat.

**Stress:** Der Befragte muss nicht nur auf den Erzählinhalt achten, den er sich womöglich ausgedacht hat, sondern auch auf Gesichtsausdruck und Körpersprache. Alles gleichzeitig bewusst zu steuern, erfordert viel Übung und Konzentration und stellt für jeden eine schwierige Aufgabe dar. Zeigt der Befragte also abweichend von der Baseline typische Stressanzeichen wenn es um kritische Ereignisse geht, sollte dies auf jeden Fall von den Interviewern wahrgenommen werden. Stress kann sich auch in der Zurückhaltung oder Kargheit der Schilderung äußern. Die Schilderungen werden zögerlicher, der Interviewte benötigt mehr Zeit, um Antworten zu finden, weil er seine Ressourcen bereits für die Kontrolle der Mimik und Gestik verbraucht und so inhaltlich weniger flexibel und spontan ist. Die Antworten werden kürzer, die Aussage bleibt abstrakt, allgemein und unanschaulich. Bei Wiederholungen werden Worte oder ganze Sätze genauso wieder gegeben, wie in der ersten Aussage.

**Emotionen:** Es kommt vor, dass ein Lügner für die Situation oder das Thema unpassende Emotionen zeigt. Möglich ist zum Beispiel das Zeigen von Angst. Diese Angst kann unpassend sein, wenn gerade Themen besprochen werden, die bei reinem Gewissen kein solches Gefühl initiieren sollten. Die Angst entspringt beim Lügner aus der Befürchtung, als Lügner entlarvt zu werden. Eine weitere unpassende Emotion ist Schuld. Sie äußert sich bspw. durch Entpersonalisierung; der Interviewte distanziert sich von sich selbst, weil er sich von der Lüge distanzieren will. Er vermeidet – abweichend vom bisherigen Sprachgebrauch im Interview - Worte wie „ich“ oder „mein“ und hält seine Sätze sonderbar unpersönlich (z. B. „Was wäre, wenn jemand so etwas tun würde?“ oder „Man sollte sich doch der Konsequenzen bewusst sein.“). Auch Freude kann als unpassend bewertet werden. Lügner zeigen diese Emotion häufig, wenn sie merken, dass die Lüge geglaubt wird oder dass man nicht entdeckt wird. Sie lächeln, ohne dass das Gespräch einen für den Interviewer plausiblen Grund dafür bietet. Achten Sie auf die Konstanz der gezeigten Emotion. Wechselt diese häufig und anscheinend ohne triftigen Grund, kann dies ein Zeichen von Lüge sein.

**Disharmonien:** Ein Mensch kann niemals alle Aspekte seines Auftretens steuern und aufeinander abstimmen. Denn das Verhalten ist komplex und beinhaltet viele Kriterien, die man bewusst nur mit viel Aufwand manipulieren kann. Ein Zeichen einstudierten Verhaltens ist es, wenn

Disharmonien zwischen den einzelnen Verhaltensmerkmalen auftreten. Gefühle äußern wir z. B. häufig unbewusst und sehr spontan. Diese zu unterdrücken, erfordert einen hohen Aufwand. Konzentriert sich der Befragte sehr auf die Erzählungen und die Gestik, können Gefühlsausdrücke in der Mimik spontan und unkontrolliert erscheinen. Dass diese Mimik nicht zu dem Gesagten passt, ist ein Zeichen dafür, dass nicht wahrheitsgemäß erzählt wird. Ein Beispiel dafür ist das Kopfschütteln beim Ja sagen oder das Nicken beim Nein sagen. Disharmonisch kann es auch sein, wenn die emotionale gestische Reaktion erst nach der Äußerung gezeigt wird. Normalerweise tritt die unbewusste emotionale Gestik schneller auf als verbale Äußerungen. Wenn die Gestik jedoch nachgeschoben wird, wurde sie wahrscheinlich bewusst eingesetzt, um eine Aussage zu verstärken. Weiterhin können übertriebene Unterwerfung und Hilfsbereitschaft, die Zweifel und Druck reduzieren sollen, oder permanente Gegenangriffe ohne sichtbaren und vernünftigen Anlass zur Verdeutlichung von Empörung disharmonisch sein. Das Zeichen der Disharmonie verdeutlicht, wie komplex Verhalten ist und wie aufwändig es ist, das Verhalten in all seinen Facetten glaubhaft kontrollieren zu wollen. Auch bei den Disharmonien ist wichtig, dass sie als Abweichung von der Baseline festgestellt werden. Zeigt der Interviewer die wahrnehmbare Disharmonie auch in der Baseline ist sie eher kein Anzeichen für Lüge.

Um solche Feinheiten in dem Verhalten des Interviewten überhaupt feststellen zu können, bedarf es viel Übung und Reflektion. Grundvoraussetzung ist jedoch, überhaupt Emotionen beim Anderen wahrzunehmen, die vielleicht nur sehr kurz gezeigt und dann unterdrückt werden. Mit Übung kann das Erkennen solcher kurz gezeigten Emotionen drastisch verbessert werden.<sup>11</sup>

Diese Feinheiten sind Empfehlungen, die an die fortgeschrittenen Interviewer gerichtet sind. Denn um auf alle Einzelheiten im Verhalten des Interviewten achten zu können, müssen zum Beispiel die Gesprächsführung und die Dokumentation des Gesagten bereits so gut wie automatisiert ablaufen. Ohne jegliches Know-how und Training kann jeder Wahrheit von Lüge mit einer Treffsicherheit von 50% unterscheiden. Profis erreichen lediglich – oder immerhin – eine Quote von 80 bis 90%.<sup>12</sup> Zu 100% wird nie jemand Lüge von Wahrheit unterscheiden können.

---

11 Vgl. für ein Training zur Emotionserkennung: <http://face.paulekman.com/>

12 Vgl. Nasher (2010) S. 13.

Wie sollten wir im Berufsalltag mit den Anzeichen für Lüge und Wahrheit umgehen? Es gibt kein einzelnes Anzeichen das sicher eine Lüge identifiziert. In Interviews halten wir daher stets Ausschau nach einem Bündel von Anzeichen. Diese sollten während des Interviews notiert werden. Im Nachhinein analysieren die Interviewer gemeinsam den Wahrheitsgehalt auf Basis dieser Aufzeichnungen und Erinnerungen. In einem zweiten Interview kann ggf. noch einmal auf die Fragen eingegangen werden, zu denen vermutlich gelogen wurde. Erzählt der Interviewte noch einmal dasselbe oder widerspricht er sich vielleicht? Zeigt er erneut einige der oben genannten Symptome? Häufig lohnt es sich nicht, den Interviewten während des Interviews auf die potenzielle Lüge anzusprechen. Die Situation wird höchstens eskalieren und das Interview wird möglicherweise durch den Interviewten abgebrochen. Viel gewinnbringender ist es, die Zweifel am Wahrheitsgehalt zu konkretisieren und Widersprüche zu anderen Quellen sauber herauszuarbeiten. Eine Konfrontation kann dann später erfolgen, wenn alle Informationsdetails erhoben und aufbereitet wurden. Wir empfehlen, in Interviews auch dann weiter freundlich, offen und interessiert zu bleiben, wenn wir das Gefühl haben, belogen zu werden (Maxime der optimalen Informationsgewinnung). Lassen Sie sich die gesamte Lügengeschichte erzählen, fragen Sie mehrmals nach und gehen Sie ins Detail. Eine Lügengeschichte ist selten bis ins kleinste Detail konstruiert. Alle spontan erfundenen Details später zu wiederholen, wird schwierig für den Befragten. Probieren Sie einmal in einer solchen Situation, den Interviewten in anderer Reihenfolge („...was war noch mal vor ...?“) oder von einem anderen Punkt aus erzählen zu lassen („...was haben sie noch mal nach...getan?“). Ausgedachte Geschichten lassen sich nämlich schwer unchronologisch abrufen, weil man sie sich chronologisch merkt.

Manche Menschen halten sich auch für Lügner, obwohl sie keine sind (sog. „Imposter Syndrom“) – und zeigen entsprechende Lügenanzeichen. Andere Personen lügen, haben sich aber mittlerweile derart tief in Rechtfertigungsmechanismen verfangen, dass sie ihre Lügen als Wahrheit adaptiert haben – und zeigen entsprechend kaum noch Lügenanzeichen. Wieder andere erinnern sich schlicht falsch, mitunter an Dinge, die gar nie passiert sind (sog. „False Memory Syndrom“).

Zum Abschluss noch etwas Wesentliches: Anzeichen für Lügen heißt nicht zwangsläufig „schuldig“. Es kann andere Gründe für Lügen oder Anspannung geben, z. B. die persönliche Verbundenheit mit dem Beschuldigten oder Ängste vor persönlichen Konsequenzen. Weiterhin

sind eine Vielzahl weiterer Einflussfaktoren, wie Krankheit, die Einnahme von Medikamenten, Müdigkeit u. v. m., zu berücksichtigen.

## **FAZIT**

Häufig treffen wir auf die Erwartungshaltung, dass ein forensisches Interview – also ein Interview im Zusammenhang mit Aufklärung von Wirtschaftskriminalität – darauf abzielt, durch die Anwendung speziell erlernter Methoden und Techniken, auch unter Verwendung von trickreichen Bluffs, Geständnisse von Beschuldigten zu erschleichen oder gar zu erzwingen. Aus verschiedenen Gründen, die beispielsweise eng mit der Persönlichkeit und Psyche von Wirtschaftsstraftätern zusammenhängen, ist die Geständnisbereitschaft von Wirtschaftsstraftätern jedoch sehr gering. Nach unserer Philosophie dient ein forensisches Interview daher dazu, möglichst viele wahre Informationen zu erlangen und ggf. Widersprüche zur Aussage von Dritten und zur vorliegenden objektiven Aktenlage professionell herauszuarbeiten und gerichtsverwertbar aufzubereiten. Die technisch saubere Mosaik-Arbeit steht im Vordergrund. Ein Geständnis kann dabei heraus kommen – für den Ermittlungserfolg ist es nicht unbedingt erforderlich.

Unsere Recherchen zur professionellen Interviewführung im forensischen Kontext machen deutlich, dass Wissen und Techniken zur Führung von forensischen Interviews aus den Kinderschuhen heraus gewachsen sind. Semiprofessionelle Interviewführung bei der Aufklärung von Fraud- oder Compliancefällen entspricht nicht mehr dem Stand der Technik. Der Interviewer muss im Rahmen der rechtlichen Grenzen und mit dem richtigen Mind Set nach der Maxime der optimalen Informationsgewinnung vorgehen, um seinen Aufklärungsauftrag optimal zu erfüllen.

## **LITERATURVERZEICHNIS:**

Ekman, P.: Telling Lies, New York, 2009.

Ekman, P.: Emotions Revealed, New York, 2007.

Geiselman, R. E./Fisher, R. P.: Ten years of cognitive interviewing, in: Payne, D. G./Conrad, F. G. (Hrsg.), A synthesis of basic and applied approaches to human memory, New Jersey, Erlbaum, 1997.

Klengel, J. D. W./Mückenberger, O.: Internal Investigations – typische Rechts- und Praxisprobleme unternehmensinterner Ermittlungen, in: CCZ 03/2009, S. 81–87.

Nasher, J.: Durchschaut. Das Geheimnis, kleine und große Lügen zu entlarven, München, 2010.

Renners, S.: Private Investigation und Arbeitsrecht, Hamburg, 2007.

RölfsPartner (Hrsg.): Der Wirtschaftsstraftäter in seinen sozialen Bezügen – Aktuelle Forschungsergebnisse und Konsequenzen für die Unternehmenspraxis, 2009; im Internet abrufbar unter: [http://www.roelfspartner.de/de/portal/presse/pressemitteilungen/2009/files/rp\\_studie\\_wikri-studie\\_final.pdf](http://www.roelfspartner.de/de/portal/presse/pressemitteilungen/2009/files/rp_studie_wikri-studie_final.pdf) (Stand: 30.9.2010).

*Bernd Hoffmann, Kriminalhauptkommissar a. D., ist Senior Manager und Generalbevollmächtigter im Competence Center „Fraud – Risk – Compliance“ der RölfsPartner Wirtschaftsprüfungsgesellschaft.*



## Akten ohne Umwege

Archivrecherche für Journalisten



Von Clemens Tangerding

Der französische Historiker Alain Corbin unternahm vor einigen Jahren einen ungewöhnlichen Versuch. Er begann eine Archivrecherche über das Leben eines Menschen, der völlig in Vergessenheit geraten war, an den sich niemand erinnert, der nie etwas Bedeutendes geleistet hatte und an keinem großen Ereignis der Weltgeschichte beteiligt war. Er wollte einem Menschen näherkommen, dessen Existenz für die Nachwelt so gut wie ausgelöscht war. Corbin entschied sich für Louis-François Pinagot und damit für einen Holzschuhmacher, der im 19. Jahrhundert im Département Orne in der Normandie lebte. Nach Jahren der Recherche, die der Professor für Geschichte neben seiner Lehrtätigkeit an der Sorbonne betrieb, veröffentlichte er 1998 das Buch „Le monde retrouvé de Louis-François Pinagot. Sur les traces d'un inconnu“ (deutsch: „Auf den Spuren eines Unbekannten. Ein Historiker rekonstruiert ein ganz gewöhnliches Leben“, 1999). Es umfasst 336 Seiten.<sup>1</sup>

---

1 Allerdings warfen einige Rezensenten Corbin vor, er habe mehr über die Region und das Berufsleben eines Holzschuhmachers geschrieben als über das Leben Pinagots selbst.

Archivrecherchen sind oft sehr ergiebig. Damit sie das sind, muss sich der Historiker genauso wie der im Archiv arbeitende Journalist darauf einlassen, dass er bei aller notwendigen Systematik ihren Verlauf nicht vorhersehen kann. Hiervon soll der erste Teil dieses Aufsatzes einen Eindruck vermitteln. Darin werden drei unterschiedliche Wege von Archivrecherchen geschildert. Die drei Beispiele entstammen keinem Lehrbuch, sondern der Praxis. Im zweiten Teil soll die Frage beantwortet werden, wie man als Neuling in diesem Feld am besten vorgeht. Dieser Abschnitt tut nichts weiter als eine einzige, die m. E. entscheidende Frage bei jeder Archivrecherche vorzustellen und sie anhand wieder einiger Fälle aus dem Alltagsleben eines Historikers verständlich zu machen. Drittens soll der Aufsatz die Frage beantworten, welche Quellen man zuerst suchen sollte und welche erst im zweiten oder dritten Schritt. Man kann diesen Teil als Hierarchie der Quellenrecherche bezeichnen, wobei sich der Begriff Hierarchie in diesem Fall nur auf die sinnvollste Abfolge der Quellensuche bezieht und nicht auf ihren Wert für die jeweilige Fragestellung.

## **VERSCHLUNGENE UND GERADE WEGE ZU DEN QUELLEN**

Vor einiger Zeit erhielt ich den Auftrag einer 65 Jahre alten Frau, ein Gutachten über ihren Onkel zu erstellen. Die Dame hatte das Buch „Das Amt und die Vergangenheit“<sup>2</sup> gelesen, in dem die Historiker Eckart Conze, Norbert Frei, Peter Hayes und Moshe Zimmermann die Frage zu beantworten versuchen, ob und inwiefern das Auswärtige Amt Teil des Systems Nationalsozialismus gewesen und wie es nach 1949 mit seiner Vergangenheit umgegangen ist. Ihr Onkel war selbst ab 1919 Diplomat, also auch während der Zeit des Nationalsozialismus, und wurde 1951 ins Diplomatische Korps der Bundesrepublik berufen. Sie wollte wissen, inwieweit er von den Verbrechen des Nationalsozialismus etwas wusste und ob er sich selbst schuldig gemacht hatte. Ich ging mit einer schriftlichen Autorisierung der Dame, die in diesem Fall nötig war, ins politische Archiv des Auswärtigen Amtes in Berlin und bestellte seine Personalakte sowie die Akten aus den Referaten des Auswärtigen Amtes und der Vertretungen des Deutschen Reiches und der Bundesrepublik im Ausland, in denen er tätig gewesen war. Zwischen 1940 und 1942 hatte er in der politischen Abteilung des Auswärtigen Amtes in Berlin gearbeitet. Diese Abteilung war zuständig für die

---

2 Eckart Conze, Norbert Frei, Peter Hayes, Moshe Zimmermann: Das Amt und die Vergangenheit. Deutsche Diplomaten im Dritten Reich und in der Bundesrepublik, München 2010.

Klärung übergeordneter politischer Fragen in den Beziehungen zu einzelnen Staaten. Sein Arbeitsplatz befand sich im Referat III, zuständig für Spanien, Spanisch-Marokko und Portugal. In dem Aktenkonvolut dieses Referats befand sich eine Akte mit der Aufschrift „Judenfrage“. Darin wiederum war eine Vortragsnotiz abgeheftet, die der Unterstaatssekretär Martin Luther (einer der Teilnehmer der Wannseekonferenz am 20. Januar 1942) am 17. Oktober 1941 verfasst hatte.<sup>3</sup> Luther spricht sich darin dagegen aus, die im besetzten Frankreich lebenden Juden nach Spanien ausreisen zu lassen: „Darüber hinaus wären diese Juden aber auch bei den nach Kriegsende zu ergreifenden Maßnahmen zur grundsätzlichen Lösung der Judenfrage dem unmittelbaren Zugriff allzu sehr entzogen.“<sup>4</sup> Das Schreiben trägt auf der zweiten Seite die Paraphe, also das Unterschriftenkürzel des Onkels der Auftraggeberin. Beim zweiten Schreiben handelt es sich um ein internes Schreiben des Onkels an eine andere Abteilung des Auswärtigen Amtes. Es geht hierin um die Frage, wie mit den spanischen und portugiesischen Juden, die im Generalgouvernement (dem besetzten Polen) lebten, zu verfahren sei. Der Onkel der Auftraggeberin schreibt darin: „Pol. III hält es für zweckmäßig, dass spanische und portugiesische Juden im Generalgouvernement nach denselben Grundsätzen behandelt werden, wie Juden dieser Länder im Reich.“<sup>5</sup> Die „Grundsätze“, von denen der Diplomat schreibt, sind zu diesem Zeitpunkt zweifelsfrei ihre Vernichtung.<sup>6</sup> Das Schreiben entstand zwei Monate nach der Wannseekonferenz.

Für die Beantwortung der Fragen der Auftraggeberin war dies ein Idealfall. Die relevanten Akten liegen zentral in einer Behörde, dem politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, sind bestens erschlossen und können ohne großen Aufwand eingesehen und bearbeitet werden. Zudem steht mit der anfangs genannten Publikation eine erstklassige aktuelle Referenz zur Verfügung. Außerdem sprechen die Akten eine sehr klare Sprache, so dass sich die Fragen der Auftraggeberin relativ eindeutig beantworten ließen. Ihr Onkel hatte nicht nur Kenntnis von der Vernichtung der Juden, er organisierte sie von seinem Schreibtisch im Auswärtigen Amt aus mit.

---

3 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes (PAAA), R 103195, Vortragsnotiz Luther vom 17.10.1941. Luther gibt darin die Stellung des Reichssicherheitshauptamts (RSHA) bzgl. der im besetzten Frankreich lebenden spanischen Juden wieder. Luthers Aufgabe bestand darin, sich mit dem RSHA und dem Reichsführer-SS Heinrich Himmler über wichtige politische Fragen abzustimmen. Die Note sollte an Staatssekretär Ernst von Weizsäcker weitergegeben werden, der sie wiederum Reichsaußenminister Joachim von Ribbentrop vorlegen sollte.

4 Ebd.

5 PAAA, R 103195, Besagter Diplomat an Pol. IV am 12.03.1942.

6 Zum Begriff der „Lösung der Judenfrage“ s. einführend Ulrich Thamer: *Der Nationalsozialismus*, Stuttgart 2002.

In der Regel verläuft der Weg zu den Akten jedoch durch deutlich dichteres Gehölz, wie ein zweites Beispiel zeigen mag. Für ein Buchprojekt recherchiere ich zurzeit über den jüdischen Arzt Benno Heller. Heller wurde 1880 in Bad Dürkheim geboren, studierte in Würzburg Medizin und eröffnete spätestens 1927 eine Praxis für Gynäkologie in Berlin-Neukölln. Er gehörte dem linksintellektuellen Milieu Berlins an. Ab dem Beginn der Deportationen aus Berlin im Oktober 1941 versteckte er Juden in den Wohnungen von Patientinnen. Auf diese Weise rettete er einer unbekanntem Zahl von Juden das Leben. Im Februar 1943 denunzierte ihn eine Jüdin. Diese wollte nicht verstehen, dass sie nur kurze Zeit in der Wohnung ihrer Versteckgeberin bleiben konnte, da sie sonst aufgefallen wäre. Die Jüdin verließ die Wohnung unter Protest, irrte mehrere Tage und Nächte durch Neukölln, immer in Angst, entdeckt zu werden, und kam schließlich zu der Versteckgeberin zurück. Sie bat diese inständig darum, wieder bei ihr wohnen zu dürfen. Als die Quartiergeberin dies ablehnte, ging die jüdische Frau zur Gestapo und denunzierte Heller. Dieser kam schließlich nach Birkenau und Ravensbrück. Wahrscheinlich wurde er in einem Außenlager von Sachsenhausen ermordet. Seine Spur verliert sich Mitte Januar 1945.

Die Archivrecherchen in diesem Fall gestalten sich weitaus komplizierter als im ersten. Zunächst einmal steht nicht wie im ersten Fall ein Referenzwerk zur Verfügung, auf das ich zurückgreifen kann. In der Standardreihe zum jüdischen Widerstand, die von der „Gedenkstätte Deutscher Widerstand“ herausgegeben wird, taucht nicht einmal sein Name auf.<sup>7</sup> Zwar gibt es einige Aufsätze über Heller, aber keiner der Autoren kannte alle zur Verfügung stehenden Quellen. Dieses Forschungsdefizit beruht zum Teil darauf, dass der Erforschung des jüdischen Widerstands und des Widerstands aus dem linken politischen Lager deutlich weniger Ressourcen zur Verfügung standen und stehen als dem Widerstand aus den katholischen, bürgerlichen Milieus. Über den Widerstand der Roten Kapelle, eines losen Zusammenschlusses eher links orientierter Berliner Bürger, lässt sich zum Beispiel deutlich weniger Literatur finden als etwa über die Weiße Rose. Auf die Forschungsliteratur ist also nur bedingt Verlass. Nun zu der Quellenlage: Ein Mitglied der Familie Heller hat dem Museum Neukölln in den 1980er Jahren einen umfangreichen Nachlass übergeben, den ich gerade bearbeite. Darin befinden sich Briefe von Benno Heller an seinen Bruder Wilfried in den USA, von seinem Vater an ihn, vom Vater an seinen Bruder und Geschäftskorrespondenz des Vaters aus der Zeit des Nationalsozialismus und davor. Über seinen Widerstand werde ich daraus

---

7 Hans-Rainer Sandvoß: Widerstand in Neukölln, hg. v. Gedenkstätte Deutscher Widerstand, Berlin 1990.

allerdings nicht viel erfahren. Briefe wurden zensiert, zumal die von Juden. Zwar ist also ein reichhaltiger Nachlass erhalten, doch dieser gibt kaum Auskunft zur Organisation der Verstecke, zur Auswahl der Quartiergeberinnen, zu Schwierigkeiten bei der Versorgung der Juden, zu seinen Nöten und Sorgen. Ob es von seinem Bruder Wilfried über den Nachlass im Museum Neukölln hinaus Briefe, Tagebücher oder Ähnliches gibt, versuche ich gerade herauszufinden. Dies gestaltet sich allerdings schwierig, da Wilfried Heller, der 1982 starb, und seine Frau Abbie keine Kinder hinterlassen haben. Von den Familienmitgliedern sind daher keine relevanten Quellen mehr zu erwarten.

Von den dank Heller überlebenden Juden haben einige ihre Erinnerungen nach dem Krieg selbständig aufgeschrieben oder wurden von Historikern dazu interviewt. Einige davon liegen mir vor. Darin ist allerdings naheliegender Weise mehr von der eigenen Situation während der Verfolgung die Rede als von den Motiven Hellers. Ähnlich sieht es mit Quellen der dritten Gruppe der an Hellers Widerstand beteiligten Personen aus, den nichtjüdischen Quartiergebern. Von ihnen gibt es glücklicherweise eine ganze Reihe von Quellen. Dies ist einer Initiative des Berliner Senats zu verdanken. Unter dem Titel „Unbesungene Helden“ ehrte der Berliner Senat in den 50er und 60er Jahren insgesamt 760 Menschen, die Verfolgte während der NS-Zeit unterstützten, einquartierten und versorgten.<sup>8</sup> Neben der Ehrung erhielten die Menschen die Möglichkeit, finanzielle Unterstützung zu beantragen, wenn sie bedürftig waren. Dazu mussten sie eidesstattliche Erklärungen abgeben und ihre Hilfeleistungen bezeugen lassen. Einige der „unbesungenen Helden“ und der Überlebenden erwähnen in ihren Ausführungen Benno Heller und sprechen zumindest am Rande über dessen Motive. Doch lassen sich auch mit diesen Aussagen noch keine belastbaren Antworten geben. Die Recherchen dauern an. Wie viel Aufwand sie mit sich bringen und welche Ergebnisse sie am Ende liefern, ist nicht klar. Sicher ist aber, dass solch verschlungene Pfade deutlich häufiger vorkommen als gerade Wege zu den Akten.

Drittens müssen wir uns darüber im Klaren sein, dass wir uns viele Fragen stellen, auf die wir nie eine eindeutige Antwort werden finden können. Hierzu ein letztes Beispiel. Für eine wissenschaftliche Untersuchung über die Auswirkungen der Napoleonischen Kriege auf verschiedene Berufsgruppen habe ich mich dem Handwerksbürgertum in Würzburg zugewandt. Mich interessierte, welche Spuren die vielen tiefeschürfenden Veränderungen der Jahre zwischen 1795 und 1815 ganz konkret im Leben der Handwerker in Würzburg hinterließen. Wäh-

---

8 S. Dennis Riffel: Unbesungene Helden. Die Ehrungsinitiative des Berliner Senats 1958 bis 1966, Berlin 2007.

rend der Recherche in den Archiven bestätigte sich bald die Faustregel, dass die Quellenüberlieferung mit dem Bildungsstand der untersuchten Berufsgruppe in einem engen Zusammenhang steht. Je gebildeter ein Mensch war, desto größer sind die Chancen, Quellen zu finden, die von den gesuchten Akteuren selbst geschrieben wurden. Je niedriger sein Bildungsstand, desto schwieriger gestaltet sich die Suche. Dennoch stand mir eine Quellengruppe zur Verfügung, in denen Handwerker selbst zu Wort kamen, nämlich Bittgesuche. Die Menschen in den Städten nutzten solche sogenannten Suppliken für sehr Vieles: sie baten um eine Aufenthaltsgenehmigung, um den Erlass von Steuern, um Gnade bei einem begangenen Vergehen und sehr oft ums Bürgerrecht. Auf den ersten Blick scheinen die Bittgesuche die Fragen nach den Auswirkungen der Napoleonischen Krise auf das städtische Handwerk relativ gut beantworten zu können. Die Menschen fordern etwa Entschädigung für ein Pferd, das die Franzosen ihnen weggenommen hätten oder verlangen eine Aufenthaltserlaubnis in der Stadt wegen der anhaltenden Kriegsgefahr. Sehr viele Handwerksmeister bitten um die Befreiung einer ihrer Söhne vom Militärdienst. Die Aussagekraft der Quellen für meine Fragestellung war also einerseits offensichtlich. Andererseits hatte ich mir eine ganze Reihe von Kriterien bewusst zu machen, welche die Aussagekraft relativierten. Erstens sprachen die Menschen in Bittgesuchen nur Sachverhalte an, für die sie eine Lösung von Seiten des Stadtrats erhofften. Es handelte sich nun einmal um einen Antrag an eine Behörde. Für viele Probleme eines Handwerkers existierten jedoch keine Antragsformulare. Zweitens erscheint es offensichtlich, dass sie die Chancen des Bittgesuchs zu erhöhen versuchten, indem sie ihre Situation als besonders hilfebedürftig darstellten. Außerdem mussten die Menschen überhaupt Zugang zu dem Verfahren des Bittgesuchs haben, um dieses nutzen zu können. Die Einreichung einer Bittschrift erforderte eine Kenntnis der städtischen Verwaltung, Sprachfertigkeiten oder die finanziellen Möglichkeiten, einen Schreiber zu engagieren usw. Kurz und gut: Diese und weitere Kriterien schränken die Aussagekraft dieser Quellen stark ein. Da keine weiteren Quellen von Handwerkern zur Verfügung stehen, werden sich eindeutige Aussagen auf die Frage nach den Auswirkungen der Napoleonischen Zeit auf diese Berufsvertreter nie finden lassen.

## **DIE ARBEITSWEISE BEI HISTORISCHEN RECHERCHEN**

Archivrecherchen können sehr unterschiedlich verlaufen. Die Zeit, die man für die Archivrecherche benötigt, ist deshalb vorher nur sehr

schwer einschätzbar. Außerdem ist es damit nicht getan, die Quellen zu finden. Man muss sie auch bewerten. Wie man trotzdem nicht den Überblick verliert und sogar Spaß an der Recherche hat, möchte ich im zweiten Punkt ansprechen. Dabei möchte ich anhand eines konkreten Beispiels die Arbeitsweise bei historischen Recherchen erklären. Vor einiger Zeit hatte ich die Vertreibung einer heute 70 Jahre alten Frau aus Danzig aufzuarbeiten. Die Frau war 1945 vier Jahre alt. Von ihrem Aufbruch in Westpreußen bis zum Neubeginn eines geregelten Lebens in Recklinghausen 1952 vergingen sieben Jahre. Einiges von dem, was passiert war, hatte sie vergessen. Vieles hat sie schon damals nicht erfahren. Dazu gehören der Einsatz ihres Vaters im Zweiten Weltkrieg und die Umstände seines Todes. Ihr Vater starb im Januar 1945 an einer Kriegsverletzung und konnte folglich nichts mehr von dem erzählen, was er in den Kämpfen erlebt hatte. Ein Ereignis, das sich ihr sehr tief eingeebnet hat, war ihre eigene Typhuserkrankung in einem Flüchtlingslager an der Ostsee. Dabei wäre sie beinahe ums Leben gekommen. Dies und vieles Weitere hat sie mir in einem längeren Interview erzählt. Den Interview-Auszug über die Typhuserkrankung möchte ich als Ausgangspunkt dieses Kapitels nutzen. Sie sagte:

„Da ist so eine Halbinsel, Wustrow heißt die. An dieser Halbinsel liegt Rerik. Heute ist dieses Rerik ein wunderschöner Badeort mit einer Steilküste. Genau dieses Gelände nahmen natürlich die Russen in Beschlag. Da war auch ein Lazarett, das natürlich ein Wehrmachtlazarett war, und in dieses Gelände sind wir dann [1946] gekommen. Es war hinter Stacheldraht, und da haben wir eine Zeit lang zugebracht. Ich war todkrank, und zwar hatte ich Typhus. Ich lag schon im Sterben dort und die Ärzte, die dort drin arbeiteten, das waren teilweise noch deutsche Ärzte, die dort eingesperrt wurden, mussten dann die russischen Soldaten behandeln und halt solche Leute wie wir, die dann da drin waren. Ich lag im Sterben und habe schon gar niemanden mehr erkannt, ich lag ein halbes Jahr drin. Da hat meine Mutter eine junge deutsche Ärztin angefleht: ‚Ich habe doch zwei Söhne, von denen weiß ich nicht, wo die sind, der andere Junge ist krank, mein Mann ist vor kurzem gestorben. Kümmern Sie sich drum.‘ Und die hat mir dann heimlich Penicillin gespritzt. Das war lebensgefährlich für sie. Es war eine deutsche Ärztin. Die hat mir nachts Penicillin gespritzt. Und das über längere Zeit, und so bin ich einigermaßen wieder auf die Beine gekommen.“

Statt wie bei einigen Geschichts-Fernsehformaten Zeitzeugenaussagen unkommentiert stehen zu lassen, ist die Überprüfung des Gesagten bei einer gründlichen historischen Recherche unerlässlich. Die Grundfrage, die man in diesem Fall und in jedem anderen zu stellen hat, lautet: **Welches Ereignis könnte Quellen produziert haben?** Diese Frage ist der Ausgangspunkt jeder guten Recherche. Aus diesem Beispiel lässt sich eine Vielzahl von Ereignissen herausfiltern, die Quellen hinterlassen haben können. Es ist wahrscheinlich, dass die sowjetische Militäradministration die Arbeit der Ärzte bei irgendeiner Stelle beantragen musste. Hiervon könnte ein Schriftstück erhalten sein. Außerdem mussten die Ärzte sicher nach bestimmten Vorgaben arbeiten und innerhalb eines bestimmten Arbeitssystems behandeln. Es könnte Anweisungen und Dienstpläne gegeben haben. Daneben kann auch die Unterbringung und Verpflegung der Ärzte schriftlich festgehalten worden sein. Vielleicht hat die Lagerleitung oder eine übergeordnete Militärbehörde Befehle geschrieben, in denen stand, wer in welcher Baracke zu schlafen hat und welche Lebensmittellösungen ihm zugeteilt waren. Auf einigen dieser möglichen Quellen könnte sich der Name der jungen deutschen Ärztin befunden haben, die die Zeitzeugin als ihre Lebensretterin beschreibt. Die Liste mit möglichen Quellen ließe sich noch verlängern. Die zweite wichtige Frage bei der Archivrecherche lautet: **Wer könnte diese Quellen besitzen?** Hierbei sollte man nie vergessen, dass nicht alle Orte, die Quellen besitzen, Archive heißen. Auch in Kirchengemeinden und Museen, auf Dachböden und in Kellern, in Unternehmen und Akademien lagern Quellen. Da es sich bei dem hier genannten Lager Rerik um eine Einrichtung des Sowjetmilitärs handelte, muss die Recherche in das Archiv führen, in dem die Quellen der Sowjetarmee verwahrt werden, das Staatliche Militärarchiv Moskau. Daneben ist das Archiv zu konsultieren, in dem die Akten der Behörden lagern, welche die Befehle der Sowjets entgegennahmen, in diesem Fall das Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern. Die dritte bedeutende Frage bei einer Recherche heißt: **Wer kennt sich damit aus?** In diesem Fall muss man sich bei denjenigen Historikern informieren, die zu den Lebensumständen der Vertriebenen in Mecklenburg und zum Verhältnis zwischen sowjetischen Besatzern und Zivilbevölkerung und -behörden gearbeitet haben.

Die Ergebnisse der Recherche können hier im Einzelnen nicht wiedergegeben werden. Nur so viel sei angemerkt: Der Name der Ärztin ist nicht aktenkundig. Es ist nahezu auszuschließen, dass deutsche Ärzte Zwangsarbeit in Rerik leisten mussten und dass die Ärztin das kleine Kind nicht versorgen durfte. Wahrscheinlicher ist, dass sich die Erinnerung der Zeitzeugin nachträglich mit negativen Bildern vermengt



hat: Gewalttaten der sowjetischen Soldaten, Militär als Hort von Unmenschlichkeit, Aufenthalte von Vertriebenen in Lagern, Vorstellungen von Männlichkeit usw. Andererseits werden sich später auch positive Eindrücke vor ihre Erinnerung geschoben haben: Arzt als Helfer in der Not, Opferrolle der Vertriebenen, Vorstellung von Weiblichkeit und Mütterlichkeit usw. Dies führte im Laufe der Jahrzehnte dazu, dass die vermeintliche Erinnerung sich von den Ereignissen immer weiter entfernte. Dies ist kein Vorwurf an die Frau. Wir alle werden in 60 Jahren über unser Leben heute in bestimmten Narrativen sprechen, in die sich zahllose nachträgliche Erfahrungen gemengt haben werden. Es ist nur dann, wenn man historische Recherche betreibt, wichtig, eben diese Einflüsse auf die Erinnerungen ausfindig zu machen.

Um die Frage „Welches Ereignis kann Quellen produziert haben?“ zu verinnerlichen, kann man übrigens ganz einfache Übungen machen. Man könnte zum Beispiel überlegen, welche Quellen die Beziehung zwischen einem selbst und seinem besten Freund im vergangenen Jahr hinterlassen hat. Zu den möglichen Quellen zählen sowohl Fotos als auch Briefe, Mails und SMS sowie dingliche Quellen wie Bücher, die man verschenkt hat, oder das Fahrrad, mit dem man im Urlaub zusammen an der Ostseeküste entlang gefahren ist. Oder man denkt darüber nach, wie viele Menschen im Laufe der vergangenen Woche Quellen von einem selbst erhalten haben. Hierzu zählen Rechnungen und Quittungen, Mails und Protokolle von Anrufen, Notizzettel und Zeitungsartikel. Wenn man all das aufschreibt, was einem auch nur innerhalb von fünf Minuten einfällt, bekommt man schnell einen Eindruck von der Vielfalt der Quellen bei der Archivrecherche. Natürlich ändern sich die Quellen im Laufe der Jahrhunderte, doch die Grundfrage bleibt immer dieselbe. Und auch bei diesen einfachen Übungen wird man feststellen, dass man schon innerhalb kürzester Zeit bestimmte Vorstellungen über die Vergangenheit entwickelt, die den Aussagen der Quellen oft widersprechen.

## **KLEINE HIERARCHIE DER QUELLENRECHERCHE**

Im letzten Abschnitt soll es nun um die praktische Frage gehen, welche Quellen man zu welchem Zeitpunkt recherchieren sollte. Es empfiehlt sich, zunächst die Quellen zu suchen, die über das Gerüst unseres Lebens informieren: Geburts-, Ehe- und Sterbeurkunde, Taufmatrikel, für die Zeit des Nationalsozialismus der Ahnenpass, bei Soldaten der Wehrpass und die Wehrstammrolle, die Einwohnermeldekarte und ei-

niges mehr. Diese sogenannten Personenstandsunterlagen enthalten Daten wie Geburtsort und -datum, die für die anschließende Recherche oft gebraucht werden. Bis 1874 befinden sich diese Arten von Quellen in den Unterlagern der Kirchengemeinden, danach in Standesämtern. Als nächstes bietet sich eine Suche in den amtlichen Quellen an. Wenn die Personenstandsunterlagen das Gerüst des Lebens abbilden, so geben die amtlichen Quellen einen Einblick in die Lebensumstände. Zu den amtlichen Quellen gehören Schriftstücke von Behörden vom Bundesministerium bis zum lokalen Gesundheitsamt und damit Verlautbarungen und Berichte, Befehle und Behördenkorrespondenz, Sitzungsprotokolle und Personalakten.

Die häufig aufschlussreichsten Quellen für das Leben eines Menschen sind diejenigen, die dieser Mensch selbst verfasst hat: Privatbrief und Feldpost, Tagebuch und Notizzettel, Autobiografie und Reisebericht. Ihre Recherche sollte sich daran anschließen. Daraufhin ist die Suche nach Fotos, Plänen, Karten und Rissen zu empfehlen. Sie verleihen dem Geschichtsbild eine weitere, eine bildliche Dimension und sind für die Vorstellungen von der Vergangenheit äußerst wichtig. Lange Zeit in Vergessenheit geraten, rücken heute die dinglichen Quellen wieder in den Fokus. Diesen sollte man sich im letzten Rechschritt zuwenden. Hierzu zählen alle Objekte, derer sich Menschen in der Vergangenheit bedient haben und die einen Körper haben. Zu dieser enorm großen Gruppe zählen die Ritterrüstung und die Pflugschar, das Arztebesteck und die Vogelvoliere, das Hemd und der Stift, kurzum alle Dinge, die nicht zu den bereits genannten Gruppen gehören.

*Dr. Clemens Tangerding ist Journalist und Historiker. Sein Recherchedienst „jetzt und einst“ erstellt Chroniken und Texte für Unternehmen, Familien und Orte.*

# Data Driven Journalism

Werkzeuge und Tipps für Datenjournalisten



Von Christina Elmer

Die Vorratsdaten eines Politikers, Anschläge in Afghanistan, der Bundeshaushalt im Detail – was mit Datenjournalismus möglich ist, zeigen interaktive Karten und Grafiken im Internet besonders eindrucksvoll. Sie illustrieren nicht nur ein Thema, sondern lassen den Rezipienten entscheiden: Welche Inhalte und Zeiträume werden angezeigt? Auf welchem Ausschnitt der Karte und wie detailliert? Damit entsteht auch eine neue journalistische Erzählform: explorativ, mehrdimensional, interaktiv. Oft können Leser zudem die Rohdaten zum Thema herunterladen und selbst Anregungen für weitere Recherchen geben.

## DATENJOURNALISMUS AUSSERHALB DES INTERNETS?

Interaktive Online-Anwendungen sind wichtige Vorzeigeobjekte, denn sie machen die oftmals spröden Datenrecherchen anschaulich und zugänglich. Aber wo fängt Datenjournalismus an? Gehört schon die Auswertung der WM-Torstatistik dazu? Oder der Anruf beim Statistischen

Landesamt, um die aktuelle Geburtenziffer zu erfragen? Dann wäre Datenjournalismus kein innovativer Trend, sondern bewährtes journalistisches Handwerk. Vieles spricht dafür, den Begriff weiter zu fassen, ihn also nicht auf die Glanzlichter im Web zu begrenzen. Denn auch sie basieren auf denselben Techniken und Werkzeugen wie Datenrecherchen, die in andere Formate umgesetzt werden. Als innovative, neue Form lässt sich aber innerhalb des Datenjournalismus der Bereich des Data Driven Journalism auskoppeln.

### **NEU: DATEN ALS FUNDGRUBE**

Im Data Driven Journalism dienen Daten nicht allein zur Einordnung und als Beweismittel, sondern als Fundgrube für neue Recherche-Ansätze. Sie liefern Thesen und Zugänge, die über herkömmliche Methoden nicht ans Licht gekommen wären. Dabei gibt es keine Garantie, ob ein Datensatz solche Angriffspunkte enthält. Für die Suche nach ihnen ist der Computer zumeist unverzichtbar. Und als Veröffentlichungsform eignen sich besonders gut die oben beschriebenen, interaktiven Anwendungen im Internet – erstellt im Team aus Journalist, Programmierer und Designer.

### **DAS BRINGT DATA DRIVEN JOURNALISM: EXKLUSIVE GESCHICHTEN**

In Datensätzen nach Ideen für eine Recherche zu suchen, ist für viele Journalisten eine gewöhnungsbedürftige Vorstellung. Dabei können sie praktisch nur gewinnen – eine exklusive Geschichte zum Beispiel, die noch kein anderes Medium gebracht hat. Das bringt nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch wichtige Zeit für weitere Recherchen. Denn gerade im Datenjournalismus werden Geschichten in der Regel erst rund, wenn der Journalist den Zahlen und Fakten Leben einhauchen kann. Wenn er also Betroffene einbeziehen kann, Institutionen und Experten befragt. Dabei hat er beim Data Driven Journalism zumeist keinen Zeitdruck – zumindest nicht durch die Konkurrenz.

### **UNABHÄNGIGKEIT**

Auch gegenüber Autoritäten werden Datenjournalisten unabhängiger, weil sie ihre Schwerpunkte wählen und eigene Schlüsse ziehen

können. Am Beispiel des Elterngeldes wird dieser Vorteil besonders deutlich. Dazu veröffentlichte das Bundesfamilienministerium in den vergangenen Jahren regelmäßig positive Pressemeldungen, etwa „Partnermonate beim Elterngeld übertreffen alle Erwartungen“ oder „Partnermonate bei Vätern sehr beliebt“ (beide 2008).

Um diese Aussagen zu prüfen, reicht ein Blick in die offizielle Statistik zum Elterngeld, die mehrmals pro Jahr vom Statistischen Bundesamt veröffentlicht wird. Darin finden sich detaillierte Angaben darüber, wie viele Mütter und Väter für welchen Zeitraum Elterngeld beantragt haben und wie viel ihnen bewilligt wurde. Die Daten sind bis auf die Ebene der Landkreise und kreisfreien Städte aufgeschlüsselt, erlauben also auch regionale Aussagen und kleinräumige Vergleiche.

Eine kurze Auswertung mit wenigen Berechnungen genügt, und die Erfolgsmeldungen des Ministeriums erscheinen in einem neuen Licht: Der überwiegende Anteil der Väter bleibt nur zwei Monate zu Hause, während die meisten Mütter für zehn oder mehr Monate Elterngeld nehmen. Dass immer mehr Väter Elterngeld beziehen, ist damit natürlich nicht falsch. Aber ob die rundum positive Deutung gerechtfertigt ist, darf angesichts der Unterschiede auf jeden Fall bezweifelt werden. Dazu sind Journalisten nur in der Lage, wenn sie einen aufmerksamen, kritischen Blick in die Daten werfen.

## **DATENBEWUSSTSEIN**

Informationsfreiheit ist in Deutschland zwar gesetzlich verankert, aber noch kein flächendeckender Standard. Informationsfreiheitsgesetze gelten zwar mittlerweile für Bundesbehörden und einige Landesbehörden. Aber das grundsätzliche Prinzip zugänglicher Verwaltungsakten scheint weder bei den auskunftspflichtigen Behörden noch bei den Bürgern tatsächlich angekommen zu sein.

Datenjournalisten können die Informationsfreiheit auf zwei Ebenen verbessern. Einerseits stärken sie das öffentliche Bewusstsein gegenüber Behördendaten, wenn sie diese zugänglich machen und dabei auch über Schwierigkeiten bei der Datenbeschaffung berichten. Zudem setzen sie ein wichtiges Signal gegenüber Behörden, wenn sie gezielt nach Daten fragen und bereit sind, diese im Zweifelsfall einzuklagen.

## DATENQUELLEN IM VERGLEICH

Welche Datenquelle die richtige für eine Recherche ist, lässt sich nicht pauschal beantworten, sondern hängt immer von der jeweiligen Fragestellung ab. Grundsätzlich können Datenquellen in vier Gruppen eingeteilt werden – mit eigenen Vor- und Nachteilen:

### 1. Staatliche Quellen: Ämter und Ministerien

Bei staatlichen Quellen liegen Datensätze zu einer großen Themen-Bandbreite vor. In der Regel sind die Angaben methodisch sauber erhoben und ausgewertet, zu den meisten Statistiken gibt es umfangreiche Metadaten. Der Service ist gerade bei den Statistischen Ämtern oft sehr gut. Allein den Zugang zu ihren Daten könnten viele staatliche Datenquellen noch verbessern, indem sie ihre Statistiken in maschinenlesbarer Form veröffentlichten anstatt im PDF-Format. Immerhin: Das Statistische Bundesamt stellt die meisten Berichte auch im Excel-Format zur Verfügung.

Beispiele:

- ▶ Statistisches Bundesamt / Statistische Landesämter
- ▶ Ministerien des Bundes und der Länder

### 2. NGO und zwischenstaatliche Organisationen

Für die Recherche internationaler Themen lohnen sich Datenquellen wie UN-Organisationen, der IWF oder die OECD. Zusammen decken diese Quellen ein großes Spektrum an Themen ab. Allerdings fassen sie in der Regel Daten aus vielen Ländern zusammen, wodurch Qualität und Vergleichbarkeit naturgemäß leiden. Ein Blick in die Dokumentation der Datensätze ist also besonders wichtig, zumal gerade Nicht-Regierungsorganisationen oft keinen umfassenden Service zu ihren Statistiken anbieten können. Dafür stellen viele Organisationen ihre Daten mittlerweile in großen Online-Datenbanken bereit.

Beispiele:

- ▶ UN Statistics Division, UN-Institutionen (WHO, FAO, UNEP)
- ▶ Internationaler Währungsfonds (IWF)
- ▶ Organisation für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung

### 3. Forschungsinstitute

Wer mit Forschungsdaten arbeiten will, braucht grundsätzlich einen längeren Atem. Denn zum einen sind die meisten Institute inhaltlich spezialisiert, einige von ihnen werden ganz oder teilweise von der Industrie finanziert. Somit erfordert schon die Auswahl der Datenquelle mehr Recherche als bei themenübergreifenden Datensammlungen. Auf der anderen Seite ist es auch schwieriger, an die Daten heranzukommen. Letztlich kann sich der Aufwand aber schon wegen der hohen Qualität der Daten lohnen.

Beispiele:

- ▶ Robert Koch-Institut (Infektionskrankheiten)
- ▶ Friedrich-Loeffler-Institut (Tiergesundheit)
- ▶ Institut für Arbeitsmarkt- und Berufsforschung

### 4. Verbände und Vereine

Schönheitschirurgen, Jäger, Chöre: Wann immer sich Menschen mit gleicher Profession oder gleichen Interessen organisiert zusammenschließen, entstehen Datenschätze mit diversen Angaben zu bestimmten Themen wie auch zu den Mitgliedern selbst. Auch in anonymisierter Form sind diese nur selten bereits veröffentlicht, aber oft stehen Vereine und Verbände einer Zusammenarbeit offen gegenüber – etwa um als Quelle genannt zu werden oder weil sie selbst nicht die Ressourcen haben, ihre Datenbanken auszuwerten. Bei der Auswertung derartiger Angaben sollten Journalisten in jedem Fall behutsam sein und genau prüfen, wie aussagekräftig und vergleichbar die Daten sind.

Beispiele:

- ▶ Jugend forscht e.V.
- ▶ ADAC
- ▶ GKV-Spitzenverband / Verband der privaten Krankenversicherung

## DATEN FINDEN

Wer regelmäßig als Datenjournalist arbeitet, wird immer wieder mit den großen Datenbanken in Berührung kommen, etwa vom Statistischen

Bundesamt oder der UN. Es lohnt sich daher, diese Datenbanken einmal in Ruhe zu durchforsten und ihre Funktionen kennen zu lernen. Nur dann ist man sicher und schnell genug, wenn akut und unter Zeitdruck Daten gefunden und ausgewertet werden müssen.

### **ERST DENKEN, DANN SUCHEN**

Genauso häufig liegen die passenden Daten aber bei noch unbekanntem Datenquellen. Um diese zu finden, sollte man die erweiterten Funktionen von Online-Suchmaschinen einsetzen. Dabei steht eine Frage immer am Anfang: „Wie sieht mein perfektes Suchergebnis aus?“ Nur so lässt sich die Suche weit genug einschränken, damit sich überhaupt belastbare Primärquellen unter den vorderen Treffern finden. Zum Beispiel nach einem Erdbeben im Pazifik. Eine wichtige Recherchefrage könnte sein, ob in einer Region generell besonders viele Erdbeben registriert werden oder ob das Beben eine Ausnahme ist. Dafür wäre eine Datenbank besonders hilfreich, in der weltweit alle Erdbeben erfasst sind. Wahrscheinlich wird diese Datenbank auf einer englischsprachigen Webseite stehen. Die Suche sollte also auf jeden Fall die Begriffe „Earthquake“ und „Database“ beinhalten.

### **STARTPUNKT: ERWEITERTE SUCHE**

Darüber hinaus lässt sich die Internet-Suche noch stärker eingrenzen. Dabei hilft zum Beispiel die Suchmaske, die Google in der erweiterten Suche anbietet. Dort kann die Suche auf bestimmte Formate oder Internetseiten, Sprachen oder Zeiträume begrenzt werden – zum Beispiel auf Excel-Tabellen, die im vergangenen Jahr zu einem Thema veröffentlicht wurden.

Tipp: Verwenden Sie als Startpunkt einer Online-Recherche nicht die herkömmliche Google-Suchmaske, sondern beginnen sie grundsätzlich mit der erweiterten Suche. Die bringt Sie auf Ideen, wie Sie ihre Suche einschränken und so verbessern können.

Gerade bei der Datenrecherche hilft es außerdem, sich gängige Fachbegriffe und Codes für Statistiken zu einem Thema anzueignen. Denn häufig bestehen diese aus nichts anderem als einer kurzen Beschrei-



bung und jeder Menge Zahlen. Darauf stößt nur, wer den exakt richtigen Text in die Suchmaschine eingibt.

## **WERKZEUGE FÜR DATENJOURNALISTEN**

Die richtige Datenquelle zu finden ist letztlich nur ein Etappensieg. Wer Daten sinnvoll auswerten möchte, muss sie frei bearbeiten können – am besten auf dem eigenen Rechner mit den eigenen Programmen. Dorthin gelangen Daten über verschiedene Wege, für die wiederum spezielle Werkzeuge nötig sein können. Ein Überblick über wertvolle Programme und Online-Tools:

### **AUSWERTEN**

Daten auszuwerten bedeutet oft nicht mehr als sie zu sortieren, zu filtern und miteinander in Beziehung zu setzen. Dabei helfen Programme wie Microsoft Excel, OpenOffice oder Numbers (Mac), deren Funktionalität überwiegend deckungsgleich ist. Es reicht also aus, sich eines dieser Programme anzueignen. Neben mathematischen Berechnungen beherrschen sie auch einfache statistische Kennwerte und logische Verknüpfungen.

Für tieferegehende statistische Auswertungen empfiehlt es sich aber, Spezialprogramme wie SPSS oder R einzusetzen. Und bei sehr großen Datenmengen oder Datenbanken kann es nötig sein, sich in Microsoft Access einzuarbeiten. Damit können Tabellen oder Datenbanken gezielt auf bestimmte Merkmale hin abgefragt oder gefiltert werden. Das Ergebnis sind Tabellen, die sich wiederum mit Auswertungstools wie Excel bearbeiten und auswerten lassen.

### **FORMATE UMWANDELN**

Oftmals werden Statistiken ausschließlich als PDF-Datei veröffentlicht und müssen zunächst in ein anderes Format gebracht werden. Nur in Ausnahmefällen gelingt das über einfaches Kopieren und Einfügen. Gerade bei großen Datenmengen sind spezielle Programme unverzichtbar, um Texte und Zahlen sicher und strukturiert zu übertragen.

Ein Beispiel dafür ist das kostenpflichtige PDF2XL. Das Programm importiert verschiedene Formate und versieht ihren Inhalt mit einem tabellarischen Raster, das vom Nutzer recht einfach verschoben und ergänzt werden kann. Wenn alles passt, erstellt PDF2XL daraus eine Excel-Datei. Textbausteine liest es mithilfe einer optischen Zeichenerkennung aus. Das funktioniert relativ zuverlässig, sollte aber gerade bei unscharfen oder schief gedruckten Dokumenten immer stichprobenartig geprüft werden.

Kostenfreie Alternativen finden sich im Internet, etwa bei [www.comet-docs.com](http://www.comet-docs.com) oder [www.pdf2excelonline.com](http://www.pdf2excelonline.com). Allerdings funktionieren diese Tools nach dem Glücksprinzip: Man lädt eine Datei hoch, wählt das Wunschformat aus und bekommt das Ergebnis per Mail zugeschickt. Dabei hängt die Qualität der Ergebnistabelle vor allem davon ab, wie offensichtlich die Datenstruktur im Original ist. Für komplexe oder unsauber dargestellte Daten daher keine gute Wahl, ebenso wenig wie für sensible Daten.

Jenseits technischer Werkzeuge kann es in Ausnahmefällen auch sinnvoll sein, Daten per Hand zu übertragen – etwa wenn die Datengrundlage nicht umfangreich, aber extrem schlecht lesbar ist. Dabei sind Kontrollroutinen mithilfe von Stichproben oder Prüfsummen besonders wichtig.

## **DATEN SAMMELN**

Gerne werden Daten im Internet als Tabelle dargestellt, ohne dass auch ein Download angeboten würde. Kopiert man die Daten aus solchen Tabellen in Programme wie Excel, gehen nicht selten Tabellenstruktur und Formate völlig verloren. Besser funktioniert das Übertragen mit einer Firefox-Erweiterung namens Table2Clipboard. Ist dieses AddOn installiert, genügt ein Klick mit der rechten Maustaste in die Webseiten-Tabelle, um diese mitsamt ihrer Struktur sicher zu kopieren.

Ohnehin eine gute Empfehlung: Arbeiten Sie mit einem Browser, der sich Ihren Bedürfnissen anpassen lässt. Der Firefox bietet dafür viele unterschiedliche Erweiterungen an, die auch ohne administrative Rechte auf einem Computer installiert werden können – darunter Add-Ons, die Werbung blockieren, Webseiten speichern oder Flash-Videos schnell herunterladen.

Komplexer wird die Datenrecherche, wenn die Angaben nicht als strukturierte Tabelle zusammengefasst sind, sondern auf verschiedenen Webseiten herumliegen. Zum Beispiel können die Zahlungen der EU-Agrarsubventionen in einer Online-Datenbank eingesehen, aber nicht heruntergeladen werden. Auch fehlt eine Möglichkeit, sich die gesamte Datenbank anzeigen zu lassen und zu kopieren. Daten werden immer erst dann dargestellt, wenn bestimmte Parameter wie PLZ-Gebiet, Name oder Summe in eine Abfragemaske eingegeben werden. Per Hand alle PLZ-Gebiete Deutschlands einzugeben und aus den Ergebnissen die Datengrundlage zusammen zu stückeln, wäre deutlich zu aufwändig. Zum Glück gibt es Programme, die das Einsammeln von Daten (Scraping) aus derartigen Quellen übernehmen – sofern sie dafür richtig programmiert werden. Für einfachere Sammlungen eignet sich eine Firefox-Erweiterung namens OutWit, das in der Standard-Version kostenfrei genutzt werden kann. Ebenfalls kostenlos ist die Online-Plattform Needlebase, die man nach einem Login für kompliziertere Scraping-Aktionen nutzen kann.

## **VISUALISIEREN**

Ab einer bestimmten Größe ist es bei Datensätzen nahezu unmöglich, diese allein mithilfe einer Tabelle zu überblicken – inklusive spannender Details wie Ausreißern, ungewöhnlich großen Abständen oder unerwarteten Ähnlichkeiten. Visualisierungen ermöglichen einen direkteren, optischen Zugang zu Datenstrukturen. Sowohl bei der Recherche als auch bei der Präsentation von Daten sind sie daher wertvolle Werkzeuge.

Einfache Diagramme lassen sich schon in Kalkulationsprogrammen wie Excel erstellen. Diese Möglichkeit sollten Datenjournalisten während der Recherche regelmäßig nutzen, um neue Impulse zu setzen und den Überblick nicht zu verlieren. Für eine Veröffentlichung reicht die Qualität der Diagramme allerdings in der Regel nicht aus. Bei Daten mit Ortsbezug werden regionale Muster erst sichtbar, wenn die Daten auf eine Karte aufgetragen werden. Auch dafür gibt es diverse internetbasierte Werkzeuge. Auf der Plattform OpenHeatMaps beispielsweise lassen sich sowohl Punkte mithilfe ihrer Geokoordinaten auf eine Karte auftragen als auch Länderflächen nach einem Indikator einfärben. Auch Google Docs bietet ähnliche Funktionen an.

Soziale Netzwerke sind eine besondere Herausforderung für die Recherche. Ihre Brisanz wird selten in der Form berechenbarer Indizes

deutlich, sondern erschließt sich am deutlichsten grafisch durch die Nähe und Häufung von Verknüpfungen. Diese lassen sich mit dem kostenfreien Open-Source-Programm Gephi darstellen, das für alle Plattformen (Windows, Mac, Linux) angeboten wird.

## **VON DEN DATEN ZUR STORY**

In wohl jedem Datensatz stecken Anknüpfungspunkte für die Recherche. Um diese Punkte sichtbar werden zu lassen, müssen Datenjournalisten gleichzeitig methodisch absolut sauber und hochkreativ arbeiten. Denn ein Datensatz verrät nur so viel, wie man ihm mit den richtigen Fragen entlockt – etwa indem man aussagekräftige Parameter berechnet und spannende Strukturen sichtbar macht.

### **AUSWERTUNG IN VIER SCHRITTEN:**

1. Bereinigen: das Aufräumen eines Datensatzes, bei dem die Angaben in ein passendes Format gebracht und von überflüssigen und störenden Details befreit werden
2. Aussagekraft und Vollständigkeit prüfen: Prüfsummen zeigen, ob ein Datensatz in sich stimmig und vollständig ist. Welche Rückschlüsse die Daten auf die Wirklichkeit zulassen, lässt sich mithilfe der Metadaten einer Statistik klären
3. Vergleichbare Parameter identifizieren und berechnen, etwa prozentuale Anteile oder Entwicklungen zentraler Werte
4. Fragen finden: Daten filtern, sortieren und grafisch darstellen, um Ansatzpunkte für die Recherche deutlich werden zu lassen

Dabei sollten die Arbeitsschritte immer und grundsätzlich voneinander getrennt werden, etwa auf verschiedene Blätter einer Arbeitsmappe in Excel. Damit ist es immer möglich, bei einem Fehler zum vorherigen Schritt zurück zu kehren. Insbesondere müssen die Rohdaten gesondert und redundant gespeichert werden. Datenjournalisten sollten sie im Verlauf der Auswertung immer wieder heranziehen, um einzelne Werte zu prüfen und sicherzugehen, dass sich keine Spalten oder Zeilen verschoben haben.

## **DIE GESCHICHTE RUND MACHEN**

Am Ende der Auswertung steht mit etwas Glück und viel Technik eine exklusive These, die genug Stoff für eine große Geschichte hergibt. Die datenbasierte Recherche hat den Vorteil, dass der Journalist schon jetzt mit den grundlegenden Fakten vertraut und versorgt ist. Mehr Munition also für kritische Nachfragen und Konfrontationen.

Wirklich rund wird die Story, wenn sie bis zum Ursprung der Daten zurückreicht. Wenn also der Bericht über Väter, die nur zwei Monate Elternzeit nehmen, sich auch mit einem der betroffenen Männer direkt auseinandersetzt. Gerade bei selbst aufgestellten Thesen sollten Datenjournalisten immer auch Experten aus dem jeweiligen Fachgebiet hinzuziehen, um ihre Schlussfolgerungen wasserdicht zu machen und Fallstricke auszuschließen.

## **ANLAUSCHWIERIGKEITEN IN DEUTSCHLAND**

Momentan gehören Datenjournalisten hierzulande noch zu den Exoten. Dass sich die Recherche in Datensätzen nicht schneller verbreitet, hängt sowohl mit den Journalisten selbst zusammen als auch mit der Datenkultur in Deutschland.

Zahlen und Journalismus – das passt für viele Kollegen nicht zusammen. Sie vermeiden es möglichst, mit Statistiken zu arbeiten, in ihren Texten räumen sie Zahlen nur ungern Platz ein. „Wenn ich Mathe gekonnt hätte, dann wäre ich doch nicht Journalist geworden“, beschrieb eine Seminarteilnehmerin das grundlegende Problem. Vielen Journalisten fehlen schlicht der Zugang zu Daten und die Ausbildung, um sicher und kreativ mit ihnen umzugehen. Deshalb bleiben Statistiken für sie zwangsläufig leblos, dröge und unhandlich. Sich selbst definieren Journalisten nach wie vor eher als Schreiberlinge – und halten Datenjournalisten nicht selten für sonderbare Freaks. Auf der anderen Seite steht eine Datenkultur, die das Recherchieren in Statistiken tendenziell erschwert. Zwar gibt es Informationsfreiheitsgesetze für die Bundesbehörden und einige Landesbehörden. Aber das System ist uneinheitlich, lückenhaft und noch relativ jung. Seit 2006 gilt das IFG des Bundes – ein junges Gewächs, verglichen mit entsprechenden Regelungen in anderen Ländern. In den USA, dem Vorzeigebispiel für eine offene Datenkultur, haben entsprechende Gesetze seit mehr als vier Jahrzehnten das öffentliche Bewusstsein geformt. Dass Behördendaten prinzipiell

zugänglich sein sollten, ist Bürgern, Journalisten und Behörden dort sehr viel stärker bewusst als hier in Deutschland. Leider bremsen sich die beschriebenen Problemfelder gegenseitig zusätzlich: Wenn Behörden ihre Daten unter Verschluss halten, erschweren sie die Arbeit von Datenjournalisten und demotivieren diejenigen, die erste Erfahrungen in der Datenrecherche sammeln wollen. Und wenn Journalisten nicht offensiv nach Daten fragen und ihre Veröffentlichung einfordern, setzen sie ein falsches Signal gegenüber den Behörden.

### **TROTZDEM: AMPELN AUF GRÜN**

Dennoch werden die Voraussetzungen für Datenjournalismus in Deutschland zunehmend besser. Das IFG des Bundes wird evaluiert, die Bundesministerien bündeln ihre Datenangebote und die rot-grüne Landesregierung in Baden-Württemberg will sich fortan am Open-Data-Grundsatz orientieren. Auch im öffentlichen Bewusstsein wächst der Stellenwert der Informationsfreiheit – getrieben etwa von der Diskussion um die Speicherung von Vorratsdaten, Wikileaks-Veröffentlichungen, flächendeckend schnellen Internetzugängen und mobilen Lesegeräten.

Auf der Seite der Journalisten tut sich ebenfalls viel. Immer mehr Kollegen sind mit dem Computer aufgewachsen, finden sich in Programmen schnell zurecht und nutzen ganz selbstverständlich webbasierte Werkzeuge. Weil sie Augenzeugen und Informationen aus aller Welt über das Internet aufspüren können, verbinden sie die technikbasierte Recherche insgesamt mit einem größeren Nutzwert. Damit steigt auch die Nähe zu datenjournalistischen Arbeitsweisen.

Datenjournalismus sollte aber nicht bloß als Kür gesehen werden, sondern auch als Pflichtprogramm. Die Informationsangebote im Internet werden immer umfangreicher – inklusive grafischer Darstellungen, die gerne interaktiv und optisch opulent daherkommen. Journalisten sollten sich aus diesem Bereich nicht heraushalten, sondern sicherstellen, dass Daten nicht allein dargestellt, sondern auch ausgewertet, eingeordnet und kritisch diskutiert werden.

**SOFTWAREVERZEICHNIS**

<b>Programm</b>	<b>Funktion</b>
SPSS	Statistische Datenanalyse
R	Statistische Datenanalyse
Microsoft Access	Datenbankanwendung
PDF2XL	Konvertiert PDF-Dateien ins Excel-Format
OpenHeatMaps	Kartenvisualisierung
Google Docs	u.a. Kartenvisualisierung
Gephi	Visualisierung von Sozialen Netzwerken

*Christina Elmer arbeitet seit September 2011 beim Magazin Stern als Datenjournalistin im Team Investigative Recherche in Hamburg.*

## Nachdenken und Gegenchecken

Wie man Zahlen und Statistiken prüft



Von Katharina Schüller

„Ich glaube keiner Statistik, die ich nicht selbst gefälscht habe“ – oft höre ich diese Erwiderung, wenn ich erzähle, dass ich Statistikerin bin. Wenn ich aber zurückfrage: „Wie würden Sie denn eine Statistik fälschen – oder eine gefälschte erkennen?“, dann bekomme ich selten eine Antwort. Andererseits scheinen mir heute kaum noch eine Nachricht, kaum eine Präsentation oder ein Vortrag ohne Zahlen und Statistiken auszukommen. Viele davon sind falsch. Manchmal sind sie bewusst manipuliert, aber häufiger sind sie einfach nur schlecht ausgesucht, Äpfel und Birnen werden verglichen oder Mittelwerte unpassend berechnet.

Ein großer Teil der Statistik-Fehler lässt sich nach meiner Erfahrung vermeiden, wenn zwei Grundthemen beachtet werden. Zuerst muss natürlich die Datenbasis stimmen, also das Rohmaterial, mit dem gearbeitet wird. Gleiches gilt für das Handwerkszeug, mit dem diese Daten dann weiterverarbeitet werden. Schlechte Daten werden nicht besser durch ein komplexes statistisches Modell und aus guten Daten werden falsche Aussagen, wenn die Methodik der Weiterverarbeitung nicht stimmt.



## OFT ZU PRÄZISE: NACKTE ZAHLEN

Ich werde grundsätzlich misstrauisch, wenn Zahlen außerordentlich exakt aussehen. So exakt, dass mein erster Gedanke ist: „So genau haben die das ausgerechnet, das ist ja beeindruckend!“ Etwa wie bei den beiden Frankfurter Forschern, die in einer Studie der Bertelsmann-Stiftung berechnet haben, dass Bremen bei einer 50-prozentigen Reduktion der Schulabbrecher-Quoten pro Einwohner 35,11 Euro an Kriminalitätskosten sparen würde. Berlin schafft noch 33,46 Euro, im Saarland sind nur 11,99 Euro Ersparnis drin.

Die Forscher sagen konkret: Wäre 2009 die Zahl der Schulabgänger ohne Hauptschulabschluss halbiert worden, so hätte es 13.415 Raubüberfälle und 416 Fälle von Mord und Totschlag weniger gegeben. Damit hätten 1,42 Milliarden Euro an Folgekosten der Kriminalität eingespart werden können.

Diese 1,42 Milliarden stützen sich auf Daten aus einer britischen Studie von 2005. Sie stellen eine ganz grobe Schätzung dar, die unter anderem auf dem „Wert eines statistischen Lebens“ beruhen, das irgendwo zwischen 1,1 und 4,4 Millionen Euro bepreist wird. Weil dieser Millionenbetrag durch eine noch größere Zahl, die Einwohner Deutschlands, dividiert wird, ergeben sich schließlich auf den Cent genaue Ergebnisse.

Ich möchte aber nicht damit enden, die Methodik zu kritisieren, denn wichtig ist bekanntlich, was am Ende herauskommt. Wie realitätsnah ist also das Modell an sich? Dazu habe ich einen Blick auf die polizeiliche Kriminalstatistik geworfen. Gemäß dieser offiziellen Statistik wurden in Deutschland im Jahr 2009 392 Jugendliche zwischen 14 und 18 Jahren einer „Straftat gegen das Leben“ verdächtigt. Etwa die Hälfte davon dürften potenzielle Schulabgänger zwischen 14 und 16 Jahren gewesen sein. Das ergibt in Summe rund 200 Fälle von Mord und Totschlag und somit halb so viele, wie das Modell einsparen würde.

Zum Stichwort „Wert eines statistischen Lebens“: Diese Zahl ist der Preis, den die Gesellschaft im Mittel zu zahlen bereit wäre, um ein fiktives menschliches Leben zu retten. Hierfür gibt es ganz unterschiedliche Schätzungen, je nachdem, welche Absicht der Verwender dieser Zahl verfolgt. Die US-Behörde für Straßensicherheit sollte kürzlich entscheiden, ob alle Autos in den USA mit Rückfahrkamera und Bildschirm ausgestattet werden. Allerdings hätte jedes dadurch gerettete Leben zwischen 11,3 und 72,2 Millionen Dollar gekostet – „wert“ sei es gerade einmal 6,1 Millionen.

Ein spanisches Forscherteam setzte nur 2,9 Millionen Euro für den Wert eines Raucherlebens an. 1,2 Millionen rechnet das Deutsche Straßenverkehrsamt pro Menschenleben bei der Entscheidung, ob eine Ampel an einer unübersichtlichen Kreuzung gebaut werden soll. Aus politischen Entscheidungen des britischen Parlaments, in denen es etwa um Warnhinweise auf Medikamenten oder um Verschärfungen der Sicherheitsmaßnahmen am Bau ging, lassen sich implizite Werte zwischen 50 Pfund und 20 Millionen Pfund ableiten. Im Mittel geben alle Schätzungen jedoch „genau“ 1.121.381,21 Euro, so Jörn Klare in seinem Buch „Was bin ich wert? Eine Preisermittlung“.

### **OFT NICHT EINDEUTIG: BEZUGSGRÖSSEN**

Prozentwerte haben viele positive Eigenschaften. Unterschiedlich große Stichproben lassen sich damit vergleichbar machen, und Prozente oder Anteile ermöglichen auch eine Hochrechnung auf die Gesamtheit. Aber sie haben auch ein paar Tücken, die man bewusst ausnutzen kann, um eine wenig eindrucksvolle Zahlenbasis zu verschönern. Schnell lässt sich der Anteil der Top-Managerinnen eines Konzerns verdoppeln, indem man einfach eine zweite einstellt. Häufig verwechselt werden auch Prozente und Prozentpunkte. Eine Steigerung der Mehrwertsteuer von 16 auf 19 Prozent entsprach in der Tat einer Erhöhung um 3 Prozentpunkte oder 18,75 Prozent, aber die Bruttopreise für den Verbraucher steigen lediglich um 2,58 Prozent – und auch das nur, wenn Waren mit reduziertem Steuersatz wie Lebensmittel nicht in den Einkaufskorb wandern.

Erst kürzlich hat die „Süddeutsche Zeitung“ (SZ) von der „Gesellschaft für Konsumforschung“ ermitteln lassen, wie der typische Sarrazin-Leser aussieht. Heraus kam unter anderem, dass extrem viele Sarrazin-Fans die „Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung“ (FAS) lesen. Sie wurde mit fast 490 Prozent gegenüber dem Durchschnitt präferiert; die SZ selbst immerhin noch mit gut 40 Prozent.

Der Haken daran: Prozentzahlen wachsen ins Unermessliche, wenn nur die Ausgangsbasis klein genug ist. Laut „Allensbacher Markt- und Werbeträgeranalyse“ wird die SZ von 1,9 Prozent der 14- bis 85-Jährigen gelesen, die FAS laut „Informationsgemeinschaft zur Feststellung der Verbreitung von Werbeträgern“ von 0,54 Prozent. Bei etwa 200 befragten Sarrazin-Lesern heißt das im Klartext, dass statt vier erwarteten SZ-Lesern immerhin sechs gefunden wurden, und statt dem einen er-

warteten FAS-Leser ebenfalls sechs. Der ganze Überraschungseffekt entsteht also durch zwei bis fünf Leser mehr, als es statistisch hätte geben dürfen.

Ich möchte die Wahl der Ausgangsbasis noch aus einer anderen Perspektive betrachten. Variieren kann nicht nur die Bezugsmenge, sondern auch der Bezugszeitpunkt. Wer kann schon so genau sagen, was „gestern“ ist? Das Roman-Herzog-Institut (RHI) glaubt, dass es das Deutsche Institut für Wirtschaft (DIW) nicht kann. Deswegen hat das RHI das Sozio-ökonomische Panel für die Jahre 1993 bis 2009 noch einmal ausgewertet, um der „einseitigen Interpretation“ des DIW entgegen zu steuern, insbesondere bei der Frage, ob die Mittelschicht schrumpft und die Einkommensschere wächst.

Das DIW betont, der Anteil von Haushalten mit geringem Einkommen sei vom Jahr 2004 bis zum Jahr 2009 deutlich gestiegen, der Anteil von Haushalten mit hohem Einkommen hätte sogar seit 2000 zugenommen. Die Lücke zwischen unterer, mittlerer und oberer Einkommensgruppe sei seit 1999 gewachsen. Das RHI meint hingegen, „gestern“ sei sechs Jahre früher, nämlich 1993, und von damals bis „heute“ habe der Anteil der Mittelschicht ohne erkennbaren Trend zwischen 60 und 67 Prozent geschwankt. Auch bei den Einkommenslücken gab es Zu- und Abnahmen ohne erkennbaren Trend.

Aber es geht noch variantenreicher, zunächst einmal verharmlosend. In den 17 Jahren von 1993 bis 2009 hat sich die Lücke nach unten gerade einmal um 2 Prozent vergrößert, die nach oben um 5 Prozent. Diese Aussage ist genauso korrekt wie folgende: Die niedrigen Einkommen sind in diesem Zeitraum um 27 Prozent langsamer gewachsen als die mittleren, die hohen allerdings um dramatische 74 Prozent schneller. Man darf sich davon nicht verwirren lassen – alle benutzen die gleichen Rohdaten. Es ist alles nur eine Frage der Basis, also durch welche Bezugszahl geteilt wird.

## **OFT ZU SIMPEL: MITTELWERTE UND TRENDS**

Geteilt wird auch bei der wohl bekanntesten statistischen Maßzahl, dem arithmetischen Mittelwert. Daneben gibt es noch eine Reihe anderer Mittelwerte, etwa den Median für Rangplätze, die man nicht wirklich sinnvoll addieren und dividieren kann. Für den Median ordnet man alle Werte der Größe nach und sucht dann einfach den Wert in der Mit-

te. Rangplätze zu addieren ist deshalb problematisch, weil man damit voraussetzen würde, dass die Abstände oder Intervalle zwischen zwei Rängen immer gleich sind – das wären dann intervallskalierte Daten. Dagegen sprechen wir Statistiker bei Rangplätzen von Ordinalskalen, auf denen man nur ordnen darf, aber nicht richtig rechnen. Knifflig wird es, wenn ein Mittel aus verschiedenen Arten von Skalen gebildet werden soll – und das kommt ziemlich häufig vor. Oft verbirgt sich hinter einem Index eine solche Zusammenführung von Daten unterschiedlicher Skalierung.

Indizes sind meist einfache oder gewichtete Mittelwerte aus mehr oder weniger willkürlich bepunkteten Einzelfragen, die gleich skaliert sein können, aber es nicht sein müssen. Indizes sind praktisch, wenn man einen Sachverhalt nicht direkt messen, aber aus verschiedenen „Indizien“ erschließen möchte. Ein solches „Konstrukt“ ist beispielsweise die „Integration“ von Migranten.

Wie man Integration messen kann, mussten sich Professor Christian Pfeiffer und seine Kollegen vom kriminologischen Forschungsinstitut Niedersachsen überlegen, als sie untersuchen wollten, wie Religion und Gewalt zusammenhängen. Der Integrations-Index lieferte für muslimische Jugendliche teilweise erschreckende Werte. Es lohnt sich, den Index einmal genauer anzusehen.

In diesen Index fließen vier Bereiche ein, die einfach gemittelt werden: (1) Wird in verschiedenen Lebensbereichen Deutsch gesprochen, ja oder nein? (2) Welcher Schulabschluss wird angestrebt, Hauptschule, Realschule oder Gymnasium? (3) Wie hoch ist der Anteil deutscher Freunde, in Prozent? (4) Fühlst du dich als Deutscher, ja oder nein? Wer nun eine Hauptschule besucht, bekommt auf diesen Bereich 0 Punkte und ist somit bestenfalls zu 75 Prozent integriert. Das bedeutet allerdings auch, dass ein erheblicher Teil der Jugendlichen in ländlichen Regionen Deutschlands, in denen die Hauptschule noch ein häufig besuchter Schulzweig ist, als eher mäßig integriert gelten würde.

Nicht weit entfernt von den Mittelwerten sind die Trends. Trendberechnungen sind häufig Fortschreibungen eines mittleren bisherigen Wachstums. Dass das nicht immer so gut funktioniert, weiß jeder, der schon einmal mit Aktien spekuliert hat. Aber auch bei der Geburtenentwicklung stolperten einige über die Trend-Falle.

Sabine Weiguny schrieb kurz vor Weihnachten in der FAZ, seit Einführung des Elterngeldes 2007 sei die Fertilitätsrate weiter gesunken,

nämlich von 1,37 auf 1,36 Kinder je Frau. Das Statistische Bundesamt liefert genauere Informationen. Die Geburtenzahl ist 2007 im Vergleich zum Vorjahr um 1,8 Prozent gestiegen, 2008 um 0,3 Prozent gesunken und 2009 um weitere 2,5 Prozent abgerutscht. Die korrekte Maßzahl, um hier den durchschnittlichen jährlichen Rückgang von 0,35 Prozent zu berechnen, ist übrigens das so genannte geometrische Mittel, bei dem Wachstumsraten miteinander multipliziert werden; anschließend zieht man aus ihnen die n-te Wurzel.

Eine Woche später stellte sich dann heraus: Von Januar bis September 2010 sind 3,6 Prozent mehr Babys auf die Welt gekommen als im gleichen Zeitraum 2009. „Diese Entwicklung ist,“ so Spiegel Online, „das Verblüffendste, was die Demografie erklären muss.“ Verblüfft sein kann man meiner Meinung nach aber nur, wenn man den statistisch nicht gerechtfertigten Versuch unternimmt, aus so wenigen, stark schwankenden Daten schon einen allgemeinen Trend ableiten zu wollen.

Denn die Schwankung, unter Statistikern beispielsweise gemessen als Varianz, Standardabweichung oder Spannweite, ist eine unerlässliche Information bei der Beurteilung der Aussagekraft von Durchschnitten. Ein Mittelwert allein macht noch keine Wahrheit. Puma zum Beispiel hat eine auf den ersten Blick beeindruckende Ökobilanz veröffentlicht, der zu Folge der jährliche  $\text{CO}_2$ -Ausstoß und der Wasserverbrauch des Unternehmens die Umwelt mit 94,4 Millionen Euro belasten. Dadurch, dass laut Puma 18 verschiedene Studien für die Umrechnungsfaktoren zur Preisermittlung herangezogen wurden, wirkt das Ergebnis besonders verlässlich. Tatsächlich bleibt unklar, wie stark die Studien in ihren Aussagen schwanken – und damit auch, ob die Schwankungsbreite dieser 94,4 Millionen eher bei +/- 0,2 Millionen, 2 Millionen oder gar 20 Millionen liegt.

Ähnlich wie Prozentwerte suggerieren Mittelwerte, dass mit einer großen Anzahl von Daten gearbeitet wurde. Mathematisch reicht aber eine einzige Beobachtung aus, um einen Mittelwert zu berechnen. Wer unsauber arbeitet, nutzt diesen Effekt aus.

Dies unterstelle ich dem Internetportal geld.de, das für eine „Studie“ zu Zahnreinigungen 273 Preise in 102 Städten und Gemeinden erfragt hat; ausgewiesen wurden für jeden Ort separat das Minimum, der Mittelwert und das Maximum. Das heißt aber, pro Ort lagen durchschnittlich nur 2,67 Datenpunkte vor. Mit Hilfe der vier Grundrechenarten und dem Wissen, dass Preisverteilungen meist rechtsschief sind – das heißt, es gibt eher viele kleine Werte und eher wenige Ausreißer nach

oben – bekommt man heraus, dass in zwölf Orten nur eine Praxis befragt wurde. In weiteren 40 Orten, darunter Kiel und Berlin, waren es zwei Praxen, die dann jeweils repräsentativ für diese beiden Landeshauptstädte stehen sollen.

## **OFT NICHT ZUFÄLLIG: STICHPROBEN UND UMFRAGEN**

Repräsentativität ist ein Attribut, das untrennbar verbunden scheint mit Stichproben; zumindest lese ich in den Medien fast nie von einer „nicht repräsentativen Stichprobe“. Grundsätzlich gilt: Nur wenn Stichproben repräsentativ sind, können daraus allgemein gültige Schlüsse gezogen werden; dies ist eine notwendige, wenngleich noch keine hinreichende Voraussetzung. Repräsentativität bedeutet lediglich, dass die Stichprobe in allen wesentlichen Merkmalen widerspiegelt. Das kann man, selbst wenn man alle wesentlichen Merkmale kennt, nur widerlegen und nicht beweisen. 1.000 Menschen und mehr zu befragen garantiert entgegen der landläufigen Meinung noch keine Repräsentativität.

Repräsentativ war angeblich die Stichprobe, mit der eine Forsa-Umfrage im Auftrag der Zeitschrift ELTERN vor kurzem belegte: Männer stehen der Familienplanung deutlich positiver gegenüber als Frauen. 70 Prozent der kinderlosen Männer zwischen 25 und 45 Jahren wollten irgendwann Kinder haben, aber nur 61 Prozent der gleichaltrigen kinderlosen Frauen. Kinderlose Männer und Frauen sind aber nicht repräsentativ für Männer und Frauen allgemein.

Forsa hat vielmehr eine repräsentative Stichprobe von 2.700 Männern und Frauen gefragt, ob sie Kinder haben, und die Kinderlosen wurden dann weiter interviewt. Allerdings hatten von diesen 2.700 Personen knapp die Hälfte der Männer schon Kinder, bei den Frauen hingegen schon zwei Drittel. Anscheinend hatten sich deutlich mehr Frauen ihren Kinderwunsch bereits erfüllt. Von allen Befragten hatten nur 8 Prozent der Frauen keine Kinder und wollten auch keine, aber 9,5 Prozent der Männer. Die Wahrscheinlichkeit für gewollte Kinderlosigkeit ist also unter den Männern um fast ein Fünftel höher.

Selbst wenn die Stichprobe in Ordnung ist, kommt es immer noch darauf an, wer wen fragt – und wie. Gut demonstrieren lässt sich das am Beispiel Kienbaum, deren Absolventenstudie 2009/2010 ergab: Geld ist bei der Arbeitgeberwahl nicht mehr so wichtig. „Die Vergütung folgt

erst an vierter Stelle und spielt für 31 Prozent eine wichtige Rolle. 2008 war das Gehalt noch für 78 Prozent der Absolventen ein entscheidendes Kriterium“, so die Pressemeldung. Das hat mich überrascht, weil es – wie schon die Nachricht über den Kinderwunsch der deutschen Männer – meinen persönlichen Erfahrungen so stark widerspricht.

Gleich zwei handwerkliche Fehler führen hier zu einem Ergebnis, das ein gutes Stück von der Wahrheit entfernt liegen dürfte. Zwei Jahre zuvor hatte Kienbaum noch gefragt, wie wichtig eine Reihe aufgelisteter Faktoren bei der Arbeitgeberwahl sei. Im Berichtsjahr wollte man wissen, welche Eigenschaften und Angebote ausschlaggebend seien bei der Entscheidung für einen Arbeitgeber.

Das klingt, als sei es dasselbe, aber die Feinheiten entscheiden. Offensichtlich mussten die Absolventen bei der Folgebefragung eine Auswahl treffen, denn während 2008 jede Antwortmöglichkeit im Schnitt noch 62 Prozent Zustimmung erhielt, waren es 2010 nur noch 23 Prozent. Ein Blick auf die Rangfolge enthüllt, dass bei der ersten Befragung das Gehalt auf Platz sechs von 16 landete und bei der zweiten Befragung auf Platz vier von 13 aufrückte. Das Gehalt dürfte somit eher wichtiger geworden sein.

Der zweite Trick ist subtiler. 2008 stiegen die Interviewer mit der Arbeitgeberwahl-Frage ins Gespräch ein. Zwei Jahre später fragten sie zunächst nach Lebenszielen und Werten. Es erzielten Familie und Freunde: 58 Prozent. Selbstverwirklichung: 50 Prozent. Gesundheit: 46 Prozent. Reichtum: 1 Prozent. Fast jeder Befragte, der danach dem Gehalt eine hohe Wichtigkeit beimisst, verhält sich inkonsistent.

Dass die Wahrheit tatsächlich, wie ich behaupte, etwas anders aussehen könnte, zeigt ein Blick auf das Ranking beliebtester Arbeitgeber in der Universum German Student Survey. Ganz oben landen Firmen wie McKinsey, Google und die Boston Consulting Group; abgeschlagen sind hingegen Unternehmen wie Henkel und adidas, die für ihre Familienfreundlichkeit ausgezeichnet wurden.

## **OFT NICHT URSÄCHLICH: ZUSAMMENHÄNGE**

Nun sind wir auch schon bei Zusammenhängen. Korrelation ist nicht gleich Kausalität. Das kann man nicht oft genug sagen, und es ist deshalb mein erster Gedanke, wenn ich lese: „X verursacht Y“. Sonst lässt

sich schnell statistisch beweisen, dass Dummheit krank macht. Laut Focus und Yahoo-News haben britische Wissenschaftler herausgefunden, dass ein niedriger IQ ein „Risikofaktor“ oder sogar „der Hauptgrund“ für Herz-Kreislauf-Erkrankungen ist. Ein näherer Blick auf die in einem durchaus seriösen wissenschaftlichen Journal publizierte Studie zeigt allerdings schon, dass nicht Erkrankungen, sondern lediglich Todesfälle in Folge von Herz-Kreislauf-Erkrankungen erhoben wurden. Alternative Erklärungen wären leicht denkbar, etwa dass intelligenterere und damit oft gebildeterere Menschen die ersten Anzeichen eines Herzinfarkts vielleicht schneller erkennen. Oder dass Gebildete auch von gebildeteren Menschen umgeben sind, die die Notlage erfassen können und einen Arzt alarmieren.

Ein weiterer Kritikpunkt, den die Autoren dieser Studie selbst erwähnen, ist der verwendete IQ-Kurztest zur Messung der Intelligenz. Dieser Test war kulturabhängig und benachteiligte damit Migranten, die die Testsprache nicht besonders gut beherrschten. Eine Migrantengruppe, die südasiatischen Frauen, fällt besonders ins Auge. In der untersuchten, eher älteren Altersgruppe mangelte es vermutlich gerade ihnen an Bildung und Sprachkenntnissen. Gleichzeitig war bekannt, dass diese Frauen eine tendenziell schlechtere Gesundheit aufwiesen, und sie litten häufiger unter Stress – eben auch, weil sie sich schlecht verständigen konnten. Stress ist aber ein bekannter Risikofaktor für Herz-Kreislauf-Erkrankungen.

Es geht übrigens auch umgekehrt, wie die Bild-Zeitung einmal titelte. „Studie zeigt (ausgerechnet mit Beamten): Menschen können sich wirklich zu Tode langweilen.“ Zum Glück sind zu Tode gelangweilte Beamte meines Wissens nicht repräsentativ für die deutsche Bevölkerung.

Das heißt aber nicht automatisch, dass Statistiken über die freie Wirtschaft deshalb verlässlicher sind. Gerne zitiert werden Studien strategischer Unternehmensberatungen, die unermüdlich den großen Nutzen von Frauen in den Vorständen der Wirtschaft „beweisen“. In der Tat zeigen Querschnittstudien sehr regelmäßig positive Korrelationen zwischen Unternehmenserfolg und der Frauenquote in den Führungsetagen. Unklar bleibt dabei aber, was zuerst da war, die Frau oder der Erfolg.

Wissenschaftliche Längsschnittstudien kommen zu uneindeutigen Ergebnissen. Manchmal sind Frauen gut für die Wirtschaft, manchmal schlecht, manchmal weiß man es nicht so genau. Vermutet wird regelmäßig, dass die Kausalkette in die andere Richtung wirken könn-



te. (Nur) ein erfolgreiches Unternehmen kann oder mag sich Frauen an der Spitze leisten, und eventuell beeinflussen sich beide Faktoren auch gegenseitig. Bemerkenswert finde ich schließlich das Ergebnis, dass die Berufung einer Frau in die Unternehmensleitung häufig signifikant negativ auf den Börsenkurs wirkt. Es sieht danach aus, als würden Investoren nicht so ganz an weibliche Führungsqualitäten glauben.

### **OFT NICHT DIE WAHRHEIT: SIGNIFIKANZ**

Auch ein statistischer Test schützt nicht vor Trugschlüssen. „Signifikant“, das heißt nur, dass eine Beobachtung nicht mehr durch Zufall zu erklären ist. Damit ein Signifikanztest aber sinnvoll ist, benötigt man eine vernünftige Basis, das bedeutet: eine repräsentative Stichprobe. Außerdem gehört es zum sauberen wissenschaftlichen Arbeiten, dass man die Hypothesen, die man testen möchte vorab aufstellt und erst danach die Daten analysiert. Wer „mogelt“ und zuerst in die Daten schaut, um Ideen für seine Hypothesen zu sammeln, der betreibt HAR-King, „hypothesizing after the results are known“.

Nicht repräsentativ war bereits die Stichprobe im Fall Asse. Laut Niedersächsischem Gesundheitsministerium gab es zwar im Untersuchungszeitraum 2002 bis 2009 rund um Asse 18 Leukämieerkrankungen, davon zwölf bei Männern. Statistisch erwartbar wären nur 5,2 gewesen.

5,2 – das klingt wieder sehr präzise. Krebsraten in Deutschland sind aber nicht exakt, sondern es handelt sich um Schätzungen. Die Daten der Krebsregister sind noch nicht vollständig. Sie sind also mit einer gewissen Unsicherheit behaftet, die bei einem statistischen Test zusätzlich berücksichtigt werden muss. Abgesehen davon sollte zunächst geklärt werden, welche Rate eigentlich die richtige Vergleichsbasis darstellt, und zwar sowohl räumlich als auch zeitlich. Die Rate für Gesamtdeutschland? Niedersachsen? Und aus welchen Jahren?

Schon die Referenz, bezüglich der getestet werden soll, ist demnach fragwürdig. Inhaltlich bedeutsam ist aber zudem die Frage, ob die Erkrankten im relevanten Zeitraum tatsächlich der Strahlung ausgesetzt waren. Bei Leukämie und den bei den Frauen aufgetretenen Schilddrüsenkarzinomen handelt es sich um Langzeitfolgen, die erwartungsgemäß zehn Jahre oder noch später nach der Strahlenexposition auftreten. Asse ist aber ein Zuzugsgebiet. Somit ist es für eine saubere Ursachenanalyse unerlässlich, zu recherchieren, wie viele der Erkrank-

ten schon vor 10 bis 15 Jahren in Asse gelebt haben und wie die Erkrankungsrate bei denjenigen aussieht, die zwischenzeitlich weggezogen sind.

GeHARKT wurde offensichtlich an zwei Stellen. Erstens hat man sich nur die Männer mit Leukämie ausgesucht und die Frauen mit Schilddrüsenkrebs, nicht umgekehrt. Sonst wären die Abweichungen von den Krebsraten, welchen auch immer, nicht signifikant. HARKing liegt aber auch vor, weil ein ganz bestimmtes Endlager – und nur ein einziges – ausgewählt wurde, um eine These zu beweisen, die man erst aufgestellt hat, nachdem dort Auffälligkeiten festgestellt wurden. Erst wenn in der Umgebung vieler einzelner Atommülllager gehäuft Leukämiefälle auftreten, dann kann man den Zufall tatsächlich weitgehend ausschließen.

### **ALLES LÜGE?**

Mit einer kleinen Abwandlung des einleitenden Zitats möchte ich abschließen. Glauben Sie keiner Statistik, die Sie nicht selbst geprüft haben. Rechnen Sie nach und gleichen Sie ab mit Erfahrungswissen. Wenn Ihnen eine Statistik sensationell vorkommt, dann ist sie das oft auch. Sensationell manipuliert. Bei der Kinderwunsch-Thematik war beispielsweise mein erster Gedanke: Wie viele Frauen kenne ich, die ein Kind haben oder die sich sehnlich eins wünschen? Und bei wie vielen Männern in meinem Umfeld ist das der Fall? Unter allen Müttern und Vätern, die ich kenne, wer war da im Schnitt bei der Geburt des ersten Kindes älter?

Bei allem Zweifel an der Statistik, die man „nicht selbst gefälscht hat“, darf gleichzeitig der Selbstzweifel nicht zu kurz kommen. Wir alle neigen dazu, unsere persönlichen Erfahrungen zu verallgemeinern und betreiben damit Tag für Tag nichts anderes als Empirie, nichts anderes als Statistik. Unser Umfeld ist allerdings nicht repräsentativ, und so sollte jeder von Ihnen, das gilt auch für mich, jeden Tag auf der Hut sein vor Trugschlüssen. Aber gerade diese Suche nach der Wahrheit im statistischen Rauschen macht die ganze Angelegenheit so spannend.

Statistik kann unglaublich Spaß machen, wenn Sie sie als Mittel zur Spurensuche verstehen. Keins der vorgestellten Beispiele – mit Ausnahme der Signifikanztests – setzt mehr voraus als die Beherrschung der vier Grundrechenarten. Ihr Kompass ist deshalb der Taschenrech-

ner, die Karte Ihr gesunder Menschenverstand. Und falls das tatsächlich nicht mehr ausreicht, gibt es ja Statistik-Experten mit der „Lizenz zum Lügen“.

*Katharina Schüller ist Gründerin des Beratungs-Unternehmens Stat-Up. Im „Statistikgespräch“ auf DRadio Wissen überprüft und hinterfragt sie Studien und Statistiken.*

## Operative Fallanalyse

Die Suche nach dem Täterprofil



Von Axel Petermann

Der Begriff der Operativen Fallanalyse (OFA) hat viele oft synonym gebrauchte Bezeichnungen wie „Tatortanalyse“, „Fallanalyse“, „Versionsbildung“, „Profiling“, „Crime Scene Analysis“, jedoch nur eine Bedeutung: immer geht es um das sequentielle Analysieren von ungeklärten Kriminalfällen oder polizeilich relevanten Sachverhalten. Dabei sollen das charakteristische Täterverhalten, das Tatmotiv und die Persönlichkeit – das so genannte Profil – des Täters beschrieben werden, um ihn von einer Vielzahl von möglichen Tatverdächtigen abgrenzen oder überhaupt erkennen zu können.

Die Idee, durch die Interpretation von Täterverhalten geeignete Mittel zur Bekämpfung und Verhütung von Verbrechen zu entwickeln, ist nicht neu. Bereits zum Ende des 19. Jahrhunderts versuchten Rechtswissenschaftler und Mediziner durch die Bildung von Typologien und die Bewertung von Persönlichkeitsmerkmalen, Erklärungen und Nachweise für kriminelles Verhalten zu erhalten. So zum Beispiel der italienische Psychiater Cesare Lombroso in seinen Studien zum „Der geborene Verbrecher“, in denen er den Kriminellen als atavistische Abart des Men-

schen beschrieb, der an seinen Gesichtszügen, sozialen, seelischen und körperlichen Merkmalen zu erkennen sein sollte. Anfang des 20. Jahrhunderts entwickelte der deutsche Psychiater Ernst Kretschmer mit der Konstitutionsbiologie ein weiteres biologisches Erklärungsmodell, das mit den unterschiedlichen Körperbautypen (Pykniker, Leptosom, Athletiker und Dysplastiker) unterschiedliche psychische Erkrankungen und den Hang zu bestimmten Straftaten nachweisen sollte.

In Deutschland wurde 1930 erstmals bei der Fahndung nach einem unbekanntem Serienmörder in einer Sonderausgabe des „Deutschen Kriminalpolizeiblattes“ ein Täterprofil veröffentlicht. Auf über 30 Seiten berichtete der bekannte Berliner Mordkommissar Ernst Gennat methodisch fundiert über die Tatzusammenhänge der Verbrechen und stellte Hypothesen und Rückschlüsse über das Profil des Täters auf. Als wenige Monate später durch einen Zufall der arbeitslose Peter Kürten in Düsseldorf als Täter gefasst wurde, zeigten sich in seiner Biografie und Persönlichkeit einige Übereinstimmungen mit dem publizierten Profil.

In den 1970er und 1980er Jahren wurde beim US-amerikanischen FBI (Federal Bureau of Investigation) ein Analyseverfahren mit dem Ziel konzipiert, der stetig sinkenden Aufklärungsquote bei Tötungsdelikten entgegenzusteuern. Untersuchungen des Behavioural Science Unit (Institut für Verhaltensforschung) hatten gezeigt, dass für die schlechtere Aufklärungsquote zwei Phänomene eine entscheidende Rolle spielten: Die Veränderung bei der Täter-Opfer-Beziehung und die immer häufiger in Serie auftretenden „unspecific motive killings“, Morde deren irrationale Motive lediglich den Tätern bewusst sind. Auch wenn sich dieser Serienmörderansatz nicht auf die deutschen Verhältnisse übertragen ließ und ebenfalls für die USA kritisch gesehen werden muss, so haben die amerikanischen Profiling-Aktivitäten die fallanalytischen Methoden und deren Entwicklungen überall auf der Welt maßgeblich beeinflusst.

Ungefähr zeitgleich wie das FBI begann das Kriminalistische Institut des Bundeskriminalamts (BKA) wissenschaftliche Grundlagen für ein neues Konzept zur Durchführung von Fallanalysen zu erarbeiten. 1992 legte die Forschungsgruppe ein erstes detailliertes Konzept zur Fallanalyse einschließlich Tatrekonstruktion und Täterprofilherstellung für Tötungsdelikte und sexuelle Gewaltdelikte vor; 1998 wurde im BKA die Dienststelle Operative Fallanalyse (OFA) eingerichtet. Die bundesweite Einführung fallanalytischer Verfahren wurde 1999 von allen 16 Landeskriminalämtern (LKÄ) übernommen und unterstützt seitdem die originär bei Verbrechen zuständigen Dienststellen der Polizei. Durch verschiedene Projektgruppen des Bundes und der Länder wurden in den vergangenen Jahren

qualitative Mindeststandards für Fallanalysen, das Anforderungsprofil und der mehrstufige Ausbildungsgang für zertifizierte polizeiliche Fallanalytiker festgelegt. Ebenfalls wurde der sich früher an dem amerikanischen Profiling-Ansatz orientierende Analyseprozess neustrukturiert. Eng mit dieser Entwicklung ist die Einführung der Falldatei ViCLAS (Violent Crime Linkage Analysis System = Datenbank zur Analyse von Gewaltserien) im Jahre 2000 zu sehen. ViCLAS ist ein aus Kanada stammendes Datenbanksystem, das dazu dient, Serienstraftaten im Bereich der schweren Kriminalität effektiv und schnell zusammenzuführen.

## **METHODIK DER FALLANALYSE**

Bei der Fallanalyse herrscht der interdisziplinäre Gruppenansatz. Das heißt, nicht wie in einschlägigen Fernsehserien propagiert, untersucht ein einzelner Profiler für sich ein ungeklärtes Verbrechen und löst auf einmal das Rätsel des Falles, woraufhin er ein in allen Einzelheiten zutreffendes Täterprofil erstellt, sondern das relevante Geschehen wird von mindestens drei Fallanalytikern bearbeitet. Dabei werden in die Analyse auch häufig externe Experten einbezogen, wenn zum Beispiel spezielles Fachwissen aus den Bereichen der Psychologie oder Psychiatrie, der Rechtsmedizin oder der Spurenkunde gefordert ist. Fallanalytiker selbst klären jedoch keine Verbrechen, sondern ihre vornehmste Tätigkeit besteht neben der Rekonstruktion des Tatgeschehens in der Beschreibung der Ermittlungsschwerpunkte und der effektiven Umsetzung von fallanalytischen Rückschlüssen in die kriminalpolizeiliche Fallbearbeitung. Dabei sind zwei verschiedene Serviceleistungen möglich: die einen aktuellen Fall begleitende Analyse oder die retrograde Fallanalyse unaufgeklärter Verbrechen; das sogenannte Cold-Case-Management. Wurden bei einer Fallanalyse zunächst nahezu ausschließlich sexuell motivierte Verbrechen analysiert, so erstreckt sich die Anwendung dieser Methode auch auf andere Deliktsformen, wie zum Beispiel Erpressungen, Entführungen, häusliche Gewalt, Stalking und Brandstiftungen.

## **HERZSTÜCK DER FALLANALYSE: REKONSTRUKTION DES TATHERGANGS**

Gleichgültig welches Delikt untersucht werden soll, die Rekonstruktion des Tatherganges ist die zentrale Aufgabe der Fallanalyse, denn durch sie werden die Gründe und die zeitlichen Abläufe des Verbrechens

deutlich. Der Ausgangspunkt dieser Vorgehensweise basiert auf der Tatsache, dass ein Täter bei einem Verbrechen ständig Entscheidungen trifft. Das beginnt bei der Auswahl des Tatortes, der Tatzeit und des Opfers und setzt sich bei der Form der Kontrollaufnahme fort. Bei einem Tötungsdelikt zeigen die Spuren am Tatort und die Verletzungen an der Leiche, mit welchen Tatmitteln der Täter das Opfer verletzte und tötete, wie er seine sexuellen Bedürfnisse auslebte aber auch, wie er seine Flucht organisierte. Dabei ist zu berücksichtigen, dass nicht die einzelne Spur, das einzelne Detail entscheidet, sondern die Gesamtheit aller Spuren. Fallanalytische Rückschlüsse müssen in einer inneren Logik stehen, auch wenn das Täterverhalten selbst unstrukturiert sein kann. Aus diesem Grunde ist es eine fallanalytische Grundvoraussetzung, den oder die Tatorte aufzusuchen, um sich mit den örtlichen Gegebenheiten vertraut zu machen und bei Tötungsdelikten – sofern möglich – an der Obduktion teilzunehmen.

Zeugenaussagen werden wegen ihrer subjektiven Elemente bei einer Analyse nur dann berücksichtigt, sofern sie zur Beschreibung der Opferpersönlichkeit sowie zur Einordnung zeitlicher Abfolgen des Tatgeschehens erforderlich erscheinen. Durch eine Bewertung der objektiven und individuellen Spurenlage können die Interaktionen zwischen Täter und Opfer in eine zeitliche Reihenfolge gebracht werden, und es zeigt sich das primäre Motiv des Täters; eine Antwort auf die Frage, weshalb es überhaupt zu dem Verbrechen kam. Denn nicht nur der Täter agiert in den einzelnen Phasen des Verbrechens (Tatvorbereitung, Kontaktaufnahme und Überwältigung des Opfers), sondern auch das Opfer reagiert und veranlasst so den Täter zu neuen Entscheidungen: zum Beispiel Erhöhung der Gewalt und Fortsetzung oder Abbruch der Tat und Flucht. Eventuelle Lücken im rekonstruierten Tatablauf werden bei der Analyse durch das Aufstellen und Prüfen unterschiedlicher Hypothesen beziehungsweise Erklärungsversuche geschlossen, so dass sich die Analyse der Realität sehr nahe kommt. Gibt es trotz aller Erklärungsversuche weiterhin unerklärbares Täterverhalten oder konkurrierende Modelle, kann dieser Mangel häufig durch das Nachstellen oder Nachahmen einzelner Handlungsabläufe am Originalschauplatz oder unter vergleichbaren Situationen korrigiert werden.

In einem ersten Analyseschritt wird die konkrete Tatsituation geprüft: Opferausswahl, Tatgelegenheit und Tatentschluss.

Wie präsent und geeignet war das Opfer? Richtete sich das Verbrechen speziell gegen diese Person oder erfolgte die Opferausswahl eher zufällig? Die Bewertung der Tatgelegenheit orientiert sich an den Bedingun-

gen des Tatortes, der Tatzeit und einer möglichen Sozialkontrolle. Die Einschätzung des Tatentschlusses des Täters soll die Frage klären, ob das Verbrechen aufgrund situativer Gegebenheiten spontan erfolgte oder ob es eher kriminellen Neigungen des Täters entsprang.

Im zweiten Analyseschwerpunkt erfolgt die Beschreibung und Bewertung des Täterverhaltens. Wie individuell ist es und wie sehr kann es den Täter charakterisieren? Im Einzelnen werden die Parameter Kontrollverhalten, Anwendung und Ausmaß körperlicher Gewalt, sexuelles und verbales Verhalten, in Anspruch genommene Tatmittel, der Modus operandi sowie das deliktatypische Verhalten geprüft. Gerade die Einschätzung des atypischen Täterverhaltens ist von besonderer Bedeutung für die individuelle Beschreibung des Täters, da ihn dieses spezielle Verhalten personifiziert. Als Personifizierung sind spezielle Handlungen des Täters zu verstehen, die für die eigentliche Tatbegehung, zum Beispiel einen Menschen zu töten, nicht notwendig sind und sich von dem normalerweise zu erwartenden Täterverhalten bei ähnlichen Fällen abhebt. Neben der situativen oder gesundheitlichen Beeinträchtigung des Täters wie Alkohol- oder Drogenbeeinflussung, physische oder psychische Erkrankungen kommen hier spezielle Bedürfnisse des Täters zum Tragen. Sie können als das Ausleben eines inneren Zwanges angesehen werden, dem der Täter sich nicht entziehen kann: Wut, Aggressionen, Hass, Reue, Macht, Dominanz, sexuelle Fantasien. Wenn der Täter bei mehreren Delikten das gleiche über die eigentliche Tatbegehung hinausreichende Verhalten zeigt, wird dies als Handschrift des Täters bezeichnet; die mehrmalige Wiederholung seiner persönlichen Bedürfnisse.

Die Praxis zeigt jedoch, dass die Umsetzung sexueller Täterfantasien häufig an den äußeren Umständen bei der Tatbegehung scheitern, die für die Täter trotz aller gedanklichen und manchmal auch praktischen Vorbereitung nicht vorhersehbar und auch nicht steuerbar waren: zum Beispiel Widerstandshandlungen des Opfers, Störungen durch Zeugen. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass personifizierendes Täterverhalten gerade bei sexuell motivierten Taten eine starke Aussagekraft hat, auch wenn während einer Tat nicht alle im Täter wohnenden Fantasien realisiert werden können.

An Tatorten können folgende personifizierende Verhaltensweisen eines Täters beobachtet werden:

- ▶ Inszenierung



- ▶ Emotionale Wiedergutmachung
- ▶ Übertötung
- ▶ Depersonifizierung des Opfers

Während die Inszenierung funktionalen Charakter zeigt, sind die anderen drei Verhaltensweisen von starker Emotionalität des Täters geprägt.

## **INSZENIERUNG**

Handlungen des Täters oder von Personen, die anlässlich eines Verbrechens bewusst den Tatort oder den Zustand des Leichnams verändern, um den eigentlichen Tatablauf zu verfälschen bzw. ein anderes Motiv der Tat vorzutäuschen, werden als Inszenierung bezeichnet. In der Literatur wird häufig auf Taten aus persönlicher Motivation hingewiesen, bei denen nach der Tötung ein Sexualdelikt, ein Raubmord, ein Suizid oder ein Vermisstenfall vorgetäuscht wurden und der Verdacht auf eine andere Person gelenkt wurde.

Aber auch nach Suiziden, degradierender Ablage des Opfers nach einem Gewaltverbrechen oder tödlich verlaufenen autoerotischen Unfällen können durch nahe Angehörige oder Freunde des Opfers Handlungen unternommen werden, um die wahre Ursache des Todeseintritts zu verschleiern und eine natürliche Erklärung für den Tod des Verstorbenen vorzutäuschen. Hierdurch soll insbesondere die Würde des Opfers und/oder ihrer Angehörigen geschützt werden. Auch im Rahmen von angeblichen Raubüberfällen oder fremdenfeindlichen Aktionen kommt es gelegentlich ebenfalls zu Inszenierungen des Tatortes bzw. zu Selbstverletzungen. Beide Formen der Inszenierungen sind in der Regel schnell durch die rechtsmedizinische Untersuchung der Leiche bzw. des Verletzungsmusters, einer intensiven Tatortarbeit sowie der Rekonstruktion des Opferverhaltens vor der Tat zu entkräften.

### **Emotionale Wiedergutmachung**

Die gelegentlich im Anschluss an ein Tötungsdelikt zu beobachtenden irrationalen Handlungen des Täters der emotionalen Wiedergutmachung repräsentieren eine spezielle Form der Personifizierung bei der Reue und Schuldgefühle des Täters zu Tage treten.

Das Modell der emotionalen Wiedergutmachung geht davon aus, dass der Täter sein Verbrechen symbolisch ungeschehen oder „wieder gut“ machen möchte bzw. der irrationalen Hoffnung unterliegt, die Tatfolgen abmildern zu können. Formen der emotionalen Wiedergutmachung sind häufig zu beobachten, wenn eine tatsächliche oder vom Täter lediglich subjektiv empfundene Nähe zum Opfer bestand. In der Regel wird es sich bei der Grundtat, um ein persönliches Motiv handeln. Die emotionale Wiedergutmachung äußert sich durch die Fundsituation des Opfers und kann u. a. aus folgenden „Wiedergutmachungshandlungen“ bestehen:

- ▶ Bedecken des Opfergesichtes /Zudecken des Leichnams
- ▶ Waschen des blutverschmierten Körpers/Reinigung des Tatortes
- ▶ Verdecken/Verbinden von Verletzungen
- ▶ Schließen der Augen/Falten der Hände
- ▶ Beigabe von sakralen Gegenständen, Blumen oder sonstigen Gegenständen, die dem Opfer wichtig waren

### **Übertötung**

Als Übertötung wird die Kombination verschiedener Tötungsarten bezeichnet, von denen jede für sich zum Sterben des Opfers geführt hätte oder das Zufügen exzessiver Verletzungen durch Messerstiche oder wuchtige Schläge, die über das funktional notwendige Maß einer Tötung hinausgehen. Dabei bestimmen Erregungszustände wie Wut, Hass und Aggressionen die Motivation des Täters und zwingen ihn förmlich dazu das Opfer nicht nur zu töten, sondern seinem negativen emotionalen Bedürfnis bei der Tatbegehung freien Lauf zu lassen. Wann die Kriterien der Übertötung konkret vorliegen, ist fallabhängig, doch kann bei mehr als zehn Stichverletzungen in lebenswichtige Körperregionen oder wuchtigen Schlägen gegen den Kopf- oder Gesichtsbereich des Opfers von diesem Phänomen gesprochen werden. Derartiges Verhalten ist eher bei persönlichen und sexuell motivierten Gewaltdelikten zu beobachten, und wenn

- ▶ zwischen Täter und Opfer ein tief greifender Konflikt bestand, der mit impulsiver und affektiver Gewalt endete,
- ▶ der sadistisch veranlagter Täter seine lang gehegten Fantasien des Schneidens, Stechens oder Verstümmelns am Opfer auslebte,

- ▶ es dem Täter situationsbedingt oder aufgrund der heftigen Gegenwehr des Opfers nicht gelang, die Kontrolle zu gewinnen bzw. aufrechtzuerhalten beziehungsweise es sich um junge und alkohol- oder drogenabhängige Täter handelt.

### **Depersonalisierung**

Von der Depersonalisierung oder einer Entmenschlichung des Opfers wird gesprochen, wenn der Täter während oder nach der Tat versucht, seinem Opfer durch unterschiedliche Handlungen die persönliche Individualität zu nehmen und es dadurch zu einem Objekt degradiert. Die Handlungen können unter anderen darin bestehen, einem Opfer das Gesicht durch Schläge unkenntlich zu schlagen, es mit Textilien abzudecken bzw. bei Sexualdelikten das Opfer lediglich auf den Bauch zu drehen, so dass dessen Gesicht während der Tat nicht zu sehen ist. Bei persönlich motivierten Tötungsdelikten, bei denen der Täter mit dem Opfer in einer Wohn-/Lebensgemeinschaft verbunden war, sucht der Täter Distanz zu seiner Tat bzw. zum Opfer dadurch, dass er den Leichnam in der Wohnung an unzugänglicher Stelle versteckt bzw. (nahezu) vollständig mit Gegenständen, wie Tüchern und Decken abdeckt. Diese postmortalen Täterhandlungen der Depersonifizierung ähneln denen der emotionalen Wiedergutmachung, dürfen mit diesen jedoch nicht verwechselt werden.

### **MODUS OPERANDI**

Nicht zu verwechseln sind diese besonderen Täteraktivitäten der Personifizierung mit dem Modus-operandi-Verhalten eines Täters. Dieses Verhalten beschreibt das „Wie“ einer Tat. Es ist erforderlich für die Durchführung der Tat, soll das Tatziel garantieren, die Identifizierung des Täters verhindern und seine erfolgreichen Flucht ermöglichen. Da der modus operandi von den bisherigen Erfahrungen des Täters abhängt, wird er in aller Regel dynamisch verlaufen, das heißt, der Täter wird – wie im täglichen Leben auch – versuchen, seine Vorgehensweise zu optimieren und erfolgreich praktizierte Tatabläufe in sein Repertoire aufnehmen, während unproduktive und risikoreiche Handlungen nicht weiter angewendet werden dürften. Aber auch das Gegenteil ist denkbar; körperliche Beeinträchtigungen nach Alkohol- oder Betäubungsmittelabusus oder Allmachtsfantasien bei seriell agierenden Tätern können dazu führen, dass erfolgreich praktizierte Handlungsmuster durch unstrukturierte Tatelemente überlagert werden.

## CHARAKTERISIERUNG DES TÄTERHANDELNS

Nach der Bewertung der einzelnen Täterentscheidungen wird in diesem Feld geprüft, wie handlungsorientiert der Täter agierte und wie schnell er auf unvorhergesehene Tatsituationen reagieren konnte. Dabei orientiert sich die Bewertung der Strukturiertheit an den Ergebnissen der Tatrekonstruktion und differenziert dabei in jeder einzelnen Tatphase zwischen „logischen“ und „unlogischen“ Entscheidungen des Täters. Hierdurch wird deutlich, inwieweit der Täter den Herausforderungen der Tat bei der Kontaktaufnahme und Überwältigung des Opfers (Interaktionsstress) und dem besonderen Situationen wie zum Beispiel der Tötung des Opfers (Situationsstress) gewachsen war. Aussagen zur (fehlenden) Handlungsorientiertheit eines Täters können sich auch im Alltagsverhalten der Person zeigen, sodass sich hieraus Empfehlungen für die Überprüfungen von Tatverdächtigen ergeben können.

## MOTIVBEWERTUNG

Die Einschätzung des Tatmotivs ist ein weiterer Eckpunkt der Analyse und erfolgt nach Abschluss der Bewertung des Verhaltens und der handlungsleitenden Ziele des Täters. Allerdings ist davon auszugehen, dass ein Täter stets mehrere Ziele bei der Tat (so genanntes Motivbündel) verfolgt, die unterschiedlich stark ausgeprägt sein können; bei der Tötung einer Prostituierte zum Beispiel das Ausleben von Macht und Dominanz sowie nach der Tötung der Raub von Geld aus Gründen der Bereicherung. Durch die Analyse soll weiterhin geprüft werden, welches primäre Motiv beim Täter zu Beginn der Tat vorlag, und ob es aufgrund situativer und eskalierender Veränderungen zu Motivverschiebungen kam und eine ursprünglich lediglich als Einbruch geplante Tat als Tötungsdelikt endete.

Die Motive des Täters werden laut BKA-Definition in folgende Gruppen eingeteilt:

- ▶ Sexualität (eine oder mehrere Tatsequenzen enthaltende sexuelle Komponenten)
- ▶ Bereicherung

- ▶ Verdeckung eines vorangegangenen Verbrechens (Verhinderung der Identifizierung durch Opfer)
- ▶ Persönlich (Beziehungstat)
- ▶ Täterimmanentes Zerstörungsmotiv
- ▶ Unklare Motivlage (Mischmotive, irrationale Motivlage, große Unstrukturiertheit)
- ▶ Gruppendynamik (Tat nur in der Gruppe möglich)

## **TÄTERPROFIL**

Bei ausreichender Informationslage kann als Abschluss der Analyse ein Täterprofil erstellt werden. Es dient als Basis für die Überprüfung potenzieller Täter durch die ermittelnden Dienststellen. Bei den Aussagen zur Täterpersönlichkeit wird zwischen so genannten „harten“ bzw. „weichen“ Daten unterschieden werden. Harte Daten sind das Alter, Hinweise auf den Wohnort oder die Arbeitsstelle (geografische Einordnung), sowie polizeiliche Vorerkenntnisse des Täters; weiche Daten bewerten hingegen das Vor- und Nachtatverhalten, die Täter-Opfer-Beziehung sowie die aktuelle Lebenssituation. Sie werden dann herangezogen, wenn keine Sachbeweise vorliegen und stattdessen Persönlichkeitsmerkmale des unbekanntes Täters zu seiner Ermittlung herangezogen werden müssen.

*Axel Petermann leitet die Dienststelle Operative Fallanalyse bei der Bremer Kriminalpolizei. Er ist Dozent für Kriminalistik und Buchautor.*

## Die Umwelt-Ermittler

Wie Greenpeace recherchiert



Von Manfred Redelfs

Mit Greenpeace verbinden die meisten Menschen wagemutige Aktionen gegen Walfänger oder spektakuläre Schlauchbooteinsätze gegen Schiffe, die z.B. Urwaldholz aus illegalem Einschlag liefern. Weitaus weniger bekannt ist, welchen Aufwand die Umweltschützer betreiben, um im Vorfeld der gewaltfreien Aktionen an die notwendigen Informationen zu gelangen, etwa wenn es darum geht, eine Lieferkette vom Rodungsplatz in Indonesien bis zu einem Baumarkt in Norddeutschland zu rekonstruieren. Für Greenpeace ist die Recherche ein zentraler Bestandteil der Arbeit, denn nur durch sorgfältige Faktenbeschaffung und -überprüfung lassen sich drei wichtige Funktionen erreichen: Erstens benötigt Greenpeace als international agierende Umweltorganisation verlässliche Daten, um eigene Planungsentscheidungen zu treffen. Dies ist relevant, wenn es darum geht, welches Umweltproblem in den Mittelpunkt der eigenen Arbeit gestellt wird und welche Firma oder Behörde dabei als Adressat einer Kampagne oder als Verbündeter für höhere Schutzstandards eingestuft wird. Zweitens lässt sich die Öffentlichkeitsarbeit nur dann erfolgreich betreiben, wenn es der Organisation gelingt, den Medien exklusive Informationen anzubieten. Es

reicht für Greenpeace also nicht, bekannte Fakten neu zu bewerten – der Anspruch ist auch, das Interesse der Journalisten durch eigene Enthüllungen zu gewinnen. Drittens müssen die verwendeten Informationen bei einer Nichtregierungsorganisation (NGO) besonders sorgfältig auf ihre Stichhaltigkeit geprüft sein, denn das Kapital jeder NGO ist ihre Glaubwürdigkeit. Außerdem ist Greenpeace als streitbarer Verband bekannt, der Umweltsünder klar benennt und an die eigene Arbeit hohe moralische Maßstäbe anlegt. Ein faktischer Fehler wäre deshalb für die Greenpeace-Arbeit noch verheerender als im Journalismus, denn es ist mit Sicherheit davon auszugehen, dass jeder Lapsus sofort von der Gegenseite massiv ausgeschlachtet würde und zudem auch juristische Konsequenzen hätte. Die Absicherung von Fakten spielt somit aus vielerlei Gründen für Greenpeace eine große Rolle.

Für eine Kurzdarstellung, wie Greenpeace recherchiert, sollen zunächst die Strukturen skizziert werden, auf denen diese Arbeit aufsetzt, konkret die Zielsetzung des Umweltverbands, seine innere Organisationsform und die Finanzierung. In einem zweiten Schritt geht es dann um die Recherche, wobei stets die Frage im Vordergrund steht, welche Schnittmengen mit dem und Abweichungen vom klassischen Journalismus bestehen.

Ein Aufsatz wie dieser steht vor dem Dilemma, dass man sich schon aus Platzgründen für eine Darstellungsebene entscheiden muss: Entweder werden in systematischer Weise die Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Recherchewege zwischen Greenpeace und dem Journalismus behandelt und dabei die handwerkliche Methodik im Einzelfall nur gestreift. Oder man stellt exemplarisch ein konkretes Rechercheprojekt vor, das dann aber nur bedingt erhellend ist für sämtliche Charakteristika, die die Recherche bei Greenpeace ausmachen. Da der Autor bereits wiederholt einzelne Recherchen von Greenpeace unter handwerklichen Gesichtspunkten vorgestellt hat, sei hier auf diese Beiträge verwiesen:

- ▶ Die Rekonstruktion einer größeren internationalen Recherche zur Schiffsverschrottung ist zu finden in: Manfred Redelfs: Schiffsverschrottung in Indien – ein bisher legaler Giftmüllexport. Rekonstruktion einer großangelegten Greenpeace-Recherche. In: Netzwerk Recherche (Hrsg.): Trainingshandbuch Recherche. Informationsbeschaffung professionell, Wiesbaden 2003, S. 93–106; online: <http://www.netzwerkrecherche.de/Publikationen/Buecher/Trainingshandbuch-Recherche-2003>.
- ▶ Wie Greenpeace systematisch die Auskunftsrechte nach dem Umweltinformationsgesetz und dem Informationsfreiheitsgesetz für

Recherchen nutzt, ist u.a. hier nachzulesen: Manfred Redelfs: Das Schweigen der Ämter – eine journalistische Horrorgeschichte. In: Netzwerk Recherche (Hrsg.): Presserecht – Praxis-Wissen für den Paragraphen-Dschungel, nr-Werkstatt Nr. 19, Wiesbaden 2011, S. 55–72; online: <http://www.netzwerkrecherche.de/files/nr-werkstatt-19-presserecht.pdf>

- ▶ Für eine exemplarische Darstellung der Recherchen über Giftmüllexporte durch Greenpeace auch: Das Müllionending – wie Greenpeace den Giftmüllexport bezwang; [http://www.anstageslicht.de/index.php?UP\\_ID=3&NAVZU\\_ID=46&STORY\\_ID=73](http://www.anstageslicht.de/index.php?UP_ID=3&NAVZU_ID=46&STORY_ID=73).

Dieser Beitrag soll eher einen Gesamtüberblick geben.

### **GREENPEACE: ARBEITSWEISE, FINANZIERUNG UND VERBANDSSTRUKTUR**

Greenpeace ist eine internationale Umweltschutzorganisation mit derzeit 44 Büros weltweit. Der Verein wurde 1971 im kanadischen Vancouver gegründet, ursprünglich aus Protest gegen die Atombombentests der USA. Die Besonderheit war, dass sich unter den Gründungsmitgliedern viele Quäker befanden, also Angehörige einer Friedenskirche, die dem Prinzip des bearing witness folgt. Es besagt, Zeugnis abzulegen, wo immer Unrecht geschieht, einem Aggressor gewaltfrei zu widerstehen und die Öffentlichkeit über das Erlebte aufzuklären. Diese Grundelemente führten bereits bei der ersten Aktion von Greenpeace zu einer bemerkenswerten Abweichung von den bis dahin üblichen Protestformen: Statt mit einer Demonstration vor dem Weißen Haus gegen die Atombombentests aktiv zu werden, charterten die Gründer ein altes Fischerboot und fuhren unter hohem persönlichen Risiko direkt in das Testgebiet. Bis heute folgt die Organisation diesem Prinzip der direkten Aktion, die zwingend „Zeugenschaft“ voraussetzt und auf das Mittel der Kampagnenpolitik zurückgreift, also der Fokussierung aller Kräfte auf ein konkretes Ziel, das in einem definierten Zeitraum erreicht werden soll. Aus diesem Organisationsprinzip ist bereits ablesbar, dass Vorort-Recherche für Greenpeace eine große Rolle spielt.

Greenpeace finanziert sich ausschließlich aus privaten Spendeneinnahmen und nimmt kein Geld von Industrie oder Politik an, um die eigene Unabhängigkeit zu wahren. In Deutschland haben im Jahr 2010 rund 566.000 Menschen für den Umweltverband gespendet. Zwei Drittel der Einnahmen von zuletzt knapp 48 Millionen EUR gehen dabei auf



Spenden von unter 100 EUR im Jahr zurück, so dass es letztlich eine Vielzahl privater Kleinspender sind, die das finanzielle Rückgrat der Organisation bilden. Die globalen Kampagnen werden zwischen den nationalen Büros abgestimmt und über die Zentrale mit Sitz in Amsterdam koordiniert. Kleinere Büros, die nicht auf eigenen Beinen stehen können, wie etwa die Niederlassungen in Afrika, erhalten über einen internen Finanzausgleich Unterstützung aus den großen Büros in den westlichen Industrieländern. Greenpeace ist in Deutschland als gemeinnütziger e.V. organisiert. Die Mitgliederversammlung wählt einen Aufsichtsrat, der die Geschäftsführung bestellt. Anders als bei basisdemokratischen Vereinen bekennt Greenpeace sich damit zu klaren Entscheidungsstrukturen und Verantwortlichkeiten, denn die global geführten Kampagnen verlangen nach einer äußerst belastbaren und zu schnellen Reaktionen fähigen Organisationsform.

## **ORGANISATION DER RECHERCHE**

Traditionell sind Rechercheaufgaben bei Greenpeace stets von den sogenannten Campaignern wahrgenommen worden, die die Organisation auch als Fachexperten nach außen vertreten, sei es in Interviews oder bei der politischen Lobbyarbeit. Diese Aufgabenzuweisung schien lange Zeit plausibel, weil die gesamte Fachexpertise bei diesen Menschen zusammenläuft, die für ihr jeweiliges Themengebiet auch fachlich einschlägig ausgewiesen sind – also etwa die Meerescampaigner als studierte und z.T. promovierte Meeresbiologen. Allerdings hat das deutsche Greenpeace-Büro als größter nationaler Ableger bereits 1996 eine eigene Rechercheinheit ins Leben gerufen, um die Professionalisierung in diesem Bereich voranzutreiben. Dem war die Erfahrung vorausgegangen, dass Greenpeace im Zuge der Brent-Spar-Kampagne gegen die Versenkung der Öllagerplattform von Shell im Nordost-Atlantik eine falsche Hochrechnung über die Restmengen an Ölschlamm in den Tanks der Plattform veröffentlicht hatte. Zwar beruhte diese Panne auf einem Messfehler, wurde von Greenpeace selbst korrigiert und hatte zunächst in der öffentlichen Debatte um die Versenkung gar keine Rolle gespielt. Aber im Nachhinein erwies sich allein der Umstand, dass Greenpeace eine Zahl korrigieren musste, als schwerer Schlag gegen die Glaubwürdigkeit, vor allem bei Journalisten. Als Konsequenz aus dieser Erfahrung wurde beschlossen, die internen Qualitätssicherungsmechanismen

durch eine eigene Rechercheabteilung zu stärken.<sup>1</sup> Der Gedanke war dabei unter anderem, dass die Rechercheure keinem Verwertungsdruck zu den von ihnen bearbeiteten Themen unterliegen – ein Faktor übrigens, der auch aus dem Journalismus bekannt ist: Für freie Autoren ist die Versuchung groß, ein einmal begonnenes Stück besser nicht „totzurecherchieren“, weil sie dann mit einem Einnahmeausfall leben müssen. Dies kann zu der Neigung beitragen, vor allem die Fakten aufzugreifen, die der eigenen Arbeitshypothese entsprechen. Diesem Verzerrungsrisiko sollte bei Greenpeace mit einer Trennung zwischen Faktenbeschaffung und -prüfung sowie klassischem Campaigning entgegengewirkt werden. Ein zweiter Aspekt war die Notwendigkeit zur Spezialisierung: Die thematische Spezialisierung allein entsprach zunehmend weniger den Anforderungen, denen sich Greenpeace gegenüber sah. Hinzukommen musste eine Spezialisierung in der Recherche, weil allein der Umgang mit fachspezifischen Datenbanken, sei es im Bereich Wirtschaftsdaten, Patentanmeldungen oder Schiffsdatenbanken, ein Fachwissen und eine Übung erfordern, die die Campaigner nicht mitbringen können und für die sie sich im Regelfall auch nicht interessieren.

Die Rechercheeinheit bei Greenpeace Deutschland ist mit drei Festangestellten (ein Agrarökonom, ein promovierter Chemiker, ein promovierter Politikwissenschaftler und Journalist) recht klein. Hinzu kommen allerdings feste Freie mit Rahmenvertrag, vergleichbar mit Pauschalisten im Journalismus, sowie weitere Freie aus den Arbeitsfeldern Wissenschaft, Journalismus oder NGOs, die je nach gesuchter Expertise unter Vertrag genommen werden. Seit zehn Jahren verfügt auch Greenpeace International in Amsterdam über eine solche Rechercheeinheit, die neben eigenen Projekten vor allem die Rechercheaktivitäten in den weltweiten Büros koordiniert. Selbstverständlich recherchieren bei Greenpeace auch weiterhin – aber eben nicht nur – die Campaigner, von denen es im deutschen Büro allein 30 gibt. Sie verfügen über wertvolle Fachkontakte zu Wissenschaftlern und Mitarbeitern in Behörden und in der Politik.

## UNTERSCHIEDE ZUR RECHERCHE IM JOURNALISMUS

Natürlich nutzt Greenpeace zunächst einmal sämtliche methodischen Verfahren, die auch bei der journalistischen Recherche zum Tragen

---

1 Vgl. Manfred Redelfs: Glaubwürdigkeit in der Politik: Vertrauen in Nicht-regierungsorganisationen am Beispiel der Kommunikationsstrategie von Greenpeace. In: Beatrice Dernbach und Michael Meyer (Hrsg.): Vertrauen und Glaubwürdigkeit. Interdisziplinäre Perspektiven, Wiesbaden 2005, S. 246 - 268.

kommen. Dies gilt etwa für die klassischen Hinweise zum Recherche-Vorgehen wie der Quellen-Befragung von außen nach innen, gemäß der von Michael Haller entwickelten Systematik.<sup>2</sup> Dass es eine intensive Rezeption der handwerklichen Regeln aus dem Journalismus gibt, drückt sich auch darin aus, dass in Deutschland unter den wenigen Recherche-Trainern in der Aus- und Weiterbildung von Journalisten allein drei ehemalige oder derzeitige Greenpeace-Mitarbeiter zu finden sind. Desgleichen dürfte es kein Zufall sein, dass auch bei den wenigen Büchern zur Recherche zwei von Greenpeace-Mitarbeitern stammen.<sup>3</sup> Dieser Sachverhalt spiegelt bereits, dass die Konzentration auf die alleinige Aufgabe der Recherche eine intensivere Reflexion über das handwerkliche Vorgehen zulässt, während sich recherchierende Journalisten oft nicht so sehr über die Methodik der Informationsbeschaffung definieren, sondern über ihr inhaltliches Spezialgebiet oder über das Schreiben bzw. die filmische Umsetzung. Allein die Spezialisierung auf die Recherche ist somit eine Besonderheit, die im Journalismus erst in jüngerer Zeit mit der Einrichtung von Recherche-pools wie beim NDR oder SWR aufgegriffen wurde. Darüber hinaus gibt es einige weitere Spezifika, die mit der Arbeitsweise von Greenpeace verknüpft sind.

## LANGFRISTIGE THEMENBEARBEITUNG UND SPEZIALISIERUNG

Als Umwelt-NGO hat Greenpeace einen klaren Arbeitsfokus, noch dazu begrenzt auf ganz bestimmte Themenfelder der Umweltpolitik. So kümmert sich die Organisation nicht um klassische Tierschutzfragen oder regionale Naturschutzthemen, sondern um globale ökologische Probleme. Diese Spezialisierung unterscheidet Greenpeace von den typischen journalistischen Arbeitsfeldern, denn selbst wenn eine Redaktion sich vielleicht glücklich schätzen kann, einen der wenigen hauptberuflichen Umweltjournalisten zu beschäftigen, so muss dieser das gesamte Spektrum der Umweltpolitik abdecken. Die Spezialisierung geht mit einer deutlich intensiveren Kontaktpflege zu Fachleuten und sonstigen Akteuren einher, die zugleich wichtige Quellen sein können, wenn es darum geht, an interne Informationen zu gelangen. Hinzu kommt, dass Greenpeace es sich leistet, über sehr viele Jahre an Themen dranzubleiben, während die journalistischen Konjunk-

---

2 Michael Haller: *Recherchieren*, Konstanz 2008 (siebte Auflage).

3 Matthias Brendel u.a.: *Richtig Recherchieren. Wie Profis Informationen suchen und besorgen. Ein Handbuch für Journalisten und Öffentlichkeitsarbeiter*, Frankfurt 2010 (siebte Auflage); Manfred Redelfs: *Investigative Reporting in den USA. Strukturen eines Journalismus der Machtkontrolle*, Wiesbaden 1996.

turen oft kürzeren Zyklen unterliegen. Dazu ein Beispiel: Das Thema Giftmüllexporte hat Greenpeace über etliche Jahre bearbeitet, mit zwei Campaignern allein im deutschen Büro und Kollegen in ausländischen Greenpeace-Büros, deren Länder z.T. auch „Empfänger“ des aus Deutschland exportierten Giftmülls waren. Eine Entsprechung auf journalistischer Seite, also ausgewiesene Themenexperten unter den Medienvertretern, gab es allerdings nicht: Dort berichtete z.B. ein Schweizer ARD-Korrespondent, wenn in Basel über die neue UN-Konvention gegen Giftmüllexporte berichtet wurde, und aus Rumänien der Osteuropa-Korrespondent, wenn dort plötzlich deutscher Müll auftauchte, der illegal entsorgt worden war. Bei Greenpeace handelte es sich dagegen immer wieder um die gleichen Personen, die kontinuierlich an einem Thema dranbleiben konnten. Die Arbeitsstrukturen erweisen sich somit als deutlich unterschiedlich, weil der Journalismus im Regelfall weniger Themenspezialisierung zulässt.

## **INTERNATIONALITÄT**

Wenn Greenpeace eine Recherche zu einem globalen Umweltthema angeht, kann dabei stets auf das internationale Netzwerk der mehr als 40 Greenpeace-Büros zurückgegriffen werden. Nun könnte man einwenden, dies sei bei etablierten Medienhäusern mit ihrem Korrespondentennetzwerk ja nicht anders. Allerdings ist hier in Rechnung zu stellen, dass normale Korrespondententätigkeit heute mit so vielen aktuellen Berichtsanslässen verbunden ist, dass eine wochenlange „Amtshilfe“ für eine Einzelrecherche der Heimatredaktion kaum denkbar ist. Bei Greenpeace unterstützt aber gerade dieses Ineinandergreifen der Rechschritte in den einzelnen Büros die Arbeit. Als etwa im Frühjahr 2010 in 24 Ländern gleichzeitig eine Kampagne gegen Nestlé startete, um den Lebensmittelhersteller zum Ausstieg aus der Verarbeitung von Palmöl aus Urwaldzerstörung zu bewegen, waren dem zweieinhalbjährige vergebliche Gespräche mit der Firma und intensive Recherchen vorausgegangen: Ansatzpunkt war die Ausweitung der Palmölanbauflächen in Indonesien, das dadurch jedes Jahr zwei Prozent seiner Urwaldfläche verliert. Die im Ursprungsland gut dokumentierte Urwaldzerstörung ließ sich der in Indonesien operierenden Firma Sinar Mas zuordnen, die wiederum an die internationale Handelsfirma Cargill liefert. Über Cargill war auch Nestlé Abnehmer des Palmöls, das u.a. für den Schokoriegel Kit-Kat eingesetzt wurde. Dieses bekannte Markenprodukt hat Greenpeace in der Folge in den Mittelpunkt der Urwaldkampagne gestellt. Diese Lieferkette hätte sich nicht ohne Weiteres

etablieren lassen, wüsste Greenpeace nicht sehr genau über die Bedingungen in Indonesien und die von dort ausgehenden Handelsströme Bescheid. Eine Recherche allein von Deutschland aus wäre hier ins Leere gelaufen.

## **VERDECKTE RECHERCHE, FALLS ZU LEGITIMIEREN**

Greenpeace setzt gelegentlich auch verdeckte Recherchemethoden ein, soweit diese ethisch gerechtfertigt werden können. Hier orientiert sich die Organisation an den Kriterien, die auch der Deutsche Presserat zugrunde legt: Die verdeckte Recherche muss einer Information von hoher öffentlicher Relevanz gelten, die auf anderem Wege nicht erlangt werden kann. Diese verdeckte Vorgehensweise spielt naturgemäß auch bei den Aktionen von Greenpeace eine Rolle: Schon eine der frühen Greenpeace-Aktionen in Deutschland, die Besetzung des Schornsteins von Boehringer in Hamburg aus Protest gegen die hohe Dioxinbelastung, die von diesem Unternehmen ausging, war nur möglich, weil die Aktivisten mit einem Lieferwagen direkt auf das Grundstück gefahren waren und beim Pförtner einen fingierten Lieferschein der Firma „Friedemann Grün“ präsentiert hatten.

Ein typisches Beispiel für eine verdeckte Recherche ist das Vorgehen, als Greenpeace die verheerenden ökologischen und gesundheitlichen Folgen der Verschrottung von alten Handelsschiffen in Indien dokumentiert hat. Weil die Umweltstandards in vielen asiatischen Ländern sehr lax bis gar nicht existent sind, ist es für die Reeder ein gutes Geschäft, zur Verschrottung anstehende Schiffe dorthin zum Abbruch zu verkaufen. Während die Entsorgung von Asbest und Altölen in Europa sehr teuer ist, kann in Indien noch ein Millionen-Erlös für Abbruchschiffe erzielt werden, denn das Altmetall wird weiterverkauft, und Vorkehrungen zum Schutz der Arbeiter oder zur umweltgerechten Entsorgung von Problemstoffen gibt es de facto kaum.

Damit dieses Thema für deutsche Medien interessant wurde, musste zunächst ein deutscher Fall dokumentiert, also ein direkter Link in die Bundesrepublik etabliert werden, auch wenn der Verkauf zumeist über Mittelsmänner geschieht. Den Durchbruch brachte hier eine sorgfältige Analyse, welche Stellen eigentlich an diesem Handel irgendwie beteiligt sind bzw. über Informationen verfügen. Durch die Auswertung von Presseartikeln über frühere Schiffsexportfälle und erste Gespräche mit Brancheninsidern wurde schnell klar, dass über die zentralen Akteure

(Reeder, Schiffsagenten, Makler, Abwrackbetriebe in Indien) sicherlich nichts zu erfahren war. Dieser kleine Kreis von unmittelbar Betroffenen wusste, was er durch Publizität zu verlieren hatte. Andere Stellen, die über Daten verfügten, wie etwa der Zoll, waren nicht zur Herausgabe befugt. Im Lager der Kritiker (andere NGOs, Seefahrer-Gewerkschaft, UN-Gremien oder auch Konkurrenten der indischen Abwrackbetriebe) fehlte es zumeist an ausreichendem Wissen über die Links nach Deutschland. Aber bei einer systematischen Analyse sämtlicher Stellen, die irgendwie involviert waren, wurde schließlich klar, dass alle notwendigen Informationen beim Schiffsversicherer Lloyd's zusammenlaufen mussten: Dort waren die Liegeorte der Schiffe bekannt, ihre letzten Eigner und auch das Abmeldedatum bei der Versicherung – denn für ein verschrottetes Schiff wurde selbstverständlich keine Versicherungspolice mehr gezahlt. Gleichzeitig erschien der Schiffsversicherer als des Rechercheurs liebste Quelle, denn bei ihm fällt eine hohe Fachkompetenz mit einer hinreichenden Neutralität bei diesem Thema zusammen. Der Weg zur Lösung des konkreten Rechercheproblems bestand somit zunächst in der Rekonstruktion des „Systems Schiffsverschrottung“ (wer ist involviert, wer verfügt über welche Kompetenzen und Informationen?) und dann in der Auswahl der erfolgversprechendsten Quellen gemäß der Rechercheregeln, nach Möglichkeit von außen nach innen vorzugehen und dabei ein besonderes Augenmerk auf nicht direkt involvierte Experten zu legen.<sup>4</sup>

Die verdeckte Recherche wurde als nächster Schritt notwendig, weil sich über den Versicherer zwar ermitteln ließ, wann Schiffe mit deutschen Eignern ihre Endstation Alang erreicht hatten, einen großen Abwrackhafen in Indien. Aber aus Presseberichten und über die indischen Kollegen war sehr klar, dass Journalisten oder NGO-Vertreter auf gar keinen Fall auf das Gelände gelassen würden. Da allein durch Arbeitsunfälle in Alang damals jeden Tag ein Toter zu beklagen war, scheuten die Unternehmen die Öffentlichkeit. Greenpeace hielt in diesem Fall ein verdecktes Vorgehen aufgrund der eklatanten Missstände für gerechtfertigt und ging von der Überlegung aus, dass eine Rolle gewählt werden sollte, die folgende Kriterien erfüllt:

- ▶ Sie darf für den Betreiber der Abwrackwerft nicht bedrohlich sein, sondern sollte seiner eigenen Interessenlage entsprechen (Journalisten könnten z.B. bedrohlich sein; ein Geschäftsinteresse wäre dagegen förderlich)

---

4 Vgl. zu diesen allgemeinen Rechercheregeln: Haller, a.a.O., S. 55 ff.

- ▶ Die Rolle sollte zu allen notwendigen Informationen führen (möglichst Bewegungsfreiheit auf dem Abwrackgelände; direkter Zugang zu deutschen Schiffen, um unbeobachtet Proben von Schadstoffen zu nehmen; Möglichkeit zum Fotografieren für die Dokumentation der Verhältnisse und die Umstände der Probenahme)
- ▶ Sie muss leicht spielbar sein und ein geringes Enttarnungsrisiko mitbringen, also idealerweise dicht an der Realität bleiben (das Auftreten als Schiffsverkäufer würde z.B. sehr viel Kontextwissen voraussetzen und wäre in einer kleinen, eng vernetzten Szene mit einem hohen Entdeckungsrisiko verbunden)
- ▶ Die Rolle darf ethisch oder gesetzlich keine Probleme aufwerfen (das schließt z.B. jegliche Form der Amtsanmaßung wie etwa als Zollinspektor oder auch die in Indien nicht ungewöhnliche Zahlung von Schmiergeld aus)

Ein Durchdeklinieren dieser Kriterien führte dann zu der Entscheidung, bei der Abwrackwerft als Gruppe deutscher Touristen aufzutreten, die dem „Verein der Freunde großer Handelsschiffe“ angehören und gerne für ihr Vereinsheim in Hamburg Aufnahmen deutscher Schiffe machen sowie einige Andenken erwerben möchten, etwa ein Steuerrad oder Einrichtungsdetails aus der Kapitänskajüte. So war einerseits eine nicht bedrohliche Rolle gewählt, die auch das Fotografieren und Filmen zuließ sowie zwingend das Betreten der Schiffe voraussetzte. Gleichzeitig entstand mit der Ankündigung, Kleinigkeiten kaufen zu wollen, die in Indien anderweitig schwer weiterzuveräußern wären, ein Interesse für den Manager der Werft, die überraschenden Besucher tatsächlich auf das Gelände zu lassen.

Auf diese Weise ist die Dokumentation am Beispiel eines deutschen Handelsschiffes lückenlos gelungen, einschließlich der Entnahme von etlichen Asbestproben, die in einem Hamburger Labor analysiert wurden. Die Bilder von Arbeitern, die mit bloßen Händen und ohne jeden Atemschutz nassen Asbest zum Trocknen in der Sonne zerbröselten, um ihn hinterher als Isoliermaterial weiter zu verkaufen zu können, wurden später in einem Magazinbeitrag von Report Mainz verwendet. Auch der „Spiegel“ hat ausführlich über die Rechercheergebnisse berichtet und damit das Thema Schiffsverschrottung erstmals auf die politische Agenda gesetzt.

Die Recherchemethodik orientierte sich bei diesem Beispiel ganz klassisch an gängigen journalistischen Verfahren und Kriterien, nur dass diese schon wegen des Aufwands bei Print- oder elektronischen Medien nur noch selten zum Einsatz kommen. Außerdem ist das Fallbeispiel

wohl ein guter Beleg dafür, dass bei der Recherche idealerweise zwei Komponenten zusammenfließen sollten: Systematik einerseits (Ableitung der potenziellen Quellen und Identifizierung der aussichtsreichsten Quellen für den eigenen Informationszweck) und Kreativität andererseits (Entwickeln der passenden Idee für die verdeckte Recherche).

## EIGENE TESTS

Anders als die meisten journalistischen Redaktionen, vielleicht abgesehen von den Magazinen von Ökotest und der Stiftung Warentest, greift Greenpeace gerne auf wissenschaftliche Laboranalysen zurück, die z.T. für sehr aufwändige eigene Datenerhebungen genutzt werden. So sind wiederholt bundesweite Untersuchungen über die Pestizidbelastung bei Obst und Gemüse deutscher Supermärkte angestellt worden. Das Ziel war hier, den Verbrauchern Daten zur Verfügung zu stellen, über die zwar auch der Lebensmittelhandel selbst und die Lebensmittelüberwachungsämter der Länder verfügen, die aber bis dahin nicht veröffentlicht wurden. Durch ein Belastungsranking der Supermarktketten wurde ein interner Qualitätswettbewerb entfacht, der letztlich zur Reduktion des Pestizideinsatzes geführt hat. Hierfür hat Greenpeace in mehreren Jahren nach einem von Wissenschaftlern entwickelten Verfahren Proben genommen, die Ware auf Pestizidrückstände hin analysieren lassen und die Ergebnisse im Internet sowie in eigenen Broschüren veröffentlicht.

Ferner greift Greenpeace bei aktuellen Krisen auch gezielt auf eigene Messungen und Tests als Recherchemethode zurück: So hat ein international zusammengesetztes Greenpeace-Team nach der Reaktorkatastrophe in Fukushima Radioaktivitätsmessungen in der Nähe des Unglücksortes vorgenommen und konnte damit gesundheitsgefährliche Strahlungswerte auch außerhalb der offiziellen Sperrzone nachweisen.<sup>5</sup> Derartige Datenauswertungen werden von den Journalisten zwar gerne in der Berichterstattung aufgegriffen, kommt ihnen doch ein echter Neuigkeitwert zu. Allerdings nehmen die Journalisten im Regelfall keine eigenen Messungen vor. Zum einen fehlt ihnen dafür in der Regel die fachliche Kompetenz, während Greenpeace auch Atomphysiker beschäftigt. Ferner sind Auslandskorrespondenten in derartigen Krisensituationen komplett mit der Berichterstattung über die aktuelle Lage

---

5 Vgl. [http://www.greenpeace.de/themen/atomkraft/nachrichten/artikel/60\\_kilometer\\_von\\_fukushima\\_daiichi\\_caesium\\_in\\_bodenproben](http://www.greenpeace.de/themen/atomkraft/nachrichten/artikel/60_kilometer_von_fukushima_daiichi_caesium_in_bodenproben)



ausgelastet, so dass gerade in solchen Situationen keine Recherchen angeschoben werden können, die wie im Falle von eigenen Messungen einen größeren logistischen Aufwand erfordern.

## UNTERSTÜTZUNG DURCH EHRENAMTLICHE

Ohne die Unterstützung durch die rund 2.000 Ehrenamtlichen von Greenpeace, die sich bundesweit in 90 Ortsgruppen zusammengefunden haben, wären manche Recherchen erheblich teurer und damit für Greenpeace nicht durchführbar. So kauften die Ehrenamtlichen für die Pestizidtests anhand einer von der Zentrale in Hamburg zusammen mit Statistikern erstellten Liste an bestimmten Stichtagen Obst und Gemüse ein. Zwar sind die Einkaufsorte und die Produkte vorgegeben, um eine statistische Aussagekraft zu erreichen. Die Greenpeace-Gruppen erledigen somit nur noch die Einkäufe. Aber allein der Zeitaufwand, der hierfür notwendig wäre, würde es kein ehrenamtliches Helfernetz geben, lässt den Unterschied zu klassischen journalistischen Arbeitsstrukturen erkennen.

Ferner helfen die Ehrenamtlichen bei der Suche nach bestimmten Produkten, wenn ein Skandal offenbar wird. Beispielsweise gelang es mit ihrer Unterstützung schnell, Verkaufsstellen des Schokoriegels „Butterfinger“ zu ermitteln, der als gentechnikverändertes Produkt in deutschen Läden angeboten wurde, ohne entsprechend gekennzeichnet zu sein, wie es das europäische Gesetz verlangt. Die Hilfe der Greenpeace-Gruppen war auch zentral, als im September 2009 Gentechnik-Leinsamen aus Kanada in den Handel gelangte, der nirgendwo auf der Welt eine Zulassung besaß: Auch in diesem Fall war es durch ein Netz von Ehrenamtlichen möglich, kurzfristig an vielen Verkaufsstellen bundesweit zu kontrollieren, wo überall die Ware auftauchte.<sup>6</sup>

Im Vergleich zum Journalismus zeigt sich hier somit ein Vorteil im Blick auf Kosten, flächendeckende Abdeckung des Bundesgebietes und schnelle Reaktionsfähigkeit.

---

6 Vgl. [http://www.greenpeace.de/themen/gentechnik/nachrichten/artikel/informationpolitik\\_der\\_behoerden\\_zum\\_gen\\_leinsamen\\_skandaloes](http://www.greenpeace.de/themen/gentechnik/nachrichten/artikel/informationpolitik_der_behoerden_zum_gen_leinsamen_skandaloes)

## SYSTEMATISCHE NUTZUNG DER AUSKUNFTSRECHTE

Greenpeace stehen die gleichen Auskunftsrechte zur Verfügung wie jedem Journalisten: Auf den Auskunftsanspruch gegenüber Behörden gemäß der Landespressegesetze kann sich die Organisation berufen, da bei ihr auch das Greenpeace Magazin erscheint. Die Ansprüche nach dem Umweltinformationsgesetz (UIG) und dem Informationsfreiheitsgesetz (IFG) sind genauso wie die Registereinsichtsrechte etwa beim Handelsregister oder Vereinsregister Jedermannsrechte. Allerdings fällt auf, dass Greenpeace von diesen Rechten deutlich häufiger und systematischer Gebrauch macht, als dies bei den meisten Redaktionen der Fall ist. Da in Deutschland die Behördentransparenz deutlich schwächer ausgeprägt ist als etwa in den angelsächsischen Ländern und die Tradition des „Amtsgeheimnisses“ nach wie vor die Verwaltungskultur prägt, sind Informationsbegehren gegenüber deutschen Behörden häufig nicht im ersten Anlauf erfolgreich. Vielmehr erfordern sie, gerade bei brisanten Informationen, oft den Gang vor Gericht. Und genau vor diesem Schritt schrecken die meisten Redaktionen zurück, z.T. aus Kostengründen, aber auch wg. der langen Verfahrensdauer, die jenseits der normalen journalistischen Planungshorizonte liegt: So beträgt allein die Wartezeit auf den ersten Verhandlungstermin vor dem Verwaltungsgericht, das für alle drei o.g. Gesetze zuständig ist, im Durchschnitt zwei Jahre.

Weil die Arbeit von Greenpeace langfristiger angelegt ist als die Planungszeiten der typischen Redaktionen, strengt die Organisation immer wieder strategische Musterprozesse um Akteneinsicht oder Datenfreigabe an. Nach dem Störfall im AKW Brunsbüttel im Jahre 2001 hat Greenpeace einen Antrag auf Einsicht in den Schriftverkehr zwischen dem Kraftwerksbetreiber Vattenfall und der Atomaufsichtsbehörde in Schleswig-Holstein gestellt. Dieses Verfahren, das bis zum Bundesgerichtshof in Leipzig ging und von Greenpeace in letzter Instanz gewonnen wurde, hat sieben Jahre gedauert. Es erscheint fraglich, welche Redaktion angesichts des ungewissen Ausgangs bereit gewesen wäre, diesen Klageweg bis zum Ende zu beschreiten. Drei Jahre dauerte es, bis Greenpeace durch eine Klage nach dem Umweltinformationsgesetz die Freigabe der Spitzenempfänger von Agrarexportsubventionen erreichte. Immerhin führte dieses Verfahren auch nach der langen Verfahrensdauer noch zu interessanten Exklusivinformationen, die von mehreren überregionalen Tageszeitungen auf den Titelseiten gebracht wurden. Somit hätte der Aufwand sich sicherlich auch für eine klagende Redaktion gelohnt. Einen ähnlichen Effekt erzielte die nach dem Umweltinformationsgesetz Ende 2010 erstrittene Freigabe der mög-

lichen Endlagerstandorte für die CO<sub>2</sub>-Verpressung: Etliche Zeitungen, vor allem im stark betroffenen norddeutschen Raum, machten mit dem Thema auf, demonstrierten also, wie hoch sie die journalistische Wertigkeit der Informationen einstufen. Den juristischen Streit mit dem Bundesamt für Geowissenschaften und Rohstoffe hatte zuvor jedoch keine Redaktion gesucht.

Vor allem das letzte Beispiel zeigt, dass für die erfolgreiche Nutzung der Akteneinsichtsrechte neben dem langen Atem auch eine fachliche Spezialisierung sehr hilfreich ist: Um überhaupt zu erkennen, wo für die Öffentlichkeit interessante Datensätze schlummern, um die es sich mit einer Behörde zu streiten lohnt, ist oft eine fachliche Detailkenntnis vonnöten, wie es sie im Journalismus immer seltener gibt. In diesem konkreten Fall war der Anhaltspunkt, dass die Behörde Kapazitätsberechnungen über die Menge an CO<sub>2</sub> angestellt hatte, die theoretisch in Deutschland unterirdisch gelagert werden könnten. Diese Zahlenangabe ließ den Rückschluss zu, dass da, wo Enddaten existieren, auch Eingangsdaten vorliegen müssen, wie hier die Einzeluntersuchungen zu den örtlichen Lagerstätten.

Schließlich darf nicht unterschätzt werden, dass nach dem erfolgreichen Zugang zu den Akten öffentlicher Stellen auch die Auswertung sehr arbeitsintensiv sein kann. Um das Genehmigungsverfahren für das geplante Atommüllendlager in Gorleben zu durchleuchten, haben Greenpeace-Mitarbeiter im Niedersächsischen Umweltministerium in monatelanger Arbeit tausende Seiten Akten gesichtet. Der Aufwand hat sich unmittelbar gelohnt, denn es zeigte sich z.B., dass Gorleben als Endlagerstandort zunächst gar nicht von den beauftragten Wissenschaftlern favorisiert wurde, sondern ganz andere Standorte. Eine Liste des TÜV Hannover, der mit der Suche befasst war, existiert gar zweimal in den Akten: einmal ohne den Namen Gorleben und einmal mit der handschriftlichen Ergänzung „Gorleben“, die offenbar in letzter Minute hinzugefügt wurde. Es war immer vermutet worden, dass dieser Ort hauptsächlich aus politischen Gründen wegen seiner Zonenrandlage, der niedrigen Bevölkerungsdichte und der vermeintlich konservativ eingestellten Einwohnerschaft ausgewählt worden sei. Aber als schließlich ein Dokument auftauchte, das die politische Einflussnahme auf die Standortsuche untermauerte, widmete u.a. Frontal21 des ZDF diesem Greenpeace-Fund einen eigenen Beitrag.<sup>7</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. ZDF-Beitrag: Willkür statt Wissenschaft. Wie Gorleben zum Endlager erkorren wurde. [www.gorleben-akten.de/pdf-files/k3\\_13042010.pdf](http://www.gorleben-akten.de/pdf-files/k3_13042010.pdf)

**FAZIT:  
RÜCKBESINNUNG AUF JOURNALISTISCHE KOMPETENZEN TUT NOT**

Handwerklich unterscheidet sich die Recherche bei Greenpeace nicht von dem, was auch im Journalismus an Methoden genutzt wird. So wird in ethisch begründeten Fällen beispielsweise die verdeckte Recherche auch bei Zeitungen oder für Fernsehbeiträge praktiziert, gerade im Bereich der politischen Magazine. Allerdings profitiert die Umweltorganisation von einer klaren Themenspezialisierung, dem internationalen Netzwerk, der Unterstützung durch Ehrenamtliche und der Bereitschaft, sehr langfristig an Themen sowie konkreten Rechercheprojekten dranzubleiben. Ferner schreckt Greenpeace nicht davor zurück, strategische Auskunftsklagen gegen Behörden zu führen, selbst wenn das Ergebnis erst nach Jahren vorliegt. Die Greenpeace-Recherche profitiert damit von einer eigenen Themensetzung, die sich dem Aktualitätsdruck entzieht.

Sofern man sich fragt, was Journalisten von der Recherche bei Greenpeace an Schlussfolgerungen für die eigene Arbeit ziehen können, ist das Fazit daher ernüchternd konventionell: Es zeigt sich einmal mehr, auch beim Blick auf einen nichtjournalistischen Akteur, dass Recherche gerade im investigativen Bereich auf Themenspezialisierung und damit verbundene intensive Quellenpflege angewiesen ist, dass sie dann gelingt, wenn Freiraum jenseits tagesaktuellen Produktionsdrucks da ist und wenn die Redaktionsleitung Rückendeckung dafür gibt, bestehende Rechercherechte offensiv und mit langem Atem wahrzunehmen, auch gegen behördliche Widerstände. Handwerklich sollten diejenigen, die recherchieren, schlicht gut gerüstet sein, also etwas von Recherchemethodik verstehen, von Interviewtechnik, Internetrecherche, dem Umgang mit kommerziellen Datenbanken sowie der Rechtslage gegenüber Ämtern. Für den Journalismus eigentlich eine beruhigende Nachricht: Nichts muss neu erfunden werden – es reicht schon, Arbeitsmethoden in Ehren zu halten, die aus dem Journalismus kommen, die es aber angesichts von Kostendruck und Entertainingisierung in weiten Teilen der Medien immer schwerer haben.

*Dr. Manfred Redelfs leitet die Recherche-Abteilung von Greenpeace Deutschland. Er ist als Recherche-Trainer tätig und kooptiertes Mitglied im Vorstand von netzwerk recherche.*

## Wie Banker Märkte analysieren

... und was Journalisten daraus lernen können



Von Dirk Lorber

Aus der Arbeitspraxis des Information Centers eines Finanzdienstleisters lassen sich ohne Frage Parallelen zur journalistischen Recherche ableiten. Hier wie dort stehen Auswahl und Nutzung von (Online-) Informationsquellen zur Diskussion. Kostenlose Quellen konkurrieren mit kostenpflichtigen, strukturierte Quellen mit unstrukturierten und fachspezifische mit unspezifischen. Dieses grobe Koordinatennetz stellt den Rahmen für immer wiederkehrende Fragen bei der Recherche dar: Lässt sich ein Ereignisdatum oder Publikationsdatum exakt feststellen? Wie wägt der Rechercheur Zeiteinsatz gegen Kosten ab? Führt eine strukturierte Datenbank, etwa mit Unternehmensprofilen, schneller zum Ziel?

Im Folgenden einige zentrale Ratschläge für die Online-Recherche. Im Einzelnen mögen sie nicht neu sein, gleichwohl: Man kann sie nicht oft genug nennen.

## GEKONNTER EINSATZ VON SUCHMASCHINEN

Bei einer Internetrecherche sollten **immer mehrere Suchmaschinen** zu Rate gezogen werden. Google und Co. sind heute Web 2.0-Suchmaschinen, die sich auf den einzelnen Nutzer „einschießen“. D.h. ausgehend vom geografischen Ort des Suchers, der bisherigen Such- und Surf-Historie, Online-Werbung und vielen weiteren Faktoren liefert die Suchmaschine ein Ergebnis, das dem Suchenden (und den kommerziellen Interessen der Suchmaschine) am meisten nützen soll. Hier wird klar, dass eine einzelne Trefferliste kaum etwas wie Objektivität darstellen kann. Als Ergänzung zu Google bieten sich etwa Bing oder Yahoo an. Diese beiden Suchmaschinen nutzen zwar den gleichen Index, dieser stellt in seinem Umfang momentan jedoch die einzige wirkliche Konkurrenz zu Google dar.

Es sollten **nicht allein Universalsuchmaschinen** genutzt werden, sondern auch Spezialsuchmaschinen und Kataloge, die etwa auf Geografie, Themen oder Warengruppen abzielen. Beispiele sind hier nationale Suchmaschinen wie Metager (Metasuchmaschine<sup>1</sup> für Internetseiten in Deutschland), Branchenportale oder Online-Literaturkataloge für bestimmte Wissenschaftszweige.

Gerade für komplexere Suchen in Internetsuchmaschinen lohnt sich ein Blick auf die **erweiterten Suchfunktionen**. Diese unterscheiden sich teils erheblich. So bearbeitet Google etwa nur die ersten 32 Begriffe einer längeren Folge von Suchbegriffen oder Operatoren. Yahoo erlaubt dagegen ein Kilobyte Text im Suchfeld. Relevant ist dies z.B. bei einer Suche zu einem Unternehmen gegen das Verdachtsmomente vorliegen, die in unterschiedlichen Formulierungen und Ansetzungen gesucht werden. Auch in der Verwendbarkeit von Booleschen Operatoren (u.a. AND, OR, NOT) unterscheiden sich die Suchmaschinen. Erwähnenswert ist auch die Eingrenzung auf bestimmte Dateiformate (etwa PDF oder PPT) oder die Begrenzung der Suche auf eine bestimmte Internetseite/Domain. So lässt sich mancher Bericht, Analystenreport oder manch eine Marktanalyse finden.

Mit dem **Google Cache** (Link in jeder Trefferliste) und der **Wayback Machine** auf [www.archive.org](http://www.archive.org) wird ein Blick zurück möglich. Mit dem Rückgriff auf frühere Versionen oder Aktualitätsstände einer Internetseite werden teils schon gelöschte Dokumente wieder verfügbar.

---

1 Eine Metasuchmaschine durchsucht zeitgleich mehrere weitere Suchmaschinen.

Sinnvoll sind oft die **Kombination von kostenlosen und kostenpflichtigen Informationsquellen**. „Datenbank-Supermärkte“, wie etwa im deutschsprachigen Raum, bieten Presse, Unternehmensdaten, Brancheninformation, Handelsregistereinträge und vieles mehr – und damit ganze Ergebniskategorien, die im kostenlosen Web nicht erhältlich oder nicht strukturiert durchsuchbar sind. Aggregatoren von Marktforschungsberichten und Branchenanalysen wie etwa [www.marketresearch.com](http://www.marketresearch.com) oder [www.markt-studie.de](http://www.markt-studie.de) bieten Dokumente teils auch kapitel- oder seitenweise an. So reduzieren sich die oft vierstelligen Kosten für eine ganze Studie oft auf einen niedrigen zweistelligen Betrag für eine entscheidende Tabelle.

Zudem bietet sich bei vielen Recherchen ein zweiter Durchlauf an, wenn die Kaskade aus kostenlosen und kostenpflichtigen Quellen abgeschlossen wurde. Die Ergebnisse des ersten Durchlaufs machen eine Verfeinerung notwendig bzw. erst möglich.

## **WIE LASSEN SICH MÄRKTE UND BRANCHEN AUS DER SICHT EINES FINANZDIENSTLEISTERS ANALYSIEREN?**

Die folgenden Beispiele sind als Einstieg in die Welt der Branchenanalyse zu verstehen und erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit.

### **Erste Schätzungen u.a. aus statistischem Überhang**

Diese Übung kennt jeder aus dem privaten Bereich. Es wird einfach der Wert der letzten Periode für eine nächste und eventuell viel längere Periode fortgeschrieben, etwa ein Umsatz aus dem vierten Quartal für das gesamte Folgejahr. Durch den sogenannten statistischen Überhang (oder Unterhang) ergibt sich eine starke Eingrenzung der Aussagekraft bzw. sollte diese Methode mit Augenmaß eingesetzt werden. So wäre es kaum statthaft, die starken Umsätze des Einzelhandels aus dem vierten Quartal (Weihnachtsgeschäft) auf das gesamte Folgejahr hochzurechnen. Einige Branchenverbände machen es trotzdem genauso.

### **Korrelationsanalyse – einfache Regression**

Hierfür stehen aus statistischen Untersuchungen hervorgegangene Schätzverfahren mit erklärenden Variablen. Konkret wäre das eine

Aussage wie „Steigt das Bruttoinlandsprodukt (BIP) um x Prozent, so geht damit eine Steigerung der Pkw-Produktion von y Prozent einher.“

### **Statistische Schätzverfahren – multivariate Regression**

Dies sind Schätzverfahren mit mehreren erklärenden Variablen. Die „Welt“, d.h. eine zu beobachtende Größe soll als mathematische Funktion mehrerer anderer Größen ausgedrückt (und somit in Grenzen prognostizierbar) werden. Beispielsweise wäre dies eine Prognose der Unternehmensinsolvenzen in Deutschland als Produkt des BIP der USA, des BIP Deutschlands, des Volumen des Welthandels, des EZB-Zinssatzes ect.

### **Szenarioanalysen**

Mit dieser komplexen Prognosemethode werden ausgehend von Trends und Trendclustern alternative Szenarien entwickelt und mit Eintrittswahrscheinlichkeiten bewertet – umfangreicher methodischer Werkzeugkasten und vielfältiges Datenmaterial sind erforderlich.

### **WAS MACHT MAN, WENN ES KEINE DATEN GIBT?**

Es ist alles ganz schön, wenn die Autobranche, die Baubranche oder die Chemieindustrie untersucht werden soll. Dafür gibt es hinreichend viele Daten. Doch was ist, wenn die Branche nicht gut erfasst oder so klein ist, dass die offizielle Statistik schweigt/schweigen muss? Oft gibt es hier auch keinen Branchenverband oder er veröffentlicht keine brauchbare Statistik. Vier Strategien als Vorschlag:

#### **1. Größe der Branche deduzieren**

Hier wird die Fragestellung in Teilschritte aufgetrennt, für die es Statistiken gibt oder die sich relativ sicher abschätzen lassen.

Beispiel: Wie viele Arzthelferinnen gibt es in Deutschland? Wie wächst die Branche?



Lösung, bzw. Deduktion:

- ▶ Wie viele Menschen gibt es in Deutschland? 82. Mio
- ▶ Wie oft ist jeder Mensch beim Arzt pro Jahr? 4 bis 5 mal
- ▶ Wie lange dauert ein Arztbesuch (ohne Wartezeit)? 20 Min.
- ▶ Wie viele Stunden im Jahr ist eine Praxis geöffnet? 1.000 h
- ▶ Wie viele Assistentinnen benötigt ein Arzt pro Besucher? 2 bis 3?

Weitere Beispiele wären hier der private Stromverbrauch in Deutschland (Wie viele Haushalte gibt es? Was sind die größten Stromverbraucher im Haushalt? Wie oft laufen sie?) oder der Markt für Babywindeln. Aber: Wie verlässlich sind diese Annahmen? Diese leicht anzuwendende Methode sollte eher als „Schätzrechen“ verstanden werden. Sie ermöglicht keine genauen Werte, lässt aber immerhin die Größenordnung eines Marktes einschätzen – geeignet für ein erstes Fact Checking.

## 2. In Veränderungsraten denken

Siehe „einfache Regression“ oben. Beispiel:  $x$  Prozent mehr BIP bedeutet  $y$  Prozent mehr Autoproduktion. Die lag vergangenes Jahr bei  $z$  Mrd. Euro, d.h. ...

## 3. Branche größer machen

Beispiel: Wie ist die Entwicklung der Branche der Gummiabdichtungen?

- ▶ Immer an Porter's 5 forces<sup>2</sup> denken!
- ▶ Was ist die wichtigste Abnehmerbranche?
- ▶ Diese bestimmt auch das Wachstum der beobachteten Branche.
- ▶ Dann lässt sich die Entwicklung für die Gummiabdichtungen durch die Entwicklung der Autobranche/Fensterbranche etc. nähern.
- ▶ Daher ist das Denken in Veränderungsraten wichtig.
- ▶ Allerdings: Veränderungsraten sagen nichts über Niveauprobleme/ Niveauchancen aus. Es ist immer nur ein Behelf.

---

2 Fünf-Kräfte-Modell von Michael E. Porter: Potenzielle Mitbewerber, Rivalität mit bestehenden Mitbewerbern, Zulieferer, Kunden, Ersatzprodukte

#### 4. Branche kleiner machen

Wiederum das Beispiel: Wie ist die Entwicklung der Branche der Gummiabdichtungen?

- ▶ Man kann anstelle der Branchenstudie eine Fallstudie für ein einzelnes Unternehmen ansetzen und deren Ergebnisse hochrechnen.
- ▶ Sind die Probleme von Unternehmen xy typisch für die Branche?
- ▶ Was ist das Besondere an diesen Herausforderungen?
- ▶ Lassen sich publizierte Daten hochrechnen?
- ▶ Fallstudien sind bestenfalls indikativ für Branchendynamiken. Die meisten Branchen haben eben Unternehmen mit sehr großem oder sehr kleinem Marktanteil, mit einem Überhang von gut oder schlecht laufenden Produkten und so weiter – d.h. letztlich Extrempositionen. Hochrechnungen von einem Unternehmen auf eine ganze Branche sind stets mit Risiken behaftet. Bei überschaubaren Branchen bzw. solchen mit großen Marktanteilen bei wenigen Unternehmen können mehrere Fallstudien helfen.

#### **DIE GRENZEN DER BRANCHENANALYSE UND BESONDERS DER GEZEIGTEN NÄHERUNGSVERFAHREN**

- ▶ Wir erklären die Welt aus dem Rückspiegel. Denn wir verwenden die Beziehungen, die sozusagen bis gestern galten.
- ▶ Schocks wie 9/11 lassen sich nicht prognostizieren und nur schwer modellieren (jetzt spricht man gerne von Schwarzen Schwänen).
- ▶ Manchmal ist es nicht unbedingt einfacher, Annahmen für die unabhängigen Variablen zu bilden als für die abhängigen. Beispiel: Wir haben berechnet, dass die Produktion von Autos sehr eng mit dem BIP korreliert. Doch das BIP ist ja letztlich die Summe aller Produktion. Was ist Henne und was ist Ei?

#### **WEITERFÜHRENDE INFORMATIONEN:**

- ▶ <http://www.searchengineshowdown.com>
- ▶ Lewandowski, Dirk (Hrsg.): Handbuch Internet-Suchmaschinen 2: Neue Entwicklungen in der Web-Suche Heidelberg: Akademische Verlagsgesellschaft Aka, 2011

- ▶ Web Information Retrieval: Technologien zur Informationssuche im Internet. Frankfurt am Main: DGI, 2005 (Informationswissenschaft; 7). <http://www.bui.haw-hamburg.de/publikationen.html>

*Dirk Lorber leitet das db InfoCenter bei Deutsche Bank Research und ist Vorstandsvorsitzender des Informations- und Kommunikationsrings der Finanzdienstleister.*

## Mythos „Rosenholz“

Oder: Wer war Agent?



Von Helmut Müller-Enbergs

Schon immer, besonders jedoch seit Auflösung des Ministeriums für Staatssicherheit (MfS), interessiert die Frage: Wer spionierte für die DDR in der Bundesrepublik Deutschland? Wer war Agent? – Kaum hatten Bürger die MfS-Zentrale gestürmt, tauchten Meldungen in den Medien auf. Angesichts der historischen Ereignisse mussten sie bestenfalls ein Randthema bleiben. Die damaligen Enthüllungen interessierten allenfalls das Fachpublikum, mitunter nicht einmal lokale Medien. So erging es Alfred Spuhler, der schon im November 1989 verhaftet wurde, oder der im Oktober 1990 verhafteten Jahrhundertagentin Gabriele Gast. Beide waren beim Bundesnachrichtendienst (BND) tätig. Gleichwohl wuchs das Interesse spätestens in dem Augenblick beachtlich an, als die Stasi-Unterlagenbehörde im Januar 1992 ihre Pforten öffnete, oder als weltweit nach dem Agenten schlechthin in der NATO gesucht wurde, der den traumhaften Decknamen „Topas“ tragen sollte. Der hob sich freilich glanzvoll von „Peter“ für Spuhler und „Giesela“ für Gast ab. Der Mythos DDR-Spionage nahm zu, als Allgemeingut wurde, dass von dem Auslandsnachrichtendienst der DDR, der Hauptverwaltung A (HV A), nur die Erinnerungen der Beteiligten geblieben sein

sollen. Aber Akten, Datenbänder und Karteien galten als vollständig vernichtet. Das versprach zumindest der Abschlussbericht der HV A im Juni 1990. Der Mythos – dieser wundersam verklärte Cocktail aus bekannten Erzählungen, Filmen, Romanen und Erlebnissen, kollektiven Irrtümern, Faktenfetzen und Imaginationen – DDR-Spionage kam aber erst im April 1998 richtig in Fahrt, als er auf eine griffige Formel gebracht wurde: „Rosenholz“ heißt die verfilmte Personenkartei der HV A, die verblüffender Weise nicht vernichtet, sondern in Virginia – im Headquarter des amerikanischen Geheimdienstes CIA – vorhanden ist. Weiter wurde bekannt, dass das Bundesamt für Verfassungsschutz seit April 1993 vor Ort Abschriften vornehmen durfte, und zugleich den Namen „Rosenholz“ setzte, der heute weltweit anerkannt ist. Die Frage, wer Agent war, ist seitdem verknüpft mit dem Namen „Rosenholz“. Mithin entstand so der Mythos „Rosenholz“.

### **WAS IST „ROSENHOLZ“?**

In früheren Zeiten wurden Bücher und Akten auf Karteikarten verzeichnet, um sie im Archiv schnell wieder auffinden zu können. Mithin sind Karteikarten Findhilfsmittel, die zumindest einen Namen und eine Signatur, mitunter weitere Angaben enthalten. Sie sind ein Versprechen auf das, was im Archiv ausgehoben werden kann. Das gilt insbesondere für die Kartei eines Nachrichtendienstes.

Die HV A hat mit der systematischen Vernichtung von zunächst ausgewählten Akten im November 1989 begonnen. Insgesamt sollen während dieser Politik der Reißwölfe etwa 100 LKWs beladen worden sein, die das Material aus der Zentrale der HV A in der Normannenstraße (größtenteils) zur Vernichtung schafften. Mit dem 15. Januar 1990, als Bürger die MfS-Zentrale besetzten, änderten sich auch für die HV A die Arbeitsbedingungen. Nunmehr trugen kleine Gruppen von Mitarbeitern der HV A das noch verbliebene Material in wenigen Räumen zusammen und vernichteten es Tag und Nacht in Reißwölfen. Das Hauptaugenmerk lag dabei nicht nur auf den Akten, die Aufschluss über inoffizielle Netze vermittelten, sondern auch auf Grundsatzdokumenten, die Einblicke in die Arbeitsweise der HV A und ihre Arbeitsschwerpunkte geben konnten. Tatsächlich sind heute in der Stasi-Unterlagenbehörde kaum Dokumente mit solchen Hinweisen überliefert. Trotz dieses Vernichtungsfeldzuges blieben zentrale Findhilfsmittel wie eben „Rosenholz“, aber auch Datenbanken und die für die Parteiführung zusammengestellten Informationen erhalten, sogar – wie sich später erst zeigen sollte –

13 000 der ehemals 63 000 geführten Aktenvorgänge. Diese sind jedoch regelmäßig von geringer Aussagekraft.

Was ist „Rosenholz“? Unter dem Begriff „Rosenholz“ werden drei Arten von Unterlagen zusammengefasst, die ursprünglich bei der HV A entstanden sind. Den größten Teil der „Rosenholz“-Unterlagen, die der Stasi-Unterlagenbehörde heute vorliegen, bilden rund 293 000 Karteikarten aus der Personenkartei der HV A. Die HV A erfasste darin Personen, die für sie von Bedeutung waren. Intern trugen diese Karteikarten die Bezeichnung „Formblatt 16“, kurz „F 16“. Sie enthalten den Namen und die persönlichen Daten einer Person sowie eine Registriernummer. In der F 16-Kartei wurden nicht nur inoffizielle Mitarbeiter (IM) der HV A verzeichnet, sondern auch Personen aus deren Umfeld und die Daten von Menschen, für die sich die HV A aus unterschiedlichen Gründen interessierte. Häufig wurden mehrere Personen unter einer Registriernummer geführt. Auch zu fiktiven Personalien wurden Karteikarten angelegt. Es ist deshalb nicht ohne weiteres möglich, gezielt die IM in dieser Kartei zu identifizieren. Diese Auffassung hält sich jedoch in der Öffentlichkeit hartnäckig wie noch im Sommer 2011 an der skurrilen Debatte um Horst Mahler als vermeintlicher IM abgelesen werden konnte. Die Bezeichnung „Agentenkartei“ für „Rosenholz“ ist immer noch weit verbreitet, Etiketten wie diese begründen überwiegend den Mythos „Rosenholz“.

Den zweiten Teil der „Rosenholz“-Unterlagen bildet die sogenannte Vorgangskartei, für die das „Formblatt 22“, kurz „F 22“, verwendet wurde. Überliefert sind rund 57 000 der ehemals 63 000 Vorgangskarteikarten. Sie enthalten keine bürgerlichen Namen und persönlichen Daten, sondern Daten zur Art des Vorgangs und eine Registriernummer, mit der sich die Verbindung zu den F 16-Karteikarten herstellen lässt. Die Vorgangskartei F 22 gibt erste Anhaltspunkte, ob die zur jeweiligen Registriernummer gehörenden Personen etwa einem IM-Vorgang oder einem Objektvorgang zuzuordnen sind.

Der dritte Teil der „Rosenholz“-Unterlagen besteht aus rund 2 000 sogenannten Statistikbögen. Ein Statistikbogen fasst verschiedene Angaben zu jeweils einem IM oder einer Kontaktperson (KP) zusammen. Er enthält nicht den bürgerlichen Namen, sondern den Decknamen, einige persönliche Daten und nähere Charakterisierungen wie das Motiv zur geheimdienstlichen Tätigkeit und das Jahr der Anwerbung. Über die Registriernummer auf dem Statistikbogen können die Daten den Karteien F 16 und F 22 zugeordnet werden. Zusammengenommen bilden sie ein wichtiges Hilfsmittel, um eine Spur für einen möglichen inoffizi-

ellen Mitarbeiter aufzunehmen – mehr nicht, weder wissenschaftlich, journalistisch noch juristisch. Im Übrigen sind in den Statistikbogen fast ausschließlich Bürger der alten Bundesrepublik verzeichnet, lediglich einige Hundert betreffen ausländische Bürger.

Die „Rosenholz“-Unterlagen sind also keine Akten – auch ein verbreiteter Mythos –, sondern lediglich ein Findhilfsmittel. Nachdem sich die CIA entschieden hat, die Karteikarten zu deutschen Staatsbürgern als Faksimile auf CD-Rom an die Stasi-Unterlagenbehörde zu geben, stehen diese seit Sommer 2004 für die Aufarbeitung zur Verfügung – sowohl für Forschung und Medien als auch für die Aufgaben der Behörde.

### **WIE KOMMT „ROSENHOLZ“ NACH VIRGINIA?**

Wir wissen es nicht. Es gibt bislang darüber nur Spekulationen. Und das, was wir wissen, ist überschaubar – und erschließt sich, wenn man sich erst mit den Originalkarteikarten, und dann mit deren Verfilmungen befasst.

Über das Schicksal der Originalkarteikarten wissen wir: Am 14. Dezember 1989 fasste die Regierung Modrow den Beschluss, aus dem MfS und ihrer HV A zwei voneinander unabhängig arbeitende Geheimdienste der DDR aufzubauen: einen Auslandsnachrichtendienst und einen Verfassungsschutz. Im Zuge dieser Umstrukturierung des Staatssicherheitsdienstes sollten in einer mehrwöchigen Aktion die Karteikarten F 16 und F 22 der Abwehr- und Aufklärungsdiensteinheiten getrennt werden. Alle Karteikarten F 16 und F 22 in der zentralen Abteilung XII des MfS waren nach HV A-Bezügen durchzusehen. Obwohl in der Geschichte der HV A durchgehend Löschungen kleineren Umfangs durchgeführt worden waren, hatte es eine Löschung von Karteikarten in dieser Dimension beim MfS bis dahin nicht gegeben.

Eine Arbeitsgruppe unter dem Leiter des Referats 7 der HV A brachte Karteikarten buchstabengruppenweise zur zentralen Kartei des MfS, um die entsprechenden Gegenstücke aus der MfS-Kartei herauszuziehen. F 16-Karteikarten ausschließlich mit HV A-Bezug wurden entfernt. Stieß man auf Karteikarten, die sowohl einen MfS- als auch einen HV A-Bezug enthielten, wurden auch sie entfernt, aber es wurde handschriftlich eine neue F 16 ausgeschrieben. Auf ihr wurden die Angaben der Abwehrdienstleistungen eingetragen. Mit diesen Karteikarten war es

der Behörde später möglich, die Existenz eines HV A-Bezuges zu ermitteln, allerdings ohne Aussagen über dessen Qualität treffen zu können.

Darüber hinaus verzichtete die HV A in bestimmten Fällen auf das Herausziehen von Karteikarten. Das war oft dann der Fall, wenn Unterlagen von ihr bei der Abteilung XII des MfS als „nicht gesperrtes Material“ archiviert worden waren. Dieser Vorgang war angesichts der vielfachen Änderungen durch Löschungen, Neuerfassungen und veränderte Personengrunddaten kaum mehr überschaubar. Schließlich verblieben mitunter Karteikarten mit Bezügen zur HV A, weil die mit dem Herausziehen der Karteikarten befassten Mitarbeiter mit dem phonetischen Alphabet nicht vertraut waren, und so die entsprechende HV A-Erfassung nicht fanden.

Ein ähnliches Verfahren wurde bei der F 22-Kartei angewandt, wobei EDV-Listen zur Orientierung dienten. Die entfernten Karteikarten wurden in einem Nachbarräum geschreddert, wird berichtet, während die mitgebrachten Findhilfsmittel zum Auffinden der Karteikarten wieder mitgenommen wurden. Diese Aktion wurde während der Erstürmung der Zentrale des MfS am 15. Januar 1990 kurzzeitig unterbrochen, dann aber fortgesetzt – allerdings unter Aufsicht des vom Zentralen Runden Tisch gebildeten Arbeitsgruppe Sicherheit, von der einzelne Mitarbeiter beim Ziehen der Karteikarten zusahen. Gab es Karteikarten, bei denen sowohl Bezüge zur HV A wie auch zum MfS vorlagen, erfolgte auch hier eine Umschreibeaktion. Das heißt, es wurden neue Karteikarten ausgefertigt, auf denen lediglich die Angaben des MfS aufgenommen wurden. Die Umschreibeaktion lief wohl bis Februar, vermutlich jedoch bis zum 9. April 1990. An diesem Tag sollten bei der HV A noch „Rest-Karten“ sortiert werden, heißt es in einem Protokoll des Bürgerkomitees. Kurz vor Abschluss der Arbeiten – nun ging es schon längst nicht mehr darum, einen eigenständigen Nachrichtendienst aufzubauen und sich organisatorisch vom übrigen MfS zu trennen, sondern um die Auflösung der HV A – erinnerte man sich der mikroverfilmten F 16 und F 22 des MfS. Blieben sie erhalten, hätte das die gesamte Umschreibeaktion ad absurdum geführt. Weitergehende Maßnahmen waren erforderlich. Deshalb wurde am 28. März 1990 in einer Weisung des Regierungsbeauftragten, die auch das Bürgerkomitee paraphierte, dringlich darum gebeten, auch diese Filme des MfS zu vernichten.

Das führt uns nun zu den Mikrofilmen: In der Abteilung XII des MfS wurde die erste Verfilmung der F 16-Kartei etwa 1973 vorgenommen. Das technische Verfahren änderte sich: Statt Rollfilme wurden Jacketts



angelegt, worauf die einzelne Karteikarte nur drei mal vier Millimeter groß war – das schloss sowohl die Personenkarteikarten des MfS als auch der HV A ein. Die zweite Vollverfilmung fand etwa 1974, die dritte Anfang der achtziger Jahre und die letzte ab Januar 1988 statt. Aus ökonomischen Gründen ging der zuständige Änderungsdienst in der Abteilung XII dazu über, je nach Anfall neue oder korrigierte Karteikarten wochen- oder tageweise zu verfilmen. Die Arbeit mit diesen Verfilmungen, die im Arbeitsalltag genutzt wurden, war in umfangreichen dienstlichen Bestimmungen geregelt. Diese vier von der Abteilung XII des MfS erstellten Fassungen der F 16 blieben bis zur Auflösung des MfS erhalten.

In einem Bericht vom 5. Dezember 1988 spricht die HV A ausdrücklich von Sicherheitsverfilmungen der Karteikarten F 16 und F 22. Die Verfilmung hatte auf 16 mm-Mikrodünnsfilmen zu erfolgen. Die Verfilmung der F 16 und F 22 werde laufend durchgeführt und die Rollfilme in Containern aufbewahrt, damit sie auf Weisung des Leiters der HV A im Falle eines Falles ausgelagert werden könnten. Hierzu stünden 160 wasserdichte Stahlkassetten zur Verfügung, die Anschaffung weiterer 30 sei für 1989 geplant. Nach unseren Berechnungen müssen die gut 350 000 – darunter nun auch die nichtdeutschen Bürger – mikroverfilmten F 16-Karteikarten auf 63 Filmrollen Platz gefunden haben. Das ist eine überschaubare Menge.

Während wir diese Angaben anhand der in der Stasi-Unterlagenbehörde überlieferten Unterlagen belegen können, stammt eine in diesem Zusammenhang wichtige Information vom „Spiegel“. Dort brachte man in Erfahrung, dass sich die Sicherheitsverfilmungen des MfS noch im November 1989 in Stahlbehältern, in einem Stahlgestell eingelassen, im Keller des HV A-Gebäudes in der Normannenstraße befanden. Mag sein. Allerdings muss es eine Sicherheitsverfilmung der die HV A betreffenden Karteikarten auch beim MfS gegeben haben. Denn einem Protokoll vom 28. Dezember 1989 ist zu entnehmen, dass die Abteilung XII einem Abteilungsleiter der HV A die den Auslandsnachrichtendienst betreffenden Verfilmungen übergeben hat. Im Protokoll sind die Bezeichnungen der einzeln gelisteten Filme detailliert aufgeschlüsselt. Das ist der letzte dokumentierte und uns vorliegende Nachweis für den Verbleib der Mikroverfilmung, die auch wir nun „Rosenholz“ nennen.

Was geschah mit diesen Verfilmungen? – Man musste glauben, sie wurden vernichtet. Denn in der Zeit vom 6. bis zum 8. April 1990 wurden die Sicherheitsverfilmungen der Karteien des MfS vernichtet. Nähere Auskunft darüber gibt das dabei angefertigte Vernichtungsprotokoll.

Im Einzelnen wurde die Bestandsverfilmung aus dem Jahre 1986 der F 16 sowie die zwischen 22. Januar 1986 und 6. Dezember 1989 verfilmte F 16 des MfS gehäckselt, weiter die bis 1960 geführte mikroverfilmte F 22, die von 1960 bis 1985 geführte F 22 (Arbeitskartei) und die in den Folgejahren bis 1988 ergänzte F 22 des MfS; schließlich noch die Auskunftskarteien F 22 und F 22a des MfS bis 1985 und deren Neuzugänge bis 1988. Nachdem diese Materialien in acht Häckseln zerstört waren, wurden die Plastikstücke am 11. April 1990 in den Räumen des Dienstobjektes in Biesenthal verbrannt. Die Vernichtung früherer, vom MfS erstellter Mikrofilme ist in dem Protokoll nicht verzeichnet. Damit bleibt offen, wo die ersten drei Mikroverfilmungen des MfS verblieben sind. Für die Frage nach „Rosenholz“ ist ein anderes Detail in dem erwähnten Vernichtungsprotokoll von beachtlicher Bedeutung, das aus diesem Grund vollständig zitiert wird: „Gleichzeitig vernichtet wurden alle gemäß Regierungsbeauftragten vom 28.3.1990 (betrifft: vorvernichtete Filmmaterialien des Archivs der HV A und andere Filmduplikate) zu liquidierenden Materialien.“ Welche mikroverfilmten Karteien der HV A tatsächlich vernichtet worden sind, bleibt so unklar. Fest steht, dass die einzelnen Detailangaben, wie sie noch bei der Übergabe von „Rosenholz“ am 28. Dezember 1989 zu finden sind, zwar bei den MfS-Sicherheitsfilmen, nicht jedoch bei „Rosenholz“ angegeben wurden. Sie tauchen im Protokoll nicht auf. Das bedeutet: Die heute nun in Langley vorliegende Sicherheitsverfilmung der HV A, eben „Rosenholz“, wurde im April 1990 nicht vernichtet. Das Vernichtungsprotokoll suggeriert dies, weist das aber nicht aus. Und „vorvernichtete Filmmaterialien“ mussten schlechterdings nicht gehäckselt werden, wenn diese dann doch verbrannt werden sollten. Das hat den leichten Hautgout einer „operativen Maßnahme“. Die Frage lautet nun: Wurde vor der Öffentlichkeit bewusst der Eindruck der Vernichtung von „Rosenholz“ erweckt?

Im Wesentlichen kursieren zwei Versionen darüber, wie die CIA an die mikroverfilmten F 16 und F 22 der HV A gelangt ist – nach der einen hat sie die Mikrofilme von Mitarbeitern des KGB erworben, nach der anderen Variante sollen leitende bzw. ein Mitarbeiter der HV A heimlich die CIA bedient haben. Beide Varianten überzeugen nicht.

Am Anfang der KGB-Variante wird häufig der Oberstleutnant der HV A, Rainer Hemman, als wichtiger Akteur genannt. Er habe im Dezember 1989 den Befehl erhalten, die in einigen Blechdosen enthaltenen Mikrofilme nach Berlin-Karlshorst zum KGB zu schaffen, um sie dort Sachsa Prinzpalow auszuhändigen: „Im Dezember 1989 kam mein Vorgesetzter zu mir. Er wies mich an, die Verfilmungen von dem Material des Referates 7 nach Karlshorst auszulagern.“ Dass Hemman einen

solchen Auftrag erhalten hat, ist nicht gänzlich abwegig, denn dem Stab war mit dem Referat 7 auch die Registratur unterstellt, die mit einer der Mikroverfilmungen gearbeitet haben müsste. In einer schwarzen Kuriertasche hätten sich die Blechdosen befunden, die er dem KGB in einer Karlshorst nahe gelegenen Villa übergab, an deren Schranke ihn Prinzpalow empfangen habe: „Ich drückte Sascha die einem Pilotenkoffer ähnliche Tasche in die Hand.“ Was immer in dem Koffer war – die erst am 28. Dezember 1989 vom MfS an einen Abteilungsleiter der HV A übergebene Sicherungsverfilmung sicherlich nicht.

Der Weg der Mikrofilme vom KGB zur CIA wird meist mit Prinzpalow und dem KGB-Obristen Alexander Sjubenko in Verbindung gebracht. Sjubenko soll zu einem Lt. Colonel der CIA in Berlin namens James Atwood in Kontakt gestanden haben, der unter der Legende eines Militärgeschichtlers operiert habe. Angeblich hat Atwood 1992 in Moskau die Unterlagen von einem dieser beiden KGB-Mitarbeiter entgegengenommen. Allerdings: Die KGB-Variante ist nicht überprüfbar, denn das Einzige, was alle drei Akteure – Atwood, Prinzpalow und Sjubenko – verbindet, ist die Tatsache, dass sie verstorben sind. Im Sommer 2003 wurde aus Kreisen des CIA eine Variante gestreut, wonach „Rosenholz“ in Warschau für knapp 65 000 Dollar von der CIA gekauft worden sein soll. Der bis dahin verbreitete Preis lag bei einer Million Dollar. In bundesdeutschen Sicherheitskreisen wird die KGB-CIA-Variante als gezielte Desinformation gedeutet, um den tatsächlichen Beschaffungsvorgang zu legendieren.

Nach einer anderen Variante, die – minder häufig – in Umlauf ist, sind die Mikrofilme entweder von einigen Spitzenleuten oder von einem einzelnen Mitarbeiter der HV A an die CIA übergeben worden. Den Blick in diese Richtung, und insbesondere in die des Stabes der HV A lenken leitende Mitarbeiter der Abteilung IX/c der HV A: „Offensichtlich hatte unsere Bürokratie, die ‚Stabsarbeit‘ von Federfuchsern, grundlegende Regeln der Geheimdienstarbeit ignoriert. Eine solche brisante Zusammenstellung anzufertigen, war eine massive Verletzung des ‚besonderen Quellenschutzes‘. Dazu kam, dass in den Wirren der Liquidierung des MfS und der Auflösung der HV A dieses hochbrisante Material nicht so gesichert wurde, dass niemand damit ‚Silberlinge‘ verdienen konnte. Oder war unter den mit der Sicherung Beauftragten der Judas?“ Auch Markus Wolf neigte dazu, die Übergabe von „Rosenholz“ an die CIA mit Mitarbeitern „seines Dienstes“ in Verbindung zu bringen. Im Juli 2011 erschien eine Publikation des Journalisten Peter-Ferdinand Koch, der sich vielfältig und vor Ort mit der HV A befasst hat. Er skizziert eine als bedrohlich empfundene Situation des Spitzentrios der HV A in Auflösung – Werner Großmann, Bernd Fischer und Ralf-Peter Devaux –, von

denen ein jeder von ihnen eine Kopie von „Rosenholz“ besessen hätte. Ein neuer Baustein zum Mythos „Rosenholz“ – oder eine relevante Fährte. Koch suggeriert beinahe einen Deal: Die „Kronjuwelen Rosenholz“ im Tausch gegen Straffreiheit für Hauptamtliche und Inoffizielle der HV A.

Ob überhaupt eine bzw. welche dieser Varianten zutrifft, muss offenbleiben. Wie auch immer es gewesen ist, die Operation selbst genießt bei der CIA auch Jahre später hohen Stellenwert. So zitierte die „Washington Post“ einen daran Beteiligten mit den Worten: „When the complete history of the closing days of the Cold War is written, this will be one of CIA’s greatest triumphs“. Umgekehrt wird dies von Angehörigen der ehemaligen HV A gewürdigt: „Dieser Zugriff der CIA (...) auf HV A-Unterlagen, aus denen sich Angaben über unsere Quellen rekonstruieren lassen, gehört zu unseren größten Niederlagen“. Immerhin wurde US-Präsident George Bush Senior umgehend über die Beschaffungsmaßnahme von „Rosenholz“ informiert. Bush war bis zum 20. Januar 1993 im Amt.

Damit taucht die Frage auf, wann der Zugriff der CIA auf „Rosenholz“ erfolgt ist. Nach den bisherigen Ausführungen kann der Zeitraum nur zwischen dem 28. Dezember 1989 und dem 20. Januar 1993 veranschlagt werden. Oftmals werden als Zeitpunkt 1989 oder 1990, mitunter auch 1992 genannt. Eine offizielle Stellungnahme seitens des amerikanischen Geheimdienstes liegt dazu nicht vor. Dafür, dass die CIA erst Ende 1992 bzw. Anfang 1993 dieses Material erwarb oder erst dann auswertete, spricht folgende Überlegung: Der hochkarätige Agentenfall „Topas“ konnte erst mithilfe dieser Mikrofilme aufgeklärt werden (also ohne Mitwirkung von Überläufern oder von erhalten gebliebenen schriftlichen Unterlagen). Es handelt sich um den „NATO-Spion“ Rainer Rupp. Recht früh war zwar den Ermittlungsbehörden sein Deckname „Topas“ bekannt geworden, aber trotz immensen Aufwandes wurde bis Januar 1993 der sich dahinter verbergende Agent nicht enttarnt. „Topas“ wurde am 31. Juli 1993 festgenommen. Den Ausschlag gab die mikroverfilmte F 16 der HV A.

## SCHLUSS

Mit „Rosenholz“ weiß man lediglich, für wen sich die HV A interessiert hat – und das auch nur teilweise. Denn eine ganze Buchstabenfolge (La – Li) fehlt in der Verfilmung, Erfassungen nach Januar 1989 sind nicht enthalten. Punktuell sind zwar begründete Vermutungen möglich, wenn

neben den Formblättern 16 und 22 noch der Statistikbogen überliefert ist, und aus den darin enthaltenen Angaben über Dauer und Umfang der Leistungen ein gewisser Aktenumfang ersichtlich wird, sowie die überlieferte Informationsdatenbank der HV A eine gewisse Menge an Hinweisen auf eingegangene Informationen enthält – und seltener Zufall, sogar die oder Teile der Akte überliefert sein sollten. In der Regel ließe sich erst dann sagen, wer Agent war. Es werden in der Geschichte der HV A gut 6 000 bundesdeutsche Agenten aktiv gewesen sein, von denen zuletzt 1 500 aktiv waren. Letztere sind der Stasi-Unterlagenbehörde bekannt, darüber hinaus frühere bekannt gewordene Agenten wie beispielsweise der Kanzlerreferent Günter Guillaume – Deckname „Hansen“. Die verbleibenden über 4 000 bundesdeutschen Agenten der HV A verbergen sich in einem Meer von 293 000 Personenkarteikarten.

## LITERATUR

Die erste umfassende Auswertung von „Rosenholz“ benennt die über 400 Spitzenquellen mit ihrem Decknamen, bei einem rechtsgültigen Urteil mit ihrem bürgerlichen Namen (vgl. Helmut Müller-Enbergs: Inoffizielle Mitarbeiter des Ministeriums für Staatssicherheit. Teil 2. Berlin 1998). Eine Analyse von „Rosenholz“ erschien 2007, auf die hier weitgehend Bezug genommen wurde (vgl. ders.: Rosenholz. Eine Quellenkritik. Berlin 2007). Der leitende Mitarbeiter des Bundesamtes für Verfassungsschutz Dirk Dörrenberg und der mit „Rosenholz“ befasste leitende Mitarbeiter des Bundeskriminalamtes, Rainer O. M. Engberding, notierten ihre Erfahrungen in einem 2003 erschienenen Tagungsband (Georg Herbstritt und Helmut Müller-Enbergs (Hg.): Das Gesicht dem Westen zu ...Bremen 2003). Eine Gesamtschau aller zuletzt aktiven inoffiziellen Mitarbeiter der HV A, die wesentlich auf „Rosenholz“ basiert, erscheint 2011 (Helmut Müller-Enbergs: Hauptverwaltung A. Aufgaben – Strukturen – Quellen. Berlin 2011). Neuere Einzelheiten bzw. Spekulationen zum Thema sind in dem Buch „Enttarnt“ von Peter Ferdinand Koch (Zürich 2011) enthalten. Zu aktuellen Irrtümern vergleiche den Bericht von Annett Meiritz, Sven Röbel und Peter Wensierski: Zweifel an Mahlers angeblichem Spitzel-Job in Spiegel-online vom 2. August 2011.

*Dr. Helmut Müller-Enbergs ist wissenschaftlicher Referent beim Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU).*

## Ein Umzugskarton voller Ermittlungsakten

Ein Rechercheprotokoll



Von Christine Kröger

Durch umfangreiche Recherchen zur Rockerkriminalität pflegte ich auch informelle Kontakte ins Rocker- und Rotlichtmilieu, aber auch zu Polizeibeamten und Staatsanwälten, die gegen organisierte Kriminalität (OK) ermitteln. Einer von ihnen erwähnte beiläufig die Affäre um Staatsanwalt Görlich (Dossier 1). Diese Affäre schien mir erstens kaum zu glauben und zweitens – wenn sie doch stimmen sollte – nicht nur als Justizskandal, sondern zugleich als „Paradebeispiel“, wie geschickt organisierte Kriminelle sich Beamte in Justiz und Polizei „gefügig“ machen: Die betroffenen Beamten haben offenbar vielfach gar kein Unrechtsbewusstsein, weil sie jede kritische Distanz zu den Akteuren, sich selbst eingeschlossen, verlieren. Ich ließ deshalb nicht locker, und nach Monaten „guten Zuredens“ machte der Beamte mir die gesamten Ermittlungsakten gegen Staatsanwalt Görlich et al. zugänglich.

Ich holte einen ganzen Umzugskarton voller Ordner an einem Samstag spätabends ab und musste ihn bereits am Sonntagmittag zurückbringen. Eine qualifizierte Auswahl der Dokumente war in so kurzer Zeit

nicht möglich, ich habe daher kurzerhand die ganze Nacht am Kopierer verbracht und schlicht erst einmal alles kopiert. In den Folgemonaten hat mich die Lektüre der insgesamt rund 3000 Seiten ungezählte Stunden gekostet und viel über die Arbeitsweise von Polizei und Justiz gelehrt. Doch zuerst und vor allem war sie für eine Nicht-Juristin wie mich kaum verständlich. Beamte drücken sich oft schon unabsichtlich umständlich bis unverständlich aus, in diesem Fall kam erschwerend hinzu, dass die Ermittler vielfach absichtlich „verquast“ formulierten, um die wahren Sachverhalte zu verschleiern oder zumindest zu verniedlichen. Den gesamten Papierwust mit Hilfe eines Anwalts durcharbeiten, verboten Kostengründe. Also las und exzerpierte ich alle Unterlagen auf mich allein gestellt mehrfach, bis ich glaubte, weitgehend „durchzublicken“.

Bereits wenige Wochen vor jener denkwürdigen Nacht am Kopierer hatte mich ein Rechtsanwalt angesprochen, der Rucker und andere organisierte Kriminelle vertrat. Er kenne jemanden, der viel über Rucker, ihre Geschäfte und ihre Gewährsleute wisse, und stellte den Kontakt zu Bernd Kirchner her. Was dieser mir berichtete, erschien mir in doppelter Hinsicht kaum zu glauben: Was er über die Kontakte der Rucker in die Gesellschaft erzählte (Dossier 3), aber auch, wie er sein eigenes Schicksal darstellte (Dossier 2). Ich zweifelte an Kirchners Glaubwürdigkeit, zumal er seine Aussagen kaum durch Dokumente belegen konnte – außer durch ungezählte Strafanzeigen, Klagschriften und Petitionen, deren Autor er allerdings selbst war. In seinen Schilderungen erwähnte er immer wieder, er sei „aus dem Verkehr gezogen“ worden, weil er als V-Mann auch über korrupte Polizisten und Staatsanwälte berichtet habe. Einer der zahlreichen Namen, die Kirchner nannte, war der des Staatsanwalts Görlich, über dessen Verfehlungen ich bereits unabhängig von Kirchner informiert war.

Nach mehreren konspirativen Treffen an Autobahnraststätten traute mir Kirchner so weit, dass ich seine neue Identität und Lebensumstände erfuhr, verdeckt an einem Treffen mit seinen Zeugenschützern teilnahm und schließlich Polizeibeamte kennenlernte, die Kirchners Angaben weitgehend bestätigten. Sie mussten allerdings aus Gründen des Informantenschutzes absolut anonym bleiben, doch kam ich über sie an weitere amtliche Dokumente aus Kirchners aktiver Zeit als V-Mann sowie an Berichte anderer V-Leute aus demselben Milieu.

Diese Unterlagen bestätigten Kirchners Angaben weitestgehend, ich hatte damit neben seinen Aussagen schriftliche Belege, so dass ich – sollten Polizei und Staatsanwaltschaft seine Vorwürfe abstreiten –

„Butter bei die Fische“ hätte geben können, ohne meine übrigen Informanten preisgeben zu müssen (was sich verboten hätte: Die Beamten unter ihnen wären wahrscheinlich ihren Job los, die Rechtsanwälte unter ihnen ihre Mandanten). Nun konnte ich die Geschichte endlich bringen – aber dazu wollte sie allerdings erst noch geschrieben sein.

Alles und alle hingen irgendwie zusammen, diese Zusammenhänge waren sehr komplex und kompliziert, es galt, wegzulassen und zu vereinfachen, und das Ganze dann auch noch in ein für eine Tageszeitung akzeptables Format zu „pressen“. Bei aller Vereinfachung mussten die Texte presserechtlich absolut unangreifbar bleiben. Denn die Geschichte kritisiert auch und vor allem Juristen, und diese würden ihr daher wohl besondere „Aufmerksamkeit“ schenken. Außerdem musste ich noch bedenken, was ich wie verwerten kann, ohne dass die Beschuldigten bzw. ihre Behörden Rückschlüsse auf konkrete Informanten ziehen konnten.

Bei Recherche und Schreiben war ich weitgehend auf mich allein gestellt. Obwohl Chefredaktion und Verlagsleitung der Veröffentlichung zu keinem Zeitpunkt Steine in den Weg legten (was angesichts des hohen Rechercheaufwandes und vor allem des hohen Prozessrisikos für einen Regionalzeitungsverlag ebenso ungewöhnlich wie lobenswert sein dürfte), fehlte es mir als Regionalzeitungsredakteurin nicht nur selbst an Erfahrung mit derlei Stoffen, sondern auch an zahlreichen Ressourcen: Zugang zu Archiven anderer Medien u.ä., professionelles Fact-Checking, kontinuierliche presserechtliche Beratung – und vor allem Austausch mit Kollegen, die Erfahrung mit vergleichbaren Recherchen haben.

Mit den mühsam zusammengetragenen und analysierten Dokumenten waren massive Vorwürfe gegen Ermittler und ihre Vorgesetzten, Rocker und ihre Helfershelfer eindeutig belegt. Die Betroffenen wurden dazu detailliert schriftlich angefragt und um Stellungnahmen gebeten. Sie haben entweder gar nicht reagiert, mich persönlich angegriffen oder sich auf rein formale Argumente zurückgezogen. Die wenigen Stellungnahmen zeugen von einem sehr oberflächlichen Umgang mit den Vorwürfen, was ich als „Arroganz der Macht“ werte.

Zwei Tage nach der Veröffentlichung des letzten Dossiers trafen sich die Leiter der betroffenen und der ihnen vorgesetzten Justizbehörden (Staatsanwaltschaften Hannover, Verden, Oldenburg, Generalstaatsanwaltschaft Celle) nebst ihren Stellvertretern und Pressesprechern inoffiziell zum Mittagessen. Sie stellten fest, dass „man da presse-



rechtlich wohl nicht gegen an komme“, berichtete mir ein Informant, außerdem würden presserechtliche Verfahren die Gefahr weiterer Berichte (über diese Verfahren) bergen. Daher bleibe nur, der Veröffentlichung eine eigene Pressemitteilung entgegenzusetzen, möglichst durch die vorgesetzte Behörde, die Generalstaatsanwaltschaft, sowie sich beim Deutschen Presserat zu beschweren. Bezeichnenderweise war bei jenem Mittagessen der hauptbeschuldigte Staatsanwalt Görlich weder anwesend noch eingeladen. Mein Informant antwortete auf meine Frage, warum das so war: „Mit dem hätte sich doch keiner an einen Tisch gesetzt.“ Betrachtet man allerdings das Ergebnis jenes Treffens schlägt offensichtlich der „Korpsgeist“ jedes doch noch vorhandene Unrechtsbewusstsein.

Tatsächlich folgten eine Pressemitteilung der Generalstaatsanwaltschaft, in der ich persönlich angegriffen wurde, sowie eine Beschwerde der Polizeidirektion Hannover beim Presserat, die der Presserat als unbegründet ablehnte. Dass weder die beschuldigten Behörden noch irgendein anderer Protagonist (Rockeranführer, Rechtsanwälte, Firmen) juristische Schritte eingeleitet hat, dürfte angesichts der Thematik für die Qualität der Recherche sprechen.

## **DIE DOSSIERS**

### **Dossier I**

Sex, Lügen und Video: Wie sich ein Staatsanwalt in Hannovers Rotlichtmilieu verstrickt – und viele andere Staatsanwälte die Affäre deckeln (Weser-Kurier, 14. Mai 2010)

**Unter die Robe gekehrt: „Habe versucht, die Sache klein zu halten. Bis jetzt relativ erfolgreich.“**

Von Christine Kröger

Wegen Rechtsbeugung, Strafvereitelung im Amt und ähnlicher Delikte gibt es in Deutschland kaum Verurteilungen, das beklagen kritische Juristen seit Langem. Und wenige Justizaffären zeigen das so deutlich, wie die um den heutigen Hannoveraner Oberstaatsanwalt Uwe Görlich.

Er konnte es sich erlauben, gegen zahlreiche Dienstvorschriften zu verstoßen, sich ins Rotlichtmilieu zu verstricken und illegale Prostitution

zu decken. Auch offensichtliche Widersprüche und Unwahrheiten schaden seiner Karriere nicht. All das dokumentieren Unterlagen aus den Akten gegen Görlich, die dem WESER-KURIER vorliegen. Er hat die bislang weitgehend unbekannte niedersächsische Justizaffäre aus diesen Dokumenten rekonstruiert.

### ***Auf Rockerjagd im Milieu***

Die Affäre begann am 23. Mai 2000: Görlich vernahm Silke F.\* als Zeugin in einem Betrugsverfahren. In diesem Gespräch soll die Betreiberin eines Wohnungsbordells in Hannover nebenbei erwähnt haben, sie beschäftige Frauen, „die vorher unter erheblichem Druck in den Laufhäusern am Steintor gearbeitet und dort erhebliche Schulden gemacht haben“. Dabei sei „auch der Name ‚Boxer-Frank‘ gefallen“, heißt es in den Akten.

Görlich gab später zu Protokoll, allein aufgrund dieser Aussage Silke F.s habe er den „Hell’s Angels Hannover“ und ihrem Anführer Frank Hanebuth das Handwerk legen wollen. „Boxer-Frank“ wird Hanebuth im Milieu genannt, und er hat diesen Namen nicht von ungefähr. Ende 2001 wurde der Ex-Boxer zu dreieinhalb Jahren Haft verurteilt, weil er einen aufmüpfigen Rockerkumpan lebensgefährlich im Gesicht verletzt hatte. Der Rockeranführer ließ sich schon damals als „Chef“ des Rotlicht- und Vergnügungsviertels Steintor in Hannover feiern.

Silke F. wusste offensichtlich, was für ein Kaliber „Boxer-Frank“ war. Über ihre Zusammenarbeit mit Polizei und Staatsanwaltschaft sagte sie später aus: „Wenn die Rot-Weißen (Szenename der „Hell’s Angels“, d. Red.) davon erfahren, bin ich tot.“ Trotzdem glaubte Görlich nach eigenem Bekunden, dass die in F.s Bordell arbeitenden Prostituierten allein durch gutes Zureden über Hanebuth und seine Machenschaften auspacken würden.

Für Rotlichtkriminalität wie Zuhälterei oder Menschenhandel war Görlich allerdings gar nicht zuständig. Er sollte sich vielmehr um die Verfolgung von Geldwäsche kümmern. Genau die habe er mit Hilfe der Prostituierten den „Höllengeln“ und ihrem Anführer nachweisen wollen, behauptete er später. Er berief sich dabei auf einen damals neuen Erlass zur Bekämpfung organisierter Kriminalität. Darin erlaubte Niedersachsens Justizministerium auch Anklagevertretern, Initiativermittlungen zu führen. Von Initiativermittlungen sprechen die Behörden, wenn sie mutmaßliche organisierte Kriminelle auch ohne konkreten Verdacht ins Visier nehmen.

Um es vorwegzunehmen: Görlich wies Hanebuth weder Geldwäsche noch andere Straftaten nach. Die „Erwartung, über den Kontakt zu einer konkurrierenden Bordellbetreiberin und zu einigen Prostituierten eine Rotlichtgröße wie Hanebuth wegen nennenswerter Straftaten überführen zu können“, sei „schon im Ansatz nicht aussichtsreich“ gewesen, heißt es später in den Akten. Dass die Erfolglosigkeit von Görlichs angeblichen Ermittlungen offensichtlich vorprogrammiert war, zeigt auch die Einschätzung von Polizisten, die Görlichs „Informantin“ F. damals schon lange kannten: Sie hielten diese für eine „notorische Betrügerin“, die weder Lügen noch Intrigen scheue.

### ***Zur Vernehmung ins Bordell***

Noch an dem Tag, an dem er Silke F. zum ersten Mal vernommen hatte, begann Görlich seine „Initiativermittlungen“ – mit einem Besuch ihres Etablissements. In den folgenden Monaten erkor der Staatsanwalt die Bordellbetreiberin dann zu einer Art „V-Frau“. Sie „wurde von Staatsanwalt Görlich faktisch als Informantin bzw. Vertrauensperson geführt“, ist in den Unterlagen zu lesen.

Diese „Informantin“ aber saß damals im Vechtaer Frauengefängnis eine mehr als vierjährige Haftstrafe ab. Sie hatte in 110 Fällen die Kunden einer Partnerschaftsvermittlung betrogen. Nun hatte sie ihrer Ansicht nach einen Deal mit dem Anklagevertreter geschlossen: Sie lieferte ihm Informationen aus dem Milieu, dafür erleichterte er ihr die Haft.

Seinen Part dieser angeblichen Absprache erfüllte Görlich in der Tat: Als Silke F. Strafunterbrechung an Wochenenden beantragte, bat er den zuständigen Staatsanwalt, dem Gesuch stattzugeben. F. sei eine „wichtige Informantin“ gegen Rockerboss Hanebuth, und ihr Bordell „nicht zu beanstanden“. Der Kollege entsprach der Bitte.

Görlich selbst bestellte F. binnen sechs Monaten zehn Mal ganz offiziell zu Vernehmungen nach Hannover ein. Viele dieser Vorladungen erstreckten sich über zwei Tage, die bevorzugten Termine waren dabei der Donnerstag und der Freitag. Auf diese Weise konnte die Bordellchefin anschließend gleich in Hannover bleiben, um dort auch das Wochenende außerhalb der Gefängnismauern zu genießen.

Neben der nun seltener eingesperrten „Informantin“ war auch deren Wohnungsbordell Görlichs „Initiativermittlungen“ dienlich. Das Etablissement lag nämlich verkehrsgünstig – gar nicht weit entfernt von Görlichs Behörde. Immerhin „vielleicht 20“ Bordellbesuche räumte

der Staatsanwalt ein. Er habe es schließlich dorthin nicht weit gehabt, rechtfertigte er den unkonventionellen Vernehmungsort.

### ***Rechtskniffe frei Haus***

Silke F. machte kein Geheimnis aus ihren guten Beziehungen zur Staatsanwaltschaft. Als die Polizei bei einer Razzia eine ihrer Prostituierten festnehmen wollte, wies die Bordellchefin darauf hin, dass Görlich die Beschäftigung der jungen Frau für rechtens erklärt habe. Der Staatsanwalt bestätigte den erstaunten Beamten, die Papiere der Hure geprüft und für in Ordnung befunden zu haben. Sie waren es nicht, tatsächlich arbeitete die Frau illegal.

Mit Görlichs Hilfe war es der Bordellbetreiberin ein Leichtes, ihr Geschäft während der Haft weiterzuführen. Görlich brachte das zwar kaum Erkenntnisse über Hanebuth und seine Rockerbande, F. jedoch verdiente auf diese Weise viel Geld. Sie gab Einnahmen von 75000 D-Mark monatlich an, die Polizei errechnete mindestens 90000.

Silke F. und ihre Angestellten versicherten, Görlich habe ihnen zugesagt, sie könnten sich jederzeit an ihn wenden, wenn sie es mal mit der Polizei zu tun bekämen. Der Staatsanwalt nannte diese und andere Zusagen gerne „vertrauensbildende Maßnahmen“, als er später vernommen wurde. Irgendwie musste er die Prostituierten ja aussagewillig machen, auf dass sie ihm die Machenschaften Hanebuths und seiner „Höllengel“ enthüllen.

Obwohl Görlich diese angeblichen Machenschaften verborgen blieben, hielt er seine Zusagen an die Frauen ein und verriet sogar manchen Rechtskniff. „Mädels“ unter 21 Jahren sollten F. bescheinigen, dass sie sich in deren Bordell nicht zum ersten Mal prostituierten, schlug Görlich vor. So könne die Bordellchefin empfindlichen Strafen wegen Ausbeutung von Prostituierten entgehen, sollte die Polizei sie mal wegen der Beschäftigung sehr junger Frauen in Bedrängnis bringen.

Für seine „Rechtsberatungen“ wollte Görlich keine Gegenleistungen „irgendwelcher Art“ bekommen haben – nicht einmal, wenn er die „Mädels“ für eine derartige „Beratung“ eigens zu Hause aufsuchte. Eine der Prostituierten wollte beispielsweise wissen, was sie tun müsse, wenn ihre Bewährungszeit auslaufe. Für einen Staatsanwalt nicht eben eine knifflige Frage, ein knappes „nichts“ wäre als Antwort passend gewesen. Doch Görlich besuchte die Frau daheim – angeblich zur Klärung eben dieser Frage. In den Akten heißt es dazu, der Anklagevertreter

habe der Prostituierten „vorgetäuscht, sich intensiv um deren Straferlass zu bemühen, obwohl dieser nach Ablauf der Bewährungszeit automatisch erfolgte“.

Mehr noch: Silke F. wurde in einer Vernehmung einmal sehr deutlich – freilich erst, nachdem wegen der Ermittlungen gegen ihren einstigen Gönner die Hafterleichterungen widerrufen worden waren. Da schalt sie Görlich einen „typischen Freier“, der sich in ihrem Etablissement „als großen Zampano“ habe feiern lassen, weil er angeblich „in Hannover aufräumen“ wolle. Dem Journalisten eines Nachrichtenmagazins berichtete die Bordellchefin überdies, sie habe Videokassetten, auf denen der Staatsanwalt bei mehr als „Zeugenvernehmungen“ zu sehen sei. Ihr Rechtsanwalt habe ihr allerdings davon abgeraten, dem Journalisten die Filme zu geben. Vermutlich wäre das auch schlecht fürs Geschäft gewesen: Welcher Freier geht in ein Etablissement, aus dem solche Aufnahmen an die Öffentlichkeit gelangt sind?

### ***Die abgeblasene Durchsuchung***

Silke F.s Angaben über kompromittierende Videoaufnahmen mag mancher unter milieutypischer Geltungssucht abhaken. Doch scheint diese Behauptung nicht einfach aus der Luft gegriffen. Sicher ist, dass es mindestens eine Videokassette gab, die angeblich für Görlichs Ermittlungen gegen die „Hell’s Angels“ wichtig war. Für die Ermittlungen gegen Görlich war das Band später tatsächlich von Bedeutung.

Laut F. bekam Görlich zwei oder drei Kassetten aus den Überwachungskameras des Bordells. Darauf sollten unter anderem „Hell’s Angels“ mit einer „Frischfleischlieferung“ zu sehen sein. „Frischfleisch“ werden im Milieu neue Prostituierte genannt. Immer wieder hätten die Rocker versucht, auf diese oder andere Weise an F.s Etablissement mitzuerdienen, sagte die Bordellbetreiberin aus. Doch behauptete sie zudem, in den Videofilmen sei außer den Rockern auch Görlich mehrfach zu sehen.

In den spärlichen Vermerken, mit denen Görlich seine „Initiativermittlungen“ dokumentierte, findet sich kein Wort über die Kassetten. Weder, dass er sie erhalten, noch, wo er sie gelassen hat, notierte der Staatsanwalt. Der Polizei übergab er die Bänder nicht zur Auswertung, wie das vorschriftsmäßig gewesen wäre.

Unterschlug der Staatsanwalt etwa Beweise? Der Verdener Oberstaatsanwalt Roland Herrmann, der die Ermittlungen gegen Görlich leitete,

wollte dessen Dienst- und Privaträume durchsuchen lassen. Doch so weit kam es nicht: Am Tag zuvor vereitelte Herrmann die von ihm selbst initiierte Durchsuchungsaktion. Er fuhr nach Hannover und unterrichtete den beschuldigten Kollegen über seinen Verdacht. Görlich bestritt sämtliche Vorwürfe und erklärte sich umgehend bereit, eine Videokassette herauszugeben.

Es sei die einzige, die er je erhalten habe, beteuerte Görlich. Der Polizei habe er sie nicht übergeben, weil Silke F. ihm versichert habe, die Ordnungshüter wüssten von dem Band und würden es demnächst bei ihm abholen. Eine wegen vielfachen Betruges inhaftierte Bordellchefin als Mittlerin zwischen Polizei und Staatsanwaltschaft – diese Erklärung nannte Herrmann in einem Vermerk „plausibel“.

Als die Polizei nicht kam, wollte Görlich das Band vor lauter Arbeit schlicht in seinem Schrank „vergessen“ haben. Inhaltlich gebe die Kassette auch nicht viel her, berichtete er, die meisten Akteure seien kaum zu erkennen. Sehenswert sei eine einzige Szene, die sich allerdings eher durch Komik als durch Informationswert auszeichne: Ein „Hell’s Angel“ entdecke die Kamera, werfe sich auf den Boden, um ihrem Fokus zu entkommen, und krabble dann auf allen Vieren davon.

Der lockere Umgang seines Kollegen mit den schwerwiegenden Vorwürfen zusammen mit dessen „plausiblen“ Erklärungen überzeugten Herrmann am Ende offenbar so sehr, dass er die Durchsuchungen kurzfristig abblasen ließ. So blieb ungeklärt, ob es weitere Videos gab – und was auf ihnen zu sehen war.

Doch auch die eine Kassette, die Görlich seinem Verdener Kollegen aushändigte, brachte diesen am Ende nicht weiter. Die Polizei stellte zwar fest, dass auf dem Band tatsächlich zu sehen war, wie ein „Hell’s Angel“ das Bordell betrat. Allerdings auf zwei Beinen und ohne der Kamera Beachtung zu schenken. Nach dieser Szene sei das Video dann gelöscht, meldete die Polizei dem Oberstaatsanwalt. Das wirkt verdächtig, könnte man meinen, doch Herrmann sah das offenkundig anders. In seinen Ermittlungen ging er diesem Umstand jedenfalls nicht weiter nach.

### ***Polizei unter Generalverdacht***

Görlich enthielt der Polizei viel mehr als ein Video vor, er führte seine angeblichen „Initiativmittlungen“ weitgehend im Alleingang durch. Vor Herrmann rechtfertigte er das später damit, dass bei der Polizei in

Hannover vieles im Argen liege. Viele Dienststellen seien undicht, vom Milieu unterwandert, korrupt, nicht vertrauenswürdig. Wegen dieses „permanenten Korruptionsverdachts“ gegen die Polizei habe es keine „vernünftige Zusammenarbeit“ gegeben, bilanzierte Oberstaatsanwalt Herrmann.

Am schlechtesten kam bei Görlich die „Sitte“ weg, das Fachkommissariat Milieu der Polizeidirektion Hannover. Silke F. und ihre Prostituierten sagten aus, der Staatsanwalt habe ihnen stets eingebläut, sich ausschließlich ihm persönlich und auf gar keinen Fall Beamten der „Sitte“ anzuvertrauen. Eine Polizeirazzia in ihrem Bordell habe Görlich mal eine „Retourkutsche der Sitte“ genannt, wusste F. zu berichten. Eine Retourkutsche dafür, dass der Anklagevertreter angetreten sei, dem korrupten Treiben dieser Polizisten Einhalt zu gebieten.

Sofern er Hannovers Polizei überhaupt einschaltete, wandte sich Görlich nach der Razzia in F.s Bordell nur noch an die Abteilung Organisierte Kriminalität. Auch mit diesen Beamten geriet er allerdings rasch aneinander: Sie wollten seine Vorbehalte gegen die „Sitte“ nicht ohne Weiteres teilen, und Belege dafür lieferte Görlich offenbar keine. Dann forderten die Kriminalisten zu allem Überfluss, der Staatsanwalt solle fortan den direkten Kontakt zu Silke F. und ihren Angestellten meiden. Sie fürchteten Fehler in der indirekten Informationsübermittlung von den Frauen über Görlich an die Polizei sowie um Görlichs persönliche Sicherheit.

Diesem Rat folgten weder der Anklagevertreter noch die Bordellchefin. Görlich behauptete, F. habe einfach nicht aufgehört, ihn mit Anrufen zu „belästigen“. Die Auswertung seiner Telefondaten ergab allerdings, dass der Staatsanwalt nicht nur F.s Anrufe weiter entgegennahm, sondern sie nach wie vor auch seinerseits anrief.

Mit der schlechten Meinung über Hannovers Polizei stand Görlich in seiner Behörde nicht alleine da. Sein stellvertretender Abteilungsleiter Dietmar Eisterhues sagte aus, auch er habe es für „wenig sachgerecht“ erachtet, wenn die Polizeidirektion Hannover Initiativermittlungen gegen die „Hell's Angels“ führe. Mit Görlich habe er sich deshalb überlegt, die Ermittlungen an die Polizei in Celle abzugeben, doch die habe aus Kapazitätsgründen abgelehnt.

Eisterhues teilte nicht nur Görlichs Bedenken gegen Hannovers Polizei, er ging mit ihm auch ins Bordell. Mehrmals, behauptete Silke F. Einziges Mal, hielt Eisterhues dagegen, und das rein dienstlich. Immerhin

räumte er ein, in der Küche des Bordells sei man auf Kosten des Hauses auch in den Genuss eines Gläschens Sekt gekommen. Görlich dagegen erinnerte sich nicht einmal an solche Genüsse: Er trinke keinen Sekt, bei seinen zahlreichen Bordellbesuchen sei ihm allenfalls mal ein Kaffee vorgesetzt worden.

Widersprüchlich blieben die Angaben, inwieweit der Hannoveraner Oberstaatsanwalt Wolfgang Burmester in die „Initiativvermittlungen“ in und rund um das Wohnungsbordell involviert war. Offiziell war er es nur einmal: Zuständigkeitshalber sagte er auf Görlichs Antrag hin Silke F. Vertraulichkeit zu. Solche Zusagen bekommen Informanten und V-Leute zu ihrem Schutz, damit sie anonym bleiben können, wenn sie gegen Schwerverbrecher und organisierte Kriminelle aussagen.

Doch die Vertraulichkeitszusage dürfte nicht alles gewesen sein. Silke F. behauptete, Görlich habe stets seine guten Verbindungen zu Burmester betont. Ihre Wünsche wie zum Beispiel Arbeitsgenehmigungen für ausländische Prostituierte werde Burmester schon zu erfüllen wissen. Zusammen mit diesem Versprechen habe Görlich ihr die Handynummer seines Kollegen anvertraut.

So kam es vermutlich auch zu einem kurzen Draht zwischen Bordellchefin und Oberstaatsanwalt: F. gab bei der Polizei an, Burmesters Telefonnummer längst auswendig zu wissen. Eine Bedienstete des Frauengefängnisses bestätigte, dass die Inhaftierte nicht nur mit Görlich, sondern auch mit Burmester telefoniert habe.

### ***Gerüchte nehmen überhand***

Mit jedem Monat, der während Görlichs „Initiativvermittlungen“ ins Land ging, mehrten sich im Milieu die Gerüchte, die Hannoveraner Staatsanwaltschaft halte ihre Hand schützend über F.s Bordell. Als Behördenleiter Manfred Wendt im November 2000 von diesen Gerüchten erfuhr, beauftragte er ausgerechnet Oberstaatsanwalt Burmester, ihnen auf den Grund zu gehen. Und erst als Wendt Ende Januar 2001 feststellen musste, dass die Gerüchte nicht nur im Milieu, sondern auch innerhalb der Polizei kursierten, schrieb er seinem Vorgesetzten, dem Generalstaatsanwalt in Celle: „Ich bitte nunmehr, eine andere Staatsanwaltschaft zu beauftragen.“

In dem Schreiben gab sich Wendt Anfang Februar 2001 sicher, wer da geplaudert haben musste: „Der Polizei gelang es nicht, den Vorgang vertraulich zu behandeln“, behauptete er. Mit Verspätung wollte der



Behördenleiter nun vielleicht besonders vorbildlich erscheinen, jedenfalls gab er sich sehr geschäftig: „Eile ist geboten“, schrieb er seinen Vorgesetzten. Dabei schien ihm auch längst klar zu sein, dass sich sein Mitarbeiter Görlich nicht einwandfrei verhalten hatte. Wendt betonte: Die Bordellbetreiberin F. sei bereits wieder im geschlossenen Vollzug; er selbst werde ihre gnadenweise Haftunterbrechung widerrufen; und weil ja die „Geheimhaltung ohnehin nicht durchzuhalten“ sei, habe seine Behörde auch noch die Steuerfahndung eingeschaltet, die in F.s Bordellbuchführung nach dem Rechten sehe.

### ***Undichte Stellen in Behörden***

Was der leitende Oberstaatsanwalt Wendt der Generalstaatsanwaltschaft vorenthielt: Undichte Stellen gab es wohl auch in Wendts eigener Behörde. Das legt ein bereits im Dezember 2000 verfasster Polizeivermerk nahe, der ein Gespräch der Polizei mit Wendt und Burmester dokumentierte. Nach diesem Vermerk ging das Gerede über Görlichs Milieukontakte mitnichten auf Indiskretionen der Polizei zurück, die Gerüchte sollten vielmehr aus der Staatsanwaltschaft Hannover durchgesickert sein.

Drei Wochen nach dem Generalstaatsanwalt bekam auch Niedersachsens damaliger Justizminister Christian Pfeiffer Post vom Leiter der Hannoveraner Staatsanwaltschaft. In dem Schreiben klärte Wendt nun den Minister über die Ermittlungen gegen Görlich auf. Allerdings nur sehr behutsam. Des Staatsanwalts zahlreiche Bordellbesuche tat Wendt beispielsweise mit den Worten ab: „Wiederholt war er persönlich im Bordell. Mit einzelnen Prostituierten hat er persönlich gesprochen.“ Überraschend sicher schien dem Behördenleiter: „Intime Kontakte dürfte es dort aber nicht gegeben haben.“ Er warb auch um Verständnis für seinen verdächtigen Mitarbeiter: „Bei der Prüfung des Anfangsverdachts sind die Arbeitsbelastung, das Engagement und die teilweise ungewöhnlichen Ermittlungsmethoden von Staatsanwalt Görlich berücksichtigt worden.“

Mitte Februar 2001 übernahm der Verdener Oberstaatsanwalt Herrmann von seinem Hannoveraner Kollegen Burmester das Verfahren gegen Görlich. Allerdings fehlte es auch ihm nicht an Verständnis für den beschuldigten Anklagevertreter. Die zahlreichen mehrtägigen Vorladungen der Bordellchefin ließen sich „bei großzügiger Betrachtung sachlich begründen“, vermerkte Herrmann beispielsweise. Nur vorsichtig fügte er hinzu, die Ladungen stellten zugleich „ein gewisses Entgegenkommen“ an Silke F. dar.

Durch seine „rechtlichen Beratungen“ habe Görlich zudem die „Gegenseite in die Lage versetzt, gesetzeskonforme Prostitutionstätigkeit vorzutäuschen“ und „damit die Arbeit der Strafverfolgungsbehörden“ erschwert, ermittelte Herrmann. Doch ging er wohlwollend davon aus, der Beschuldigte – immerhin ein Staatsanwalt – habe das vermutlich einfach „nicht erkannt“.

Die Polizei sei nur „halbherzig und unprofessionell“ in Görlichs Ermittlungen eingebunden worden, notierte Herrmann weiter. Doch spielte er das zu bloßen „Kommunikationsproblemen“ herunter. Über die Videoaufzeichnungen aus dem Bordell habe der Staatsanwalt „unglaublich“ ausgesagt. Zudem habe er es versäumt, sie der Polizei zu geben. Doch sei zugunsten des Beschuldigten „nicht auszuschließen, dass er die Tätigkeit der Polizei für aussichtslos hielt“.

### ***Aussagen nicht glaubwürdig***

Insgesamt betrachtet seien Görlichs Angaben nicht „durchgehend glaubwürdig“, fasste Herrmann zusammen. Der Beschuldigte habe Vermerke von Polizei- und Vollzugsbeamten „vorsätzlich oder fahrlässig falsch“ genannt und von einer „Reihe von angeblichen Missverständnissen“ gesprochen. Diese von Görlich behauptete „Vielzahl von Missverständnissen oder Lügen“ sei „nicht glaubhaft, zumal die Geversion in sich schlüssig“ war.

Doch Herrmann ging diesen unglaublichen Erklärungen und Ungeheimheiten nicht weiter nach. Wohl auch deshalb blieb von der langen Liste der „strafrechtlich relevanten Vorwürfe“, die der Verdener Anklagevertreter prüfte, nichts übrig: Verrat von Dienstgeheimnissen, Strafvereitelung, Vollstreckungsvereitelung, Verfolgungsvereitelung, Täuschung, Beihilfe zum Verstoß gegen das Ausländergesetz, Beihilfe zur Zuhälterei. Die meisten dieser Anschuldigungen sah Herrmann am Ende als entkräftet an, die übrigen seien „nicht mit der erforderlichen Sicherheit nachzuweisen“. Am 4. Dezember 2001 stellte er die Ermittlungen gegen Görlich ein.

Herrmanns Behördenleiter, Verdens leitender Oberstaatsanwalt Helmut Trentmann, fasste die dicken Verfassensakten für den Justizminister in einem Satz zusammen: „Das Ermittlungsverfahren gegen Staatsanwalt Görlich ist eingestellt worden.“ Immerhin fügte er noch hinzu: Görlich bleibe „jedoch insbesondere vorzuwerfen, dass er unter Missachtung zahlreicher Grundsätze“ die Bordellbetreiberin F. „faktisch als Informantin und Vertrauensperson geführt und dabei eine bedenkliche Nähe zu ihrem Bordellbetrieb entwickelt“ habe.

Trentmanns Kollege Wendt in Hannover nahm weder an den offenkundigen Verfehlungen noch an den widersinnigen Angaben seines Mitarbeiters Anstoß: Er leitete nicht einmal ein Disziplinarverfahren gegen Görlich ein. Dabei braucht es für ein solches Verfahren bei Weitem keinen Verstoß gegen das Strafrecht, es reichen einfache „dienstliche Pflichtverletzungen“ oder ein „gravierendes Fehlverhalten im Privatbereich“ aus.

Oberstaatsanwalt Herrmann, der es später zum leitenden Oberstaatsanwalt und Behördenleiter in Oldenburg brachte, bewies in dem delikaten Verfahren neben Großzügigkeit viel Diskretion. Lange drang nichts durch die Mauern der eingeweihten Behörden. Nur einmal titelte die Lokalzeitung in Vechta: „Staatsanwalt mit gutem Rotlichtkontakt.“ Tags darauf legte eine hannoversche Zeitung nach: „Eine Hand wäscht die andere: Staatsanwalt gewährt Bordellchefin ungewöhnlich viel Hafturlaub.“

Die Berichte deckten mit den zahlreichen Vorladungen der Bordellbetreiberin nach Hannover nur ein Zipfelchen der Justizaffäre auf und stellten teilweise falsche Zusammenhänge zu F.s Vergangenheit her. Kein Wunder, denn die Journalisten hatten es schwer: Die Anklagebehörde hielt mit Informationen zu dem Verfahren offenbar absichtlich hinterm Berg. „Durch Indiskretionen in der JVA wurde die Presse aufmerksam“, hielt Herrmann etwa zwei Wochen nach den Veröffentlichungen in den Akten fest. Mit JVA meinte er das Frauengefängnis in Vechta, in dem Silke F. damals inhaftiert war. „Ich habe versucht, die Sache klein zu halten. Bis jetzt relativ erfolgreich. Weitere Artikel sind nicht erschienen.“ Trotzdem befindet Herrmanns damaliger Chef Trentmann, bis heute Verdens leitender Oberstaatsanwalt, auf Anfrage: Die Angelegenheit sei damals „in der Öffentlichkeit sehr ausführlich behandelt“ worden.

Noch während Herrmann gegen Görlich ermittelte, sollte dieser innerhalb der Staatsanwaltschaft Hannover versetzt werden. Doch noch Jahre danach bestritt das Justizministerium auf eine Anfrage im niedersächsischen Landtag jeden Zusammenhang zwischen den Ermittlungen und dieser Versetzung.

Später wurde Görlich zum Oberstaatsanwalt und Abteilungsleiter befördert. Heute ist er für Wirtschaftskriminalität zuständig, bei der es um Taten wie Vorteilsnahme oder Bestechung geht. Und in seinen Plädoyers wirft Görlich Angeklagten gerne mal vor, jenseits aller Paragrafen auch „unmoralisch“ gehandelt zu haben.

\* Name von der Redaktion geändert

### Weiterer Text in Dossier I:

- ▶ **Im Zweifel für den Staatsanwalt – Anklagevertreter verstrickt sich ins Rotlichtmilieu**  
<http://www.weser-kurier.de/Artikel/Region/163775/Im-Zweifel-fuer-den-Staatsanwalt.html>

### Dossier II

Der Spitzel, der zu viel wusste: Was Bernd Kirchner alias G06 im Hannoveraner Rotlichtmilieu erfuhr, brachte Kriminelle in Bedrängnis – aber auch Polizisten und Staatsanwälte (Weser-Kurier, 15. Mai 2010)

- ▶ **Abgeschaltet: Aufstieg und Fall eines V-Manns**  
<http://www.weser-kurier.de/Artikel/Region/164672/Abgeschaltet%3A-Aufstieg-und-Fall-eines-V-Manns.html>
- ▶ **Von wegen vertraulich**  
<http://www.weser-kurier.de/Artikel/Region/164682/Von-wegen-vertraulich.html>
- ▶ **Sie können auch anders: In der VW-Affäre klopft die Polizei sachte beim Weltkonzern an – und geht scharf gegen eigene Beamte vor**  
<http://www.weser-kurier.de/Artikel/Region/164674/Sie-koennen-auch-anders.html>

### Dossier III

Nicht zu fassen: „Hell’s Angels Hannover“ geben sich auffallend artig – Experten für organisierte Kriminalität erinnert das an Italien (Weser-Kurier, 16. Mai 2010)

- ▶ **In „feiner Gesellschaft“**  
<http://www.weser-kurier.de/Artikel/Region/165000/In-%22feiner-Gesellschaft%22.html>
- ▶ **Höllisch gut beraten: Interne Polizeidokumente zeigen, wie Frank Hanebuth und seine Rocker arbeiten**  
<http://www.weser-kurier.de/Artikel/Region/165002/Hoellisch-gut-beraten.html>

*Christine Kröger ist Chefredakteurin des Bremer Weser-Kuriers und leitet das Ressort Recherche und Ausbildung.*

## „Aussortierte Daten werden vernichtet“

Von Wikileaks zu Openleaks



*Gespräch mit Daniel Domscheit-Berg im Rahmen der nr-Fachkonferenz „Recherche reloaded“ am 29. Mai 2011.*

Interview: Jörg Wagner

**Wagner:** *Ich versuche jetzt in möglichst kurzer Zeit – innerhalb einer halben Stunde – möglichst viele Informationen rauszuziehen und der Filter wird das Thema der Tagung sein: was man von anderen Berufen lernen kann. Dazu gleich die erste Frage: was haben Sie für einen Beruf?*

**Daniel Domscheit-Berg:** (Lacht). Das ist eine verdammt gute Frage. Vom Hintergrund her komme ich eigentlich aus der IT-Security-Welt. Ich habe lange Netzwerk-Designs gemacht mit starken Sicherheitsanforderungen. Das ist das, was ich im Studium gelernt und dann beruflich umgesetzt habe. Auf der anderen Seite bin ich jetzt schon so lange an dieser Schnittstelle tätig, dass es für mich schwierig ist, das heute zu sagen. Also, ich bin aus meiner persönlichen Definition in dieser glück-

lichen Position, dass ich das mache, was mich interessiert. Und das wäre dann vielleicht meine Berufsbezeichnung.

**Wagner:** *Im April 2010 haben Sie mir auf diese Frage gesagt, Sie seien Journalist. Damals hießen Sie noch Daniel Schmitt, hatten einen falschen Namen. War das auch eine falsche Berufsbezeichnung?*

**Domscheit-Berg:** Na ja, ich schreibe auch gelegentlich mal den einen oder anderen Artikel und beschäftige mich mit diesem Thema. Ich habe einen Presseausweis und halte etwas von Journalisten. Vielleicht habe ich mich da auch ein bisschen zu sehr selbst gelobt. Aber ich versuche schon in dieser Richtung zu arbeiten.

**Wagner:** *Inwieweit nutzen Sie Tools, die Journalisten auch nutzen bzw. komplementär nutzen. Also, was machen Sie möglicherweise besser? Aus meiner Beobachtung ist es, dass Sie möglichst viele Dokumente mithilfe einer bestimmten Fachgruppe gegenchecken, ob die echt sind. Das schaffen Journalisten – die meist Einzelkämpfer sind – nicht. Wie haben Sie es konkret bei Wikileaks gemacht? Sie bekamen also ein Dokument wie den Hubschrauberflug am 12.07.2007 im Irak, wo Zivilisten erschossen wurden. Das wird unter anderem veröffentlicht auf YouTube, aber nicht nur da. Der erste Schritt war – wenn ich das richtig verstanden habe – erst einmal in den Besitz dieses Videos zu gelangen, das ja codiert war. Das ist ja die komische Logik der Militärs, dass die das alles dokumentieren und dann aber möglichst geheim halten, also nicht für die Öffentlichkeit freigegeben. Was haben Sie konkret gemacht, um zu wissen, wer es ihnen gegeben hat und ob das Video echt ist?*

**Domscheit-Berg:** Nein, die Frage, wer das jemanden gegeben hat, ist aus meiner Perspektive die Frage, die man gar nicht stellen sollte. Wenn man sich damit beschäftigt, ein Portal zu bieten oder einen Mechanismus zu bieten, der sicherstellt, dass die Quelle eben nicht gefunden werden kann, auch nicht vom Journalisten, der dieses Material bekommt, dann möchte man diese Frage nicht stellen. Im besten Fall weiß man das nicht. Das war bei dem Video zumindest der Fall und das ist bis heute so. Das ist auch die schwierige Situation, die ja Bradley Manning im Moment hat, dass niemand genau sagen kann, ist er jetzt die Quelle oder nicht? Deswegen ist es hier sehr schwierig Position zu beziehen, auch, wie man ihn jetzt verteidigen möchte. Die Frage, wie man das verifiziert, das ist natürlich eine andere. Das war im Fall dieses Videos einfacher, als mit den meisten anderen Sachen.

**Wagner:** *Noch einmal kurz. Sie sagten, die Quelle hat die Gelegenheit, zumindest bei OpenLeaks, die Veröffentlichung irgendwie zu steuern. Dazu muss man doch die Quelle kennen?*

**Domscheit-Berg:** Nein. Die Quelle hat Möglichkeiten zu steuern, indem sie z. B. sagt, wie lange Sie das jetzt exklusiv bekommen.

**Wagner:** *Aber, wie sagt sie das?*

**Domscheit-Berg:** Das passiert nur digital. Das heißt, Sie besuchen eine Webseite und Sie sehen z. B. zuerst einen Disclaimer. Und dieser Disclaimer erklärt Ihnen kurz, was Sie jetzt gleich machen können und wie Sie sich am besten verhalten. Das ist eine ganz wichtige Komponente. Wenn Sie dann auf O.K. geklickt haben, kommen Sie irgendwo auf eine Seite, wo Sie ein Dokument auf Ihrer Festplatte auswählen, das hochladen können und dann z. B. Kontextinformationen zu diesem Dokument bereitstellen. Also, warum es z. B. relevant ist, wen man kontaktieren könnte, um es zu verifizieren oder wie viele Leute dieses Dokument im Besitz haben, wie groß der Verteilerkreis ist etc. Das ist eine der wichtigen Fragen. Aber es gibt keinen Feedback-Kanal.

**Wagner:** *Also, Sie können nicht nachfragen: „Hallo, woher kommt dieses Dokument? Wie hast Du es Dir beschafft? Ist es möglicherweise von Dir schon auf Echtheit geprüft worden?“ Also, das müssen Sie alles selbst machen? Wie machen Sie es? Konkret in diesem Video ist es wahrscheinlich einfacher, zu sehen, ob das getürkt ist oder nicht. Aber bei schriftlichen Dokumenten in dieser Zahl – Sie sprachen allein von 14.000 Dokumenten aus Afghanistan – die darauf warten, veröffentlicht zu werden. Wie konkret checken Sie diese?*

**Domscheit-Berg:** Das ist so nicht zu prüfen.

**Wagner:** *Das heißt, das könnte auch die CIA sein, die bei ihnen etwas ablädt, um irgendwie das Militär im guten Licht dastehen zu lassen?*

**Domscheit-Berg:** Das wäre definitiv so immer möglich gewesen. Die Frage ist dann eine Plausibilitätsfrage – also wie wahrscheinlich ist das, dass so etwas passiert? Aber generell ist das natürlich eines der Probleme. Und das ist einer der Gründe, warum wir als eine der Konsequenzen aus der Erfahrung in WikiLeaks sagen, dass es so einfach nicht ist. Man kann gerade diese Prüfung der Dokumente nicht unter einem Dach abfackeln. Das funktioniert nicht. Und hier braucht man eine möglichst robuste Struktur, um die Expertise möglichst vieler

Menschen beim Prüfen der Dokumente sich zu Nutze zu machen und um sicherzustellen, dass man möglichst robust eine solche Prüfung vornehmen kann und die existierenden Ressourcen hier effizient mit einbindet. Das ist ein generelles Feld, in dem Journalisten klassisch arbeiten: Dokumente verifizieren, überprüfen und in einen bestimmten Kontext einbetten.

**Wagner:** *Aber bei WikiLeaks hatten Sie Journalisten noch nicht so im Visier, sondern – wenn ich das richtig verstanden habe seinerzeit – ist das ja erst in diesem Prozess der Veröffentlichungen geschehen, dass man andere Journalistengruppen dazu zieht.*

**Domscheit-Berg:** Ja.

**Wagner:** *Gehen wir aber trotzdem noch einmal zurück in das Jahr 2010. Sie hatten eine Menge von Dokumenten, waren davon jetzt nicht überzeugt, ob die echt sind oder nicht. Aber diese hatten eine gewisse Sprengkraft, z. B. die Diplomatendepeschen. Sie haben sich gesagt, wir müssen das natürlich ein bisschen aufarbeiten, weil sich das sonst kein Mensch durchliest. Wie gehen Sie dann weiter vor? Wie sortieren Sie überhaupt bei der Flut dieser Dokumente aus, was möglicherweise Explosivstoff ist und was nicht?*

**Domscheit-Berg:** Im Idealfall würde man das so gar nicht bewerten. Sondern im Idealfall wäre es so aufgeteilt, dass genug Ressourcen da sind, um sich alles anzuschauen.

**Wagner:** *Wie organisieren Sie sich diese Ressourcen? 14.000 Dokumente – das stelle ich mir ziemlich anstrengend vor.*

**Domscheit-Berg:** Das war ja nicht zu organisieren. Das ist ja genau das große Problem dieses Projekts, dass es zu viel versucht hat auf einmal zu sein. Und dass es ganz banal an eine Skalierungsgrenze gelaufen ist. Nämlich, dass es eben nicht genug Manpower gab für die Flut der Dokumente.

**Wagner:** *Aber Sie haben jetzt diese 14.000 Dokumente. Vielleicht erklären Sie es an diesem Beispiel, wie sie dieses crowdgestützte Tool entwickelt haben.*

**Domscheit-Berg:** Das Tool ist sehr spezifisch und befasst sich nur mit dem Redigieren dieser Informationen. Man hat vom Prinzip eine Datenbank, in dieser liegen all die Dokumente drin und dann wurde das auf-



gezogen nach dem Freunde-von-Freunden-Prinzip. Das heißt, wir haben Menschen, denen wir vertrauen die Möglichkeit gegeben, ihre Freunde wiederum mit einzubeziehen. Und dann haben Leute Zugang zu einem front-end bekommen. Und dann ein batch von sagen wir 200 dieser Dokumente zur Sichtung bekommen. Jetzt wurde jedes dieser Dokumente, von insgesamt 14.000 Dokumenten, von drei unabhängigen Menschen geprüft. Das heißt, dreimal wurde das zufällig jemandem zugeordnet. Der hat das gelesen, hat mit gesundem Menschenverstand gesagt, hier steht der Name eines Informanten oder hier sind Informationen, die jemanden in irgendeiner Art und Weise kompromittieren können oder die Rückschlüsse darauf zulassen, wo ein bestimmtes Treffen stattfand oder wie auch immer. Er hat das dann markiert und zum Redigieren freigegeben. Und dann wurde in einem separaten Prozess geprüft, welche Veränderungen nun innerhalb des Systems vorgeschlagen wurden. Die wurden alle miteinander abgeglichen und somit konnte man sicherstellen, dass kein Dokument von niemandem betrachtet wurde oder dann nicht durchs Netz geht. Also, das ist jetzt relativ einfach erklärt. Das ist technisch noch ein bisschen komplizierter.

**Wagner:** *Da ich ja Journalist bin und von Ihnen was lernen will, wie gewinnt man Freunde?*

**Domscheit-Berg:** Vermutlich bei Facebook. Aber, da bin ich nicht.

**Wagner:** *Nein, ich meine es jetzt nicht polemisch. Wie findet man Menschen, denen man vertrauen kann, die wiederum Menschen an ihrer Seite haben, denen man auch vertrauen kann? Das ist ja gerade bei solchen Geheimdienstgeschichten oder bei so brisantem Material wie die Afghanistan-Dokumente eher schwierig, oder?*

**Domscheit-Berg:** Ja, wobei es ja Leute gibt, die lange mitgearbeitet haben und mit denen ein Vertrauensverhältnis besteht und wenn man nach diesem Freunde-von-Freunden-Prinzip arbeitet, ist das schon mal ein erweiterter Vertrauenskreis. Es geht hier nicht um die Bewertung von Dokumenten oder die Möglichkeit irgendetwas einzuschmuggeln – aktiv einzuschmuggeln – was falsch ist. Es geht bei dieser spezifischen Problemlösung darum, möglichst viele Dokumente zu sichten und unter Umständen zu redigieren. Wenn man jetzt niemandem diese 14.000 Dokumente auf einmal zur Verfügung stellt, sondern die Dokumente in kleine Häppchen aufgeteilt, dann ist der Schaden, der entstehen kann, eigentlich relativ klein, durch einen Einzigen, der sich vielleicht in diese Gruppe von Menschen infiltriert oder reingeschmuggelt hat.

**Wagner:** *Wie viel Häppchen waren das bei 14.000 Dokumenten? Wie viel Freundesfreunde?*

**Domscheit-Berg:** Es sind immer ca. 200er-Päckchen gewesen, soweit ich mich erinnere. Es ist ganz wichtig, dass das alles auch auditiert und ordentlich geloggt wird. Jede Veränderung wird in ein audit log geschrieben und es ist nachprüfbar, wer welche Veränderungen vorgeschlagen hat und man kann dann z. B. auch bewerten und sagen, dass jemand hier anscheinend ordentliche Arbeit macht und jetzt für ein nächstes batch von 200 Stück wieder freigeschaltet wird. Aber auch da gibt es dann bestimmte Mechanismen, die sicherstellen, dass, wenn jemand hier extrem schlecht arbeitet, er einfach keinen neueren Batch von Dokumenten mehr zur Verfügung gestellt bekommt.

**Wagner:** *Sind das alles Freiwillige, die um die Gefahren wissen, die sie da rekrutieren? Wie könnt ihr sicher stellen, dass da nicht vielleicht schon längst die Geheimdienste mit drin sind?*

**Domscheit-Berg:** Also, ich weiß bei uns, dass da keine Geheimdienste mit drin sind. Soweit man das überhaupt im Leben sagen kann.

**Wagner:** *Eine Strategie ist ja z. B. auch Leute, die man identifiziert hat, einfach nicht auffliegen zu lassen, um sie im Glauben zulassen, das man sie eben nicht hat identifizieren können, um dann geschickt auch bestimmte Sachen zu steuern.*

**Domscheit-Berg:** Ich glaube, wir sind jetzt schon wieder einen Schritt zu weit. Die Freiwilligen, die dieses Material sichten und prüfen – ob hier etwas geschwärzt werden sollte oder nicht – die haben schon kein Material, was Rückschlüsse auf die Quelle des Materials zulässt.

**Wagner:** *Wer anonymisiert? Wer macht das? Ist das eine Software oder sind das auch Menschen?*

**Domscheit-Berg:** Das ist sehr unterschiedlich, weil es so viele unterschiedliche Typen von Dokumenten gibt, dass es wieder eine Frage ist, wie weit das automatisierbar ist. Es gibt immer einen automatischen Prozess, der gewisse Informationen einfach direkt raustrippt. Auf der anderen Seite gibt es immer Einzelfälle, in denen unter Umständen auch händisch nachgearbeitet werden muss, z. B. ob bestimmte Stempel auf Dokumenten relevant sind oder umgesetzt werden müssten.

**Wagner:** *Kennen Sie alle nichtanonymisierten Dokumente? Kennen Sie die Quelle?*

**Domscheit-Berg:** Nein. In unserem neuen System – und das ist auch ganz wichtig – ist es so, dass ein Dokument zuerst nur im Speicher vorgehalten wird. Es wird auf keine Festplatte geschrieben oder wie auch immer. Dann durchläuft es hier im Speicher einen automatisierten Prozess, der gewisse Metadaten aus dem Dokument schon mal entfernt, z. B. in einem Officedokument: wer das verfasst oder zuletzt gespeichert hat, in welchem Verzeichnis etc.

**Wagner:** *Was passiert mit diesen aussortierten Daten?*

**Domscheit-Berg:** Diese aussortierten Daten werden im momentanen Modell vernichtet.

**Wagner:** *Mit Einsen und Nullen überschrieben oder nur gelöscht?*

**Domscheit-Berg:** Die wurden nie gespeichert – sind nie vorgehalten. Die sind in diesem Moment nur existent im Arbeitsspeicher. Und der Arbeitsspeicher ist non-volatile, das heißt, er hat keinerlei Bestand in dem Moment, wo jetzt irgendeine andere Information hinein gekippt wird. Es gibt kein physisches Medium.

**Wagner:** *Wenn Sie behaupten, dass Al Jazeera unsauber arbeitet, dann ist es interessant, wie man sich schützen kann vor Zugriffen von außen. Auch als Journalist ist das ja ein Problem. Wie sicher bewahrt man Daten auf? Und eine Festplatte ist einfach eben nicht sicher, oder?*

**Domscheit-Berg:** Genau. Deswegen dieser Anonymisierungsschritt. Das erste passiert nur im Arbeitsspeicher. Da haben Sie keine Spuren, die hinterlassen werden und dann wird das Material direkt mit einem Schlüssel des Empfängers verschlüsselt. Das heißt, wenn Sie als Medienunternehmen mit uns zusammenarbeiten, dann wird das Material in dem Moment, wo es das erste Mal eine Festplatte erreicht nur mit ihrem Key verschlüsselt und nur Sie kommen an dieses Material heran. Wenn die Quelle jetzt spezifiziert hat, dass für Sie ein Embargodatum von vier Wochen gilt, dann wird es zusätzlich mit einem anderen Key signiert, der aber erst in vier Wochen gültig ist und dann nach vier Wochen die Möglichkeit bietet, dieses Dokument für andere Leute zur Verfügung zu stellen. Aber das ist kryptografisch soweit auch abgesichert, dass es hier eine klare Unterscheidung gibt.

**Wagner:** *Und Hacker, wie Sie, würden da jetzt auch nicht eine Hintertür finden?*

**Domscheit-Berg:** Deswegen bauen wir das ja, damit wir sicher sein können, dass so etwas vielleicht da nicht drin ist.

**Wagner:** *Im ersten Schritt, haben Sie gesagt, wird das erst einmal so durchgekämmt. Aber es bleibt möglicherweise noch ein Rest da, den Maschinen nicht erkennen können und Rückschlüsse zulassen. Wer macht das bei Ihnen? Gibt es da einen, der sozusagen abgestellt ist, den keiner kennt, der mit einem schwarzen Tuch rum läuft?*

**Domscheit-Berg:** Nein. Das ist in dem Moment auch eine Aufgabe, die Sie als Journalist oder Empfänger haben – eben zu identifizieren, dass es hier z. B. Nachbesserungsbedarf gibt oder dass inhaltlich in einem Dokument etwas geschwärzt werden muss. Da sind wir dann wieder auf einer inhaltlichen Ebene. Es gibt auch viele Informationen, die eine inhaltliche Rückkoppelung brauchen, damit man überhaupt identifizieren kann, dass hier etwas geschwärzt werden sollte oder dass es Informationen gibt, die einen Rückschluss zulassen.

**Wagner:** *Sie haben auch sehr anschaulich gesagt, dass man abwägen muss, was im Interesse der Öffentlichkeit ist und was im Interesse der Quelle? Wer wägt das ab bei Ihnen?*

**Domscheit-Berg:** Na, das wägen Sie ab. Nicht mehr wir. Das ist ja genau der Punkt. Allein diese Frage, wie geht man mit 90.000 Dokumenten aus Afghanistan um und auf welcher Ebene muss jetzt hier geschwärzt werden, um Unschuldige zu schützen, auf welcher Ebene muss ich diese Linie zwischen dem privaten und öffentlichen Interesse ziehen. Diese Frage zu beantworten, ist so komplex für jedes Dokument, das Sie bekommen und muss individuell beantwortet werden, je nach Sprache und Kulturkreis, dass es schwierig wird, das alles in einer Organisation abzufackeln. Und deswegen möchten wir mit Organisationen arbeiten, die solche Standards schon über Jahrzehnte etabliert haben. Eben Medien und NGOs, die sich genau mit dieser Frage anhand von definierten Arbeitsabläufen und von ethischen Standards auseinandergesetzt haben und das umsetzen.

**Wagner:** *Man kann ja da offenbar Dokumente jeglicher Art abwerfen: aus den Bereichen Umwelt, Militär usw. Wer filtert jetzt, dass die richtige NGO angesteuert wird oder der richtige Journalist?*

**Domscheit-Berg:** Das filtert die Quelle. Das habe ich vielleicht ganz pragmatisch vergessen zu sagen – Sie können an OpenLeaks kein Dokument geben, sondern Sie können das Dokument nur an einen unserer Partner geben. Sie gehen zu einer gewissen NGO oder einem Medienunternehmen oder die PO-Box bei irgend jemand anderem. Das sind spezifische Domains, die dafür existieren. Sie suchen sich die Organisation aus, der Sie vertrauen, aber Sie wissen vielleicht nicht welcher Journalisten dafür in Frage kommt oder wie sie sich am besten mit ihm im Kontakt setzen. Deswegen können Sie dieses Onlineverfahren nutzen. Das ist einfach ein weiterer Weg, der in Zukunft besteht.

**Wagner:** *In der heutigen Zeit ist die Universalplattform WikiLeaks eigentlich unbrauchbar als Sammelbecken für Informationen jeglicher Art. Das schafft eine Organisation nicht, das wirklich hinzukriegen?*

**Domscheit-Berg:** Das ist eine gute Frage. Aus meiner Sicht ist es kein besonders effizienter Ansatz. Und da man als technisch geprägter Mensch immer so ein bisschen effizienzfokussiert ist und gerne Lösungen schaffen möchte, die gut skalieren, die nachhaltig sind, die eben nicht ständig überfordert sind oder irgendwelche Flaschenhälse aufweisen, ist man da auf der Suche nach einem Optimum oder einer besseren Annäherung an ein Optimum. Und das ist das, was wir mit OpenLeaks machen. Aus gewissen Lektionen haben wir Schlüsse gezogen und sind der Meinung, dass es eben mit einem etwas anderen Design besser funktionieren und nachhaltiger umgesetzt werden kann.

**Frage aus dem Publikum:** *Sie sagten vorhin, dass sich Medienpartner anmelden können, die Ressourcen und Strukturen in das System hinein geben. Was heißt das für mich, wenn ich beispielsweise als freier Journalist arbeite. Was kann ich für Strukturen hinein geben?*

**Domscheit-Berg:** Für Sie als freier Journalist wird das jetzt kompliziert. Es geht konkret einfach auch um Infrastruktur. Die großen Kosten, die ein solches Portal eigentlich aufwirft, sind Kosten für Infrastruktur, also operative Kosten, die monatlich anfallen und ihre Fixkosten darstellen. Jetzt ist die Frage, macht das Sinn, dass wir als Projekt diese ganze Infrastruktur irgendwie anbieten und uns Gedanken darüber machen müssen, wie das jetzt zu finanzieren ist? Deswegen auf einmal ein Riesebudget brauchen um ein solches Projekt zu betreiben. Oder ist es nicht viel sinnvoller, die Teilnehmer des Systems zu fragen, ob nicht jeder einfach zwei oder vier Server zur Verfügung stellen kann, die mit eingebunden werden in die Infrastruktur und die sicherstellen, dass

dieses Gesamtkonstrukt für alle damit weiterwächst und mehr Informationen, oder besser gesagt mehr Ressourcen, zur Verfügung stehen.

**Frage aus dem Publikum:** *Das heißt, wenn ich einen Computer zuhause stehen habe, der als Server fungieren könnte ...*

**Domscheit-Berg:** Vom Prinzip ja. Es gibt ein Projekt, das nennt sich GlobalLeaks. Die wollen so etwas Ähnliches in der Art umsetzen. Wir arbeiten auf dem Niveau von Rechenzentren. Es wird schwierig, wenn Sie versuchen wollen, dass über einzelne Maschinen, die bei irgendwem zu Hause stehen, so abzufackeln. Das skaliert nicht besonders gut. Das möchte niemand maintainen (verwalten). Wir arbeiten im Idealfall mit Rechenzentren und das ist die beste Kombination. Das wäre dann der Fall, wenn ein Medienunternehmen sogar inhouse einen Rechnerraum hat, in dem man eigene Infrastruktur untergebracht hat und man somit quasi auch noch einen rechtlichen Schutz hat, z.B. bei dem Versuch einer Beschlagnahme von solchen Maschinen oder der Durchsuchung. So ist das noch eine zusätzliche rechtliche Hürde, die das Ganze dann noch besser aufstellt.

**Frage aus dem Publikum:** *Sie sagten, 14.000 Afghanistan-Dokumente sind noch nicht veröffentlicht. Was sind denn Haupthindernisse, warum Dokumente nicht veröffentlicht werden?*

**Domscheit-Berg:** Das ist eine gute Frage. Wir haben über ein halbes Jahr diskutiert, um das herauszufinden und so wirklich weiser bin ich nicht. Ich bin der Meinung, dass Sie für niemanden mehr einen wirklichen Mehrwert darstellen. Sie generieren keinen Hype und deswegen kümmert sich niemand darum, diese zu öffentlichen.

**Frage aus dem Publikum:** *Das ist eine reale Frage, wie rechnet sich das Ganze? Wovon leben Sie?*

**Domscheit-Berg:** Im Moment lebe ich glücklicherweise davon, dass ich gerade ein Buch geschrieben habe und – das zumindest hoffe ich – mich dadurch die nächsten Monate noch einigermaßen unabhängig halten kann. Auf der anderen Seite versuchen wir eben die Fixkosten soweit zu reduzieren, dass es da wenig gibt, was wir überhaupt brauchen. Es gibt ein paar andere Leute wie mich, die in irgendeiner Position sind, in der sie einen Halbtags-Job haben, mit dem sie sich über Land halten können. Natürlich schauen wir mittelfristig nach Möglichkeiten, dieses Projekt anders zu finanzieren, z. B. über Unterstützung von Stiftungen. Es gibt die Möglichkeit vielleicht so etwas wie Fellow-

ships zu vergeben, dass man direkt bei uns sagen kann, man finanziert eine drittel Stelle, eine halbe Stelle oder vielleicht eine ganze Stelle. Aber das sind alles Sachen, über die wir uns im Moment so direkt noch keine Gedanken machen. Das ist ganz klar auf dem Plan, aber wir sind im Moment erst einmal Schritt für Schritt daran, das umzusetzen und für die momentane Entwicklungsphase brauchen wir zumindest noch keine Unterstützung von Externen. Das setzen wir dann um, wenn es soweit ist.

**Frage aus dem Publikum:** *Mich würde einmal interessieren, wenn in diesem automatisierten Prozess viele Informationen, die Rückschlüsse über Informanten geben könnten, gelöscht werden – quasi gar nicht übernommen werden – wie kann man es dann im Gegenteil erreichen, dass man auch prüfen kann, ob diese Dokumente echt sind?*

**Domscheit-Berg:** Sie nehmen ja keine Informationen raus. Es ist so, wenn Ihnen heute jemand einen Umschlag schickt mit einem ausgedruckten Papier drin, dann schreibt er vielleicht nicht seine Absenderadresse auf den Umschlag und Sie wissen nicht, woher das kommt. Und Sie müssen sich jetzt in irgendeiner Art und Weise daran machen, das zu prüfen. Wenn Ihnen dasselbe jemand digital schickt, dann hinterlässt er dabei wesentlich mehr Spuren, weil dieses Dokument nicht ausgedruckt ist, sondern in den Metainformationen drin steht, dass Sie das gespeichert hatten. Und das sind die Informationen, die wir z.B. standardmäßig entfernen, die quasi einfach nur sicherstellen, dass ein digitales Dokument so anonym ist wie der Ausdruck, den sie bereitgestellt hätten.

**Frage aus dem Publikum:** *Das habe ich verstanden. Das wäre ja nicht das Problem. Ich hatte es dann so verstanden, dass innerhalb des Dokumentes meinetwegen auch die Dienststelle entfernt wird oder der Bearbeiter dieses Dokuments.*

**Domscheit-Berg:** Das wäre aber typischerweise eine Aufgabe, die nicht wir übernehmen, sondern die Sie als der Empfänger dieses Dokuments und als Journalist mit gewissen Routinen, nach denen Sie arbeiten, umsetzen.

**Frage aus dem Publikum:** *Können Sie bitte einmal träumen – welche Papiere hätten Sie denn gern im Netz?*

**Domscheit-Berg:** Auweia. Das ist eine sehr gute Frage. Also, ich wüsste gar nicht, wo ich da jetzt anfangen soll. Es gibt extrem viel, glaube ich,

was sehr interessant wäre und das sind dann ganz banale Informationen, wie z. B. die Stasiakte von Frau Merkel, die mich so ganz persönlich interessieren würde. Wo ich keinen Grund sehe, warum so etwas nicht veröffentlicht wird. Es gibt eine ganze Menge anderer Dokumente, glaube ich, die sehr interessant wären. Ich weiß nicht, über weitere Beispiele müsste ich mal nachdenken, was mir da spontan noch einfällt.

**Wagner:** *Ich möchte darauf hinweisen, dass es den juristischen Tatbestand ‚Aufrufen zum Geheimnisverrat‘ o.ä. gibt. Ob dies strafrechtlich relevant ist, ist mir nicht bekannt, aber wenn Sie jetzt diese Wünsche äußern und sich jemand infolgedessen – weil das gestreamt wird – aufgefordert fühlt ...*

**Domscheit-Berg:** Ja, in der Tat.

**Frage aus dem Publikum:** *Sie hatten vorhin gesagt, dass es rechtliche Hindernisse gibt für die Journalisten. Wenn Herr Breuer damals von der Deutschen Bank diesen Satz der Kreditwürdigkeit im Kirchkonzern sozusagen nicht öffentlich gesagt hätte, sondern in einer internen E-Mail, und es wäre Ihnen zugespielt worden und Sie hätten diese dann als erster veröffentlicht, hätte jeder gesehen, die stehen vor der Pleite, wieso hätten Sie da weniger Restriktionen als ein Journalist?*

**Domscheit-Berg:** Ganz generisch. Wir selbst publizieren überhaupt nicht. Das ist auch einer dieser Konsequenzen. Wir kümmern uns darum, dass diese Information vermittelt werden kann und dass die Quelle dieser Information anonym bleibt. Wenn das jetzt zu Ihnen vermittelt wird und Sie können das nicht publizieren, weil das rechtlich nach dem deutschen Presserecht hier nicht möglich wäre, dann gibt es die Möglichkeit z. B. sich innerhalb unseres Systems für ein anderen Partner zu entscheiden, in dessen Jurisdiktion das weniger problematisch wäre, weil es mir wichtig ist, dass das publiziert wird. Wenn Sie das jetzt in den USA veröffentlichen, werden Sie damit relativ wenig rechtliche Probleme bekommen. Einfach weil in den USA über das first amendment ganz andere Restriktionen oder ganz andere Freiheiten existieren. Das Problem ist ja, dass die ganze Sache mit dem Internet eine globale Geschichte ist und dass wir diese ganze rechtliche Denke, die wir haben, darauf überhaupt nicht eins zu eins abbilden können. Und das birgt eine ganze Menge Probleme und auf der anderen Seite auch Möglichkeiten, die wir haben, weil wir höhere Freiheitsgrade bekommen können in der Art und Weise, wie wir Informationen verteilen. Das heißt, wir können Ihnen direkt gar nicht helfen, aber einer der anderen Partner,



mit denen wir arbeiten, kann unter Umständen helfen, Ihr Dokument zu publizieren, wenn Sie es nicht selbst können.

**Frage aus dem Publikum:** *Ich verliere langsam den Überblick. Open Partizipation. Was heißt das? Ist das konkret die Firma OpenLeaks, die am Anfang alles rein stellt und wenn der Open Spooler am Ende kommt und keiner Ihrer Partner es veröffentlichen möchte, was ist dann Open Spool? Sind Sie es dann doch am Ende?*

**Domscheit-Berg:** Ja, das ist ein bisschen schwierig, das alles richtig zu erklären. Weil die Zeit fehlt, das richtig zu erklären. Das tut mir leid, wenn ich Sie da verwirrt habe. Das ist eigentlich nur der Informationsfluss. Von oben nach unten sinkt das Level der Exklusivität. Das heißt, der originäre Empfänger verarbeitet das Material in irgendeiner Art und Weise, schwärzt es unter Umständen oder redigiert es. Er veröffentlicht aber nicht das Material selbst – das Dokument – sondern er schreibt eben nur, wie das für viele Medien der Fall ist, eine Geschichte dazu. Jetzt will irgendetwas anderes mit diesem Dokument auch noch arbeiten und somit sickert das von oben nach unten durch und im community spool bzw. open spool haben mehr Leute Zugriff auf dieses Dokument und können damit dann auch eine Nachricht produzieren oder ihre eigene Analyse.

**Frage aus dem Publikum:** *Wer trägt die juristische Verantwortung für den open spool?*

**Domscheit-Berg:** Die gibt es in diesem Sinne so nicht. Das ist kein öffentlicher spool, der jetzt allen – der ganzen Öffentlichkeit – zur Verfügung steht, sondern nur den Partnern des Systems. Und einer der Partner – das sind diese vier Säulen, das zu erklären, wäre noch komplizierter, aber einer dieser vier Säulen kann sich jetzt dafür entscheiden, das zu publizieren und die juristische Verantwortung für diese Publikation zu übernehmen.

**Wagner:** *Eigentlich könnten Sie doch jeder Zeitung von Spiegel bis WAZ so ein Ding hinstellen mit Ihrem Zertifikat, mit Ihrem Siegel und dann würde das auch klappen, oder?*

**Domscheit-Berg:** Das ist eine gute Frage. Wir hoffen ja, dass das so in der Art funktionieren wird, wenn die Akzeptanz dann auch da wäre. Die WAZ z. B. hat ja eine eigene Lösung. Auch das hat wieder andere Probleme, ähnlich wie bei Al Jazeera. Das Konzept, das die haben, ist etwas ganz anderes. Wenn Leute mit uns arbeiten wollen, sind wir natürlich

froh. Auf der anderen Seite glaube ich, dass es auch den Ehrgeiz gibt, bei vielen Organisationen so etwas selbst implementieren zu wollen. Und da muss man eben nur sicherstellen, dass das richtig gemacht wird und dass das nicht irgendjemandem auf die Füße fällt.

**Wagner:** *Fasse ich das jetzt richtig zusammen? Die Zeit der offenen Plattformen, wie WikiLeaks ist tot? Weil nicht praktikabel?*

**Domscheit-Berg:** Das wird die Zeit beantworten, das kann ich ja nicht sagen. Noch ist es nicht tot.

*Daniel Domscheit-Berg, früher bekannt unter seinem Pseudonym Daniel Schmitt, ist Informatiker und war Sprecher der Enthüllungsplattform WikiLeaks. 2011 gründete er OpenLeaks.*

*Jörg Wagner ist freier Journalist und Moderator und Redakteur des radioeins-Medienmagazins.*

# LITERATUR

IN FORM GEBRACHT



**Druckerei H. Heenemann**

Bessemerstraße 83-91 · 12103 Berlin

Telefon (030) 753 03 0 · Telefax (030) 753 03 131

info@heenemann-druck.de · www.heenemann-druck.de



## Recherche reloaded

Was Journalisten von anderen  
Rechercheberufen lernen können

- Herausgeber:** netzwerk recherche e.V.  
Postfach 580507  
10414 Berlin
- Redaktion:** Eleni Klotsikas
- Umschlag:** Nina Faber de.sign, Wiesbaden
- Fotos:** Bastian Dincher
- Gestaltung:** Franziska Senkel
- ISBN:** 978-3-942891-04-2
- Druck:** Buch- und Offsetdruckerei H. Heenemann  
© Januar 2012, nr

[info@netzwerkrecherche.de](mailto:info@netzwerkrecherche.de)  
[www.netzwerkrecherche.de](http://www.netzwerkrecherche.de)

Wir danken allen Referenten, Autoren und Förderern für die Mitwirkung an der nr-Werkstatt „Recherche reloaded – Was Journalisten von anderen Rechercheberufen lernen können“. Sie dokumentiert die Ergebnisse der gleichnamigen nr-Fachkonferenz, die am 28. und 29. Mai 2011 im Pressehaus von Gruner + Jahr in Hamburg stattfand.





# Dokumentationen



Die Dokumentationen

**nr-Werkstatt:  
Presserecht**

und

**nr-Werkstatt:  
Getrennte Welten**

können kostenfrei gegen einen adressierten und ausreichend frankierten Rückumschlag (DIN C4 oder C5, 1,45 Euro) beim netzwerk recherche Postfach 580507, 10414 Berlin bezogen werden.



**Getrennte Welten?  
Journalismus und PR in Deutschland (2011)**

[www.netzwerkrecherche.de](http://www.netzwerkrecherche.de)  
[info@netzwerkrecherche.de](mailto:info@netzwerkrecherche.de)





„Wir brauchen Journalisten, die Hintergründe transparent machen und zugleich für jeden verständlich formulieren können.“

Die Zielsetzung des Journalistenpreises, den die ING-DiBa einmal im Jahr vergibt, entspricht meiner Vorstellung von einem Wirtschaftsjournalismus, der dem Bürger Urteilkraft über ökonomische Themen verschafft.“

Helmut Schmidt, Bundeskanzler a. D.

## DER HELMUT SCHMIDT-JOURNALISTENPREIS 2012

Der Helmut Schmidt-Journalistenpreis wurde erstmals 1996 ausgeschrieben und wird seitdem jedes Jahr für besondere Leistungen auf dem Gebiet der verbraucherorientierten Berichterstattung über Wirtschafts- und Finanzthemen verliehen. Der Preis ist insgesamt mit 30.000 Euro dotiert.

**Einsendeschluss ist der 30. Juni 2012.**

Nähere Informationen zum Preis und zur Anmeldung finden Sie unter:  
[www.helmutschmidtjournalistenpreis.de](http://www.helmutschmidtjournalistenpreis.de)



HELMUT SCHMIDT  
JOURNALISTENPREIS

GESTIFTET VON DER  
**ING DiBa**